UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00384828 0

ERINNERUNGEN
DER
MALERIN
LOUISE SEIDLER

L46/1260

120470-(2)-B-H

Erinnerungen der Malerin Louise Seidler

Erinnerungen der Malerin Louise Seidler

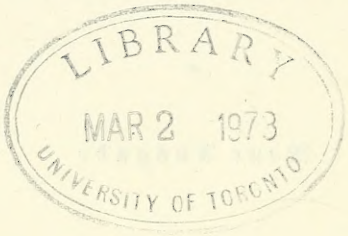
Herausgegeben von

Hermann Uhde

*

Neue Ausgabe

Im Propyläen-Verlag / Berlin



ND
588
S45A2
1922

Alle Rechte vorbehalten
Einband und Satzanordnung von Hugo Steiner-Prag
Copyright 1922 by Propyläen-Verlag G. m. b. H. in Berlin

1. Louise Seidler, Selbstbildnis

Erſtes Buch

*

Die Jugendzeit

Jena / Gotha / Dresden

München

*

1786 — 1818

Ein schöner junger Mann hatte durch seine stattliche Gestalt die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, welcher bekanntlich für hochgewachsene Leute eine ausgesprochene Liebhaberei besaß, auf sich gezogen und sollte auf Befehl dieses Monarchen zum Soldaten gepreßt werden. Mit Lebensgefahr entfloh er auf ungebahnten Wegen über Gräben und Hecken, bis er endlich Braunschweig erreichte, wo er sich vor den Werbern sicher fühlte. Er haßte den Soldatenstand; sein Sinn war den Beschäftigungen des Friedens, den Künsten und Wissenschaften zugeneigt. Um diesen ungestört nachleben zu können, entsagte er seinem Adel, seinen Familienverbindungen in Preußen, seinem Vermögen (welches der König konfiszierte) und nahm, um allen Nachforschungen zu entgehen, den Namen Seidler an. Dieser Mann war mein Großvater.

Er blieb in Braunschweig, wurde vermöge seines reichen Wissens 1745 Professor an dem damals neu begründeten, sogleich einen großen Aufschwung nehmenden Collegium Carolinum und heiratete einige Jahre später ein Mädchen von guter, wenn auch nicht begüterter Familie aus Wolfenbüttel. Als nun die Herzogin Anna Amalie von Weimar, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, für ihre Söhne Carl August und Constantin passende Lehrer suchte, fiel ihr Augenmerk auch auf den Braunschweiger Professor. So ward Johann Wilhelm Seidler Ostern 1761 mit dem Titel eines „Fürstlich Eisenach- und Weimarischen Oberkonsistorialrats" nach Weimar berufen und blieb „Instruktor beider Prinzen", bis diese erwachsen waren. 1772 trat ihm Wieland, 1775 der Hauptmann von Knebel als „Aufseher des Prinzen Constantin" zur Seite; die Oberaufsicht der Erziehung beider Prinzen war seit 1762 dem Geheimrat Johann Eustachius Grafen von Schlitz, genannt Görtz (dem späteren preußischen Staatsminister) anvertraut. Von den zahlreichen Kindern des Oberkonsistorialrats Seidler war mein Vater, welcher, wie die Mehrzahl seiner Geschwister, noch zu Braunschweig geboren wurde, das vierte.

Da ich im Laufe meiner Erzählung noch oft auf meine Familienverhältniſſe zurückkommen muß, ſo will ich gleich hier eine Überſicht meiner Blutsverwandten geben. Die Großeltern wohnten im ſogenannten „gelben Schlößchen" zu Weimar, Wand an Wand mit der Familie von Kotzebue; dort wurden ihnen noch vier Kinder geboren; ſechs hatten ſie ſchon aus Braunſchweig mitgebracht. Meine älteſte Tante heiratete den Hofprediger Baſch zu Weimar; ſie gehörte dem auserwählten Zirkel der Frau von Stein, Goethes Freundin, an. Baſch ſtarb früh; die kinderloſe Witwe vermählte ſich mit dem Buchhändler Ettinger in Gotha, und ihr Haus ſpielte dort etwa die Rolle wie in Jena das Frommannſche. Sie ward Mutter dreier Kinder, von denen mein zweiter Couſin, Eduard, mir in Italien ein hilfreicher Freund geworden. — Die zweite Tante trat als Kammerfrau in den Dienſt einer Prinzeſſin von Meiningen und wurde dort die Gattin eines Muſikers; die dritte, Amalie, heiratete kurz vor meiner Geburt den begüterten Bibliothekar, ſpäteren Kriegsrat Reichard in Gotha, bekannt als Muſikdirektor der Hofbühne neben Eckhof, als Herausgeber der „Theaterkalender" aus dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, des „genealogiſchen Taſchenbuchs" uſw. Sie war ſo ſchön, daß ihre Erſcheinung überall das größte Aufſehen erregte. — Meine vierte Tante ward die Frau des berühmten Philologen Jacobs, welcher ſich nach ihrem Tode mit ſeiner Schwägerin Dorette, des Oberkonſiſtorialrats Seidler fünfter Tochter, verband. Dieſe Tante Dorette war der Schutzengel meines Lebens. Hier erwähne ich nur noch, daß mein guter Onkel Jacobs, durch doppelte Ehebande an unſere Familie gekettet, 1803 Vater eines Sohnes geworden iſt, mit dem mich gleiches künſtleriſches Streben verbunden hat: der berühmte Hiſtorienmaler Paul Emil Jacobs, der in zwei Hemiſphären auf großen Ausſtellungen die erſten Preiſe erhielt, iſt mein Vetter.

Mein älteſter Oheim, Heinrich Seidler, ward Herzoglich Weimariſcher Oberkonſiſtorialſekretär und gleichzeitig, ſeiner wohlklingenden Stimme wegen, mit kleiner Zulage als Tenoriſt bei der Oper angeſtellt. In letzterer Eigenſchaft mußte er bei den Hofkonzerten und Aufführungen des Herzoglichen Liebhabertheaters in Weimar, Tiefurt und Ettersburg mitwirken. Goethe teilte ihm manche ehrenvolle Aufgabe zu, ſo zum Beiſpiel war er Niclas in der „Fiſcherin", Zigeunerburſch

im „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern", der erſte Arkas in der damals (1779) nur in Proſa vorhandenen „Iphigenie" uſw.

Zwei jüngere Söhne meines Großvaters, von denen der eine Theologie ſtudierte, traten in ruſſiſche Dienſte und bekleideten ehrenvolle Ämter in Livland. Sie ſind jetzt verſchollen. Der dritte wurde akademiſcher Buchhändler in Jena und endete durch Selbſtmord. Sein älteſter Sohn ward Gouverneur der jungen Fürſten Schwarzenberg zu Wien, ſeine älteſte Tochter, meine Couſine, die Frau des ſpäteren Konſiſtorialrats Gensler in Koburg.

Meinen Vater machte Carl Auguſt zum Univerſitätsſtallmeiſter zu Jena. In dieſer Stellung heiratete er nach achtjährigem Verlöbnis ein ſchönes, wackeres Mädchen, Sophie Kretſchmar aus Sulza, meine Mutter, die ihm außer mir nur noch einen totgeborenen Sohn und eine Tochter, namens Wilhelmine, gebar. Ich, die Älteſte, bin am 15. Mai 1786 geboren.

Häusliche Zerwürfniſſe, die ſich leider von Jahr zu Jahr ſteigerten, warfen ſchon früh einen Schatten auf meine Jugend. Um mich ſo üblen Eindrücken zu entziehen, gab mich die Mutter in meinem fünften Jahre gänzlich in das Haus meiner Großmutter, der Oberkonſiſtorialrätin, welche — nachdem ſie durch den Tod ihres Mannes zur Witwe geworden — mit ihrer Familie nach Jena übergeſiedelt war. Dort geriet die alte Dame anfangs in die drückendſte Lage. Vermögen hatte ſie ja nicht geerbt und mußte doch für eine Reihe von Kindern ſorgen, von denen erſt die wenigſten ſelbſtändig waren. Die tüchtige Frau zeigte ſich jedoch ihrer ſchweren Pflicht gewachſen und erlebte noch die Freude, alle ihre Kinder, außer der guten Tante Dorette, von welcher ſie bis an den Tod treulich gepflegt ward, ganz vortrefflich verſorgt zu ſehen. Auch wurden die erſten ſchweren Jahre nach dem Hinſcheiden des Großvaters der Witwe desſelben bald durch fürſtliche Gnade erleichtert, denn da der Verſtorbene ſich ſeine tödliche Krankheit bei dem Schloßbrande zu Weimar, 1774, zugezogen hatte, ſo genügte dies dem Edelſinne der Herzogin Anna Amalie, ſich ſeiner Hinterbliebenen fürſorglich anzunehmen. Auf ihre Veranlaſſung erhielt meine Großmutter Wohnung in einem ehemaligen Kloſter.

An dieſes Gebäude knüpfen ſich meine früheſten Jugenderinnerungen; als es mir zur Heimat wurde, waren mit Ausnahme der

erwähnten Tante ſchon ſämtliche Kinder der Großmama in alle Welt zerſtreut. Von jenen zwei edlen Frauen wurde durch eine ſehr ſorgfältige Erziehung der Grundſtein meines ſpäteren Lebensglückes gelegt; ich verdanke dasſelbe namentlich meiner Tante Dorette, welche Herz und Geiſt mit feſtem Willen und großer Tatkraft vereinigte. Durch dieſe Eigenſchaften hat ſie im höchſten Maße vorteilhaft auf mich gewirkt, und da ſie außerdem über ein reiches Wiſſen gebot, ſo leitete ſie in Gemeinſchaft mit der Großmutter meinen erſten Unterricht, den ſpäter auch meine Schweſter Wilhelmine mit mir teilte, welche übrigens im elterlichen Hauſe belaſſen wurde.

Das düſtere, geheimnisvolle Äußere unſeres altertümlichen Kloſters zog mich ſtets beſonders an; nicht minder merkwürdig für meinen Kinderſinn war ſein Inneres. Lange Korridore verbanden die Zimmer; zu denen der Großmutter führte gar eine ſteinerne Wendeltreppe! Im Aufgange zum erſten Stockwerk hing (und hing noch viele Jahre ſpäter) das lebensgroße Bild der Erbauerin des Kloſters, einer Frau in ſchwarzem Kleide mit großem Stehkragen, die Züge ernſt und finſter. Da die Sage behauptete, die ſchwarze Frau ſpuke, ſobald das Bild herabgenommen würde, ſo ging ich an dieſem nie ohne geheimes Grauen vorüber. Allein es gab keinen andern Weg zu Großmamas Zimmern.

Aus der Putzſtube dieſer ernſten, überaus würdevollen und förmlichen Frau hatte ich mittels eines Schiebfenſterchens den Blick in einen weiten Saal, der den Studenten zum Fechtboden diente. Die Wände desſelben waren geſchmückt mit großen Porträts alter, längſt vermoderter Herren in verſchollener Tracht; es waren die Bildniſſe ehemaliger akademiſcher Fechtmeiſter. Steif ſchauten ſie herab auf das lärmende Treiben einer jüngeren Generation zu ihren Füßen, welche munter Terzen und Quarten ſchlug oder über ein hölzernes Pferd voltigierte, das in der Mitte des Saales ſtand. Noch wohnte mit uns in dem Kloſter die Witwe des letzten Fechtmeiſters, eine mürriſche, wegen der Tyrannei gegen ihre Mägde berüchtigte Frau, welche von jedermann gemieden wurde, da ſie in ihrer düſtern, einem Laboratorium ähnlichen Küche allerlei Eſſenzen braute, von denen man nichts Gutes munkelte. Eines Tages bewog mich dieſe wunderliche Alte, indem ſie mir einen Apfel verſprach, in ihre Stube zu kommen;

als ich aber über die Schwelle schreitend der Tür gegenüber einen bluttriefenden Ecce homo mit der Dornenkrone auf dem Haupte erblickte, während zugleich zwei schwarze Katzen auf mich zusprangen, erschrak ich so heftig, daß ich laut schreiend davonlief. Nichts in der Welt hätte mich vermocht, die Alte ein zweites Mal zu besuchen.

Übrigens starb sie bald darauf; ihre Leiche wurde im Fechtsaale ausgestellt. Die Neugierde trieb mich noch abends spät an der Großmutter Guckfensterchen, um die Tote zu betrachten, doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich eine Schar wilder Frauengestalten erblickte, die lachend und schreiend den von brennenden Kandelabern umstellten Sarg umtanzen! Es waren die vormaligen Dienstmägde der Verstorbenen, welche — von dieser oft mit rücksichtsloser Strenge behandelt — sich aus Rachgier zu so grauser Orgie zusammengefunden hatten.

Noch eine, aber freundlichere Erinnerung an diesen Fechtboden ist mir geblieben: ich sah nämlich auf demselben Schillers „Räuber" von Studenten aufführen. Heute noch schwebt mir die Gestalt eines blonden Jünglings vor Augen, der, als Mädchen gekleidet, vollständig kostümiert und frisiert in einer Portechaise herbeigetragen wurde, um die Rolle der Amalie zu geben. Alle die jungen Männer spielten feurig und sangen das Räuberlied mit größter Begeisterung. Es ging überhaupt ein romantischer Zug durch die damalige Zeit; die Alten lasen Spießsche Ritterromane, und wir Kinder, Knaben wie Mädchen, waren glücklich, wenn wir „Burggrafen und Edelfräulein" vorstellen konnten. Am Fuße des Hausberges, dicht bei Jena, hatten wir in einem Grasgarten ein felsiges Terrain entdeckt, welches sich zu einer kleinen Burg vortrefflich eignete, sogar eine Warte fehlte nicht. Hier spielten die Knaben Turniere absonderlicher Art; wir Mädchen waren dabei die Burgfräulein, welche dem Sieger ein Kränzlein reichten. Diese Spiele nahmen meine Seele so sehr ein, daß ich sie auch zu Hause fortsetzte und dort einst mit der als Schwert verwendeten Elle die Talglichter vom Tische herunteragierte — worauf ich denn in einer dunkeln Kammer die Freuden des Burgverließes zu kosten bekam. Nichtsdestoweniger fingen am folgenden Tage die Turniere und Ritterspiele wieder an; ich rüstete eine ganze Armee munterer Knaben

mit bunt bemalten Helmen und Harnischen oder blutig gefärbten Schwertern aus. Denn schon war ich so weit herangewachsen, daß ich Elementarunterricht, daneben aber auch Unterweisung im Zeichnen erhielt; lebhaft erinnere ich mich des Ergötzens, welches das Porträt unserer Köchin, sowie dasjenige unseres häßlichen, struppigen alten Hundes, den ich lebensgroß malte, allen bereitete, denen diese kindlichen Erzeugnisse zu Gesicht kamen.

Dieser Hund, Dacke mit Namen, war ein unausstehlicher Beller und Kläffer; eine Eigenschaft, durch welche er sich den ernsten Unwillen Goethes zuzog. Der Dichter brachte in jenen Jahren oft ganze Monate in dem Hauptflügel des altertümlichen Jenaischen Schlosses zu, dessen Querbau meinem Vater als Dienstwohnung angewiesen war; die beiderseitigen Fenster — jene Goethes und die meiner Eltern — lagen einander grade gegenüber; beide gingen auf den inneren Schloßhof. Ich bemerkte nun, wenn ich bei den Eltern war, mit nicht geringem Verdrusse, daß Goethe, dem alles Hundegebell in den Tod zuwider war, häufig nach Dacke, meinem beständigen treuen Begleiter, erklärten Lieblinge und Spielkameraden, warf, um ihn unter seinem Fenster fortzujagen; ja, endlich gab er den gemessenen Befehl, das Tier solle eingesperrt oder ganz weggeschafft werden. Als dasselbe nun bald darauf starb, welcher Todesfall mir bittere Tränen entlockte, warf ich einen großen Haß auf Goethe, denn ich ließ mir nicht ausreden, daß er meinen Dacke habe umbringen lassen. Solcher Haß auf den Dichter hielt mich jedoch nicht ab, unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals etwa siebenjährigen Sohne, der den Vater häufig besuchte, recht nach Herzenslust vergnügt zu spielen. August (geboren am 25. Dezember 1789) war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten beide miteinander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter des Götz und Werther unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Torte, an einem Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.

Außer Dacke hatte ich noch zwei andere vierbeinige Lieblinge: ein grade an einem 15. Mai, meinem Geburtstage, zur Welt gekommenes Pferdchen, das ich stolz Bucephalus getauft hatte, und ein kleines Lamm, welches ich zu meinem neunten oder zehnten Geburtstage geschenkt bekam. Die Freude über dieses letztere war so groß, daß ich einen sehr schönen Hut mit roten Schleifen, von dem sich die Geberin, Tante Dorette, große Wirkung versprochen hatte, mit keinem Blicke ansah — zum tiefsten Kummer der guten Tante. Sie bekam indessen Revanche, denn als das Lämmchen zum fetten Hammel herangewachsen und bereits geschlachtet war, zierte mein Haupt noch der Hut mit den roten Schleifen, deren Wert ich nun erst zu würdigen wußte.

So wurde ich allmählich ein großes Mädchen, und nach und nach trat der Ernst des Lebens an mich heran. Besonders war es die umsichtige Tante Dorette, die mir schon früh einschärfte: daß ich wegen Mangels an Vermögen danach streben müsse, durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse mir ein unabhängiges Dasein zu gründen. Als daher ihr eigener Unterricht nicht mehr ausreichte, sorgte sie für die tüchtigsten Lehrer; namentlich wußte sie mich zu anhaltendem Fleiße im Zeichnen aufzumuntern, indem sie für meine Erstlingsversuche beständig das lebhafteste Interesse kundgab. Ebenso erhielt ich gründliche Unterweisung in der Musik; beliebte Weisen von Dittersdorf, Schweitzer, Hiller, Sonaten von Haydn und Clementi gab ich bald geläufig wieder. Oft mußte ich meiner Großmama vorspielen — so auch in deren letzter Krankheit. Als sie ihr Ende nahen fühlte, verlangte sie ihre Lieblingsstücke auf dem Piano zu hören; unter den Klängen der Melodien, welche ich weinenden Auges den Tasten entlockte, hauchte die teure Greisin ihren Geist aus.

Ihr Tod brachte insofern eine Änderung in den für mich entworfenen Lebensplan, als auf dringende Verwendung der Tante Dorette beschlossen wurde, mich behufs meiner Ausbildung zur Erzieherin nach Gotha in das als vortrefflich bekannte Pensionat der Doktorin Stieler (Gattin des berühmten Kartographen) zu schicken. Ich wurde daher während des Winters 1799 auf 1800 im Christentum unterwiesen und dann, noch nicht vierzehn Jahre alt, konfirmiert, und zwar zusammen mit der lieblichen Auguste Böhmer, deren früher, durch die Pflege der erkrankten Mutter herbeigeführter Tod

im Bade Bocklet (12. Juli 1800) ſo rührend durch eine Reihe von Sonetten ihres Stiefvaters A. W. Schlegel beſungen wurde, während gleichzeitig durch ihr Ableben der Philoſoph Schelling, damals Profeſſor in Jena, infolge törichter Gerüchte über eine Opiumkur, welche er mit ihr angeſtellt hatte, in ſehr üble Nachrede kommen ſollte.

Aus meiner Konfirmationszeit erinnere ich mich übrigens lebhaft eines tragikomiſchen Ereigniſſes. Die Wohnung des ehrwürdigen Superintendenten, welcher uns zum heiligen Abendmahl vorbereiten ſollte, lag dem Stadtgraben gegenüber, wo die liebe Straßenjugend ihre fröhlichen Spiele zu treiben pflegte. Beſonders in dieſer Winterszeit, da der Graben tüchtig gefroren war, hatte das Glitſchen kein Ende. Mit heimlichem Neide ſchaute ich dieſen von der ernſten Großmutter mir bisher ſtreng verboten geweſenen Beluſtigungen zu; für mein Leben gern hätte auch ich meine Geſchicklichkeit auf dem blanken Eiſe erprobt. Aber ich ſchämte mich doch zu ſehr — bis eines Tages Auguſte Böhmer, der ich mein tiefes Sehnen zugleich mit meinen Bedenken mitteilte, letztere leicht hinwegzuſcherzen wußte. Ich unternahm das nie Gewagte und eilte auf die glatte Eisbahn, jedoch ungeübt wie ich war, fiel ich Hochaufgeſchoſſene der Länge nach zu Boden; Bibel, Geſangbuch und Katechismus flogen umher. Als ich, dunkelrot vor Scham, mich wieder aufgerafft hatte, ſah ich zu meinem Schrecken den ernſten Lehrer am Fenſter ſtehen, der in ſtarrer Verwunderung beide Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug.

Nachdem ich konfirmiert worden war, verließ ich meine Vaterſtadt und ging nach Gotha in die Penſion. Ein guter Geiſt herrſchte in der Stielerſchen Anſtalt; kindliche Genügſamkeit und Frohſinn machten uns alle Pflichten leicht. Während mein Verſtand hier in allem Wiſſenswerten reiche Nahrung fand, ſchloß mein Herz ſich einigen Gefährtinnen in warmer Jugendfreundſchaft an. Die Tochter des Dichters Gotter, Pauline, ein anmutiges feines Mädchen, welches man ſeines aparten Weſens halber „das Prinzeßchen“ nannte, zog mich beſonders an; noch inniger vertraut wurde ich mit Lottchen Stieler, der jugendlichen Schwägerin der Penſionsvorſteherin, welche mir in der Muſik Vorbild und Lehrerin wurde, und zu der ſich bis in die ſpäteſte Zeit ein dauerndes, herzliches Verhältnis geſtaltete. Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in der Anſtalt feſſelte mich

— wie gewiß jeden, mit dem ſie in Berührung kam — eine neue Penſionärin: die bildſchöne Fanny Caspers. Dieſe wurde von ihrem reichen Bräutigam der Inſtitutsvorſteherin Oſtern 1802 auf ein Jahr übergeben, damit ſie ſich an ein geregeltes Leben gewöhnen und wirtſchaftliche Kenntniſſe erwerben ſollte. Nach Ablauf dieſer Friſt wollte er Fanny zum Altar führen.

Fanny gewann durch ihr drolliges, munteres, hinreißend liebenswürdiges Weſen ſogleich aller Herzen; was ſie auch anſtellte: man konnte ihr nicht gram ſein. Sie hatte die letztverfloſſenen zwei Jahre ihres Lebens mit ihrer Schweſter Manon in Weimar zugebracht, wo die beiden Mädchen am Hoftheater Schauſpielerinnen und Sängerinnen geworden waren, um die gedrückte Lage ihrer verwitweten Mutter zu erleichtern. Nach dem ungebundenen Theaterleben mußte der ſprudelnden Fanny unſere ſtrenge Hausordnung doppelt beengend ſein; ſie machte denn auch alsbald allerhand Reformverſuche. Als wir, um unſern regelmäßigen Spaziergang anzutreten, zu den grauen Gamaſchen griffen, mittels deren wir dem Schnee Trotz boten, rief Fanny mit komiſchem Entſetzen: „Wie! Seid ihr Bärenführerinnen, daß ihr euch ſo plumpe Füße machen wollt?“ Ihre Worte fielen auf fruchtbaren Boden: wir leiſteten von nun an hartnäckigen Widerſtand gegen die allerdings den Fuß entſtellenden Gamaſchen.

Als wir abends in der Freiſtunde unſere gewöhnlichen Spiele begonnen hatten, rief Fanny bald: „Ach wie langweilig!“ und gähnte laut. „Laßt uns Komödie ſpielen!“ ſagte ſie dann; „ich bin die Jungfrau von Orleans. Dieſes Stück iſt ganz neu“ (es war 1801 erſchienen), „ihr kennt es gewiß noch nicht!“ Und nun rückte ſie eine Anzahl Tiſche zuſammen, kletterte wie ein Eichkätzchen auf dieſe improviſierte Bühne und begann zu deklamieren: „Lebt wohl, ihr Berge!“ welchem Monologe wir Schülerinnen ſamt der entzückten Aufſeherin atemlos lauſchten.

Nur ein einziger Zug mißfiel mir an Fanny: ich konnte ihr den Kaltſinn gegen ihren, ſie wahrhaft vergötternden Bräutigam, einen jungen Arzt und Beſitzer einer Apotheke in Zittau, namens Kniſpel, nicht verzeihen. So forderte ſie mich eines Sonntags in der zum Korreſpondieren beſtimmten Stunde allen Ernſtes auf, an ihrer Statt ihrem Bräutigam zu ſchreiben, da ſie auf ſeine langweiligen Liebesklagen

durchaus nichts zu erwidern wisse. „Es sei denn," setzte sie hinzu, ich hätte für mich, oder auch für dich, herzlich geliebte Louise, um etwas zu bitten. Ganz recht! Ich will ihn um rosa Atlas zu zwei Kleidern nebst Blumen zum Ausputz ersuchen!" Gedacht, getan; und wirklich erfüllte der schwache Narr diesen unsinnigen und verschwenderischen Wunsch seiner Braut, welcher er überhaupt in jedem törichten Verlangen nachgab, um ihr Herz zu gewinnen, denn wohl fühlte er, daß er es nicht besaß. Monate waren vergangen, als der Bräutigam einst mit verbundenem Arme unerwartet eintrat; er erzählte, er habe um Fannys willen ein Duell gehabt. Diese war anfangs betroffen, dann aber stellte sie mit dem angeblichen Duellanten ein solches Kreuzverhör von allerlei Fragen an, daß sich bald zeigte, wie er Komödie gespielt hatte, um seiner Braut mehr Liebe zu sich einzuflößen. Dieser Unfug war der Direktorin Stieler denn doch zu arg; sie legte sich ins Mittel, worauf ihr Fanny weinend gestand, nur ihre bittere Armut habe sie veranlaßt, sich mit Knispel, den sie nicht leiden könne, zu verloben. Frau Stieler, die uns allen eine edle, mütterliche Freundin war, bot ihr darauf an, ihr ein Jahr lang freien Unterricht und freie Station in dem Institute zu gewähren; in dieser Zeit könne sie sich zur Erzieherin ausbilden. Fanny war hierüber aus Herzensgrunde froh; die Vorsteherin übernahm das heikle Amt, den Dr. Knispel zu benachrichtigen, daß seine Braut die Lösung des Verhältnisses wünsche, worauf der arme Mensch schwermütig abreiste — und somit war die Sache beigelegt. Fanny lebte sichtlich auf; sie entfaltete rastlosen Fleiß und machte gute Fortschritte. Leichten Sinnes blieb sie freilich immer, so daß die Vorsteherin ganz zufrieden war, als sich nach Jahresfrist eine gute Stelle als Erzieherin für meine Freundin fand. Diese schied von mir tiefbewegten Herzens, nicht ahnend, daß wir uns viele Jahre später unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen sollten.

Noch muß ich aus meiner Pensionszeit eines Zwischenfalls gedenken, welcher eine hübsche kleine Reise im Gefolge hatte. Eines Tages erschien nämlich eine reiche Engländerin in der Anstalt, um diese zu besichtigen, da sie eine Tochter in Deutschland erziehen lassen wollte. Sie hatte schon eine ganze Reihe von Instituten gesehen, keines hatte ihren Ansprüchen an Eleganz und Komfort genügt. Auch

das unſere war ihr zu einfach. Sie machte ſich deshalb auf den Weg nach Schnepfenthal, wo ſie zu finden hoffte, was ſie bei uns vermißte. Auf ihre Bitte durfte ich ſie begleiten.

An der Spitze der Schnepfenthaler Anſtalt ſtand damals noch der Gründer derſelben, Salzmann; ſeine Söhne und Töchter bildeten einen Teil des Lehrperſonals. Madame Salzmann fiel mir auf durch ihr über den Rücken lang herabhängendes graues Haar, welches ihren einzigen Kopfſchmuck ausmachte; ſämtliche Lehrerinnen waren ebenſo friſiert; ihre Kleidung beſtand aus kurzen, engen Gewändern von Drillich, derben Schuhen und Küchenſchürzen. Die Lehrer gingen einher in bloßem Halſe, ohne Halsbinden; einen gewinnenden Eindruck dagegen machten die ſehr ſauber gehaltenen Zöglinge in ihren ſcharlachroten Tuchjäckchen, der Inſtitutstracht. Überall herrſchte Munterkeit und Friſche, zugleich aber eine wahrhaft ſpartaniſche Einfachheit. Der Brunnen im Hofe bildete für Lehrer und Schüler das einzige Waſchbecken; der Speiſeſaal hatte vier weißgetünchte Wände, an denen die Silhouetten der abgegangenen Zöglinge hingen; man ſaß auf Holzſchemeln. Die Koſt war wohlſchmeckend und reichlich, aber ohne allen Aufwand; vor und nach dem Eſſen wurde ein Gebet geſprochen. Alles dieſes behagte der Engländerin ſo wenig, daß ſie ſich ſchleunig wieder aus Schnepfenthal entfernte, um das Ziel ihrer Wünſche, ein elegantes Penſionat, anderswo zu ſuchen.

Im Stielerſchen Inſtitute wurde, wie in allen Fächern, ſo auch im Zeichnen von gediegenen Lehrern und Lehrerinnen gründlicher Unterricht gegeben; was mich aber beſonders förderte, waren Privatlektionen, welche mir der nach elfjährigem Aufenthalte in Rom unlängſt nach Gotha zurückgekehrte Bildhauer Profeſſor Döll aus beſonderer Freundlichkeit umſonſt erteilte. Pauline Gotters ältere Schweſter nämlich wollte ſich zur Künſtlerin ausbilden, und Döll, ein ebenſo tüchtiger wie durch ſeine Jovialität und ſeinen graden Biederſinn ſchätzenswerter Mann, ward ihr Lehrer. An dieſem Unterrichte durfte ich auf Bitten meiner Tante Dorette, der meine Ausbildung nach wie vor ſehr am Herzen lag, teilnehmen, und Döll fuhr mit demſelben, ohne Entgelt zu fordern, auch dann noch fort, als die Gotter, die Schwierigkeiten einer Künſtlerlaufbahn erwägend, dieſen Pfad bald wieder verließ. Ohne weiter nachzudenken, ob meine Studien einen

Zweck hätten und wozu sie führen sollten, setzte ich sie unverdrossen fort; Döll arbeitete in seinem Atelier, während ich in einem Nebensaale nach Mengsschen Gipsabgüssen zeichnete. Dann und wann erschien der Meister und deutete mit derben Kohlenstrichen seine Verbesserungen an. Sein Unterricht, so wenig systematisch er auch war, weckte doch zuerst große Liebe zur Kunst in meiner Brust.

Unter den fremden Sprachen, welche im Stielerschen Pensionate gelehrt wurden, stand das Französische obenan. Wir wurden darin von einem alten ehrwürdigen Abbé Ozanne unterrichtet, der während der Revolution ausgewandert war und in Gotha eine Freistatt gefunden hatte; er bewohnte ein ärmliches, zellenartiges Stübchen, aß mit uns zu Mittag und nahm häufig an unsern Spaziergängen teil, wo ich mich gern an seinen Arm hing, um ungestört mit ihm zu plaudern. Es wimmelte damals in Deutschland von französischen Emigranten, welche bessere Tage ihres Vaterlandes herbeisehnten, um alsdann dorthin zurückzukehren; auch unsern greisen Ozanne beherrschte das heißeste Verlangen, Frankreich wiederzusehen. Als endlich die Amnestie erlassen war, begab er sich daher sofort — und zwar aus Mangel an Geldmitteln zu Fuß — auf den Heimweg. Aber ach! Seine Kräfte reichten nicht aus; er starb unterwegs, ohne sein Heimatland erreicht zu haben. Wir hatten ihn von Herzen liebgewonnen und bedauerten sein Geschick aufrichtig.

Drei Jahre war ich in dem Pensionate zu Gotha gewesen; zur Jungfrau gereift, kehrte ich nach Jena zurück. Anfangs fühlte ich mich dort nicht gleich wieder heimisch; erst nach und nach gewann ich dem stilleren Leben des elterlichen Hauses Reiz ab. Meine Mutter, eine sinnige, poetische Frau, erfreute sich mit mir und meiner jüngeren Schwester Wilhelmine hauptsächlich des Abendbesuches dreier junger Leute, deren einer, namens Schröder aus Koburg, anregend auf meine musikalischen Bestrebungen, der andere durch Vorlesen bildend auf mich wirkte, während der dritte durch seinen regen Geist und seine treue Anhänglichkeit unsern kleinen Kreis verschönte. Er wollte sich der Medizin widmen. Mein Vater hatte vor Jahren während seiner Lehrzeit bei den Eltern dieses letzteren — der auch aus Koburg stammte — gewohnt und war von denselben wie ein Sohn geliebt worden; die alte Zuneigung hatte sich auf die Kinder übertragen,

und wir Schweſtern ſtanden mit dem Studioſus in kindlich-inniger Verbindung, welche bis in die ſpäteſten Jahre fortdauerte und auch dann ſich nicht lockerte, als unſer Jugendfreund ein berühmter Diplomat und endlich gar geadelt wurde. Es iſt Chriſtian Friedrich Stockmar, von dem ich rede. Seine Statur war klein und mager, ſeine Geſichtsfarbe blaß, beinahe tot, aber durchdringende ſchwarze Augen belebten ſeine Züge. Er ſprach wenig, allein was er ſagte, war ſchon damals gediegen und voll Gewicht; man erkannte ſofort den geiſtig hochbegabten Menſchen. Zu Zeiten konnte er auch ausgelaſſen luſtig ſein; ich hatte Gelegenheit, dies auf einer Fahrt nach Koburg zu beobachten, welche mein Vater — der mir ſeinen früheren Aufenthaltsort zeigen wollte — mit Stockmar, Schröder und mir unternahm, als die beiden Studenten einſt in den Ferien nach Hauſe reiſten. Die Fahrt war ſehr beſchwerlich; es ging über Gräfental, bewaldete Berge ſteil hinauf nach dem Sattelpaß, auf deſſen höchſter Spitze ein wachthabender Invalide mit wichtiger Amtsmiene herriſch unſere Namen zu wiſſen verlangte, um ſie in ſeinen Folianten einzutragen. Nichts konnte uns willkommener ſein: Stockmar, Schröder und ich, wir gaben uns die fabelhafteſten Namen, die der Invalide gar nicht buchſtabieren konnte. Ich war ausgelaſſen genug, mich für die wunderſchöne, damals dem Namen nach von jedermann gekannte Madame Récamier auszugeben.

Auf meine Begegnung mit Stockmar in Italien komme ich zurück. Zum letzten Male ſah ich ihn im April 1850, als zu Erfurt das Parlament tagte; er ſuchte mich von der Nachbarſtadt aus in meiner Weimariſchen Künſtlerzelle auf. Erſt der Tod des Trefflichen löſte die herzlichen Beziehungen, welche ſich vor langen Jahren in Jena geknüpft hatten.

Zu meinen liebſten Jugendfreundinnen in der Heimatsſtadt zählten Louiſe und Julie Marezoll, die älteſten Töchter des Superintendenten von Jena. Dieſer, ein ebenſo gelehrter als würdiger Geiſtlicher und hinreißender Kanzelredner, hatte im Jahre 1803 die bedeutende Stellung eines Hauptpredigers an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen aufgegeben, da er hoffte, in dem milden Klima unſeres ganz von Bergen eingeſchloſſenen Ortes Heilung von ſeiner Gicht zu finden. Er hatte einen Sohn, der bald ein tüchtiger Lehrer der Jurisprudenz

in Gießen wurde, und vier Töchter, von denen die genannten beiden die hervorragendſten waren. Louiſe Marezoll hat ſich als gediegene Überſetzerin aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen vorteilhaft bekannt gemacht; Muſik verſtand ſie aus dem Grunde und dirigierte in muſikaliſchen Vereinen häufig genug ein ganzes Orcheſter. Eine Zeitlang gab ſie auch die „Zeitung von und für Frauen“ heraus, deren Redaktion ſie mit großer Umſicht leitete. Es war eben damals eine Zeit, in welcher die Frau ſich wohl ihren Wirkungskreis zu ſchaffen wußte, ohne die ihr naturgemäß gezogenen Schranken zu überſpringen.

Einflüſſe wie die geſchilderten hatten für mich die gute Folge, daß meine geiſtige Entwickelung auch nach meinem Scheiden aus dem Inſtitute nicht ſtillſtand; namentlich in der Muſik machte ich tüchtige Fortſchritte. Von dieſen eine Probe abzulegen, bat man mich einſt in einer Soirée, welche unſer Hausgenoß, Major Hendrich, Kommandant von Jena, zu Ehren Goethes veranſtaltet hatte. Namenloſe Befangenheit ergriff mich; unter dem Banne derſelben haſpelte ich eine Sonate von Clementi ab — der Erfolg war ſehr dürftig; Goethe, damals gegen mich noch ganz „Geheimrat“, ſagte mir in herablaſſender Weiſe einige freundliche Worte, gab mir aber nie wieder Gelegenheit, ihm einen ähnlichen „Kunſtgenuß“ zu bereiten.

Die geſellſchaftlichen Kreiſe meiner Vaterſtadt, in denen ich nun nach und nach Zutritt fand, waren von höchſtem Intereſſe; das kleine Jena vereinigte zu jener Zeit viele bedeutende Männer und Frauen in ſeinen Mauern. Beide Schlegel, Tieck, Schelling, beide Hufeland, Loder, Gries und viele andere verbreiteten eine geiſtige Atmoſphäre, deren Einfluß ſich auch auf die weibliche Jugend erſtreckte. Beſonders intereſſant war der geſellige Verkehr im Hauſe des Buchhändlers Frommann, deſſen Gattin eine Zierde ihres Geſchlechtes und ein Muſter edelſter Weiblichkeit war. Um ihren Teetiſch verſammelten ſich viele der ausgezeichnetſten Geiſter; die gehaltvollſten Geſpräche über die Zeitgeſchichte, Kunſt und Literatur wurden geführt. Hervorragende Neuſchöpfungen der letzteren pflegte Vater Frommann vorzuleſen; er tat es mit Geiſt und Geſchmack. Überſetzungen ſpaniſcher, namentlich Calderonſcher Dramen wurden uns ſo vermittelt, ebenſo Taſſos „befreites Jeruſalem“ und Arioſts „raſender Roland“, beide nach der Verdeutſchung von Gries, welcher mit dieſen Arbeiten den

2. Louise Seidler, Minchen Herzlieb

Grund legte zu ſeinem Ruhm als meiſterlicher Überſetzer ausländiſcher Dichter.

Nicht ſelten verherrlichte auch Goethe, der ſich oft mit ſeinem Sekretär und Freunde Riemer von Weimar nach Jena zurückzog, um dort ungeſtörter zu arbeiten, einen Abend bei Frommanns durch ſeine Gegenwart, ja, bisweilen ſogar durch ſeine Kunſt im Vorleſen. So erinnere ich mich, daß er — es war dies aber erſt 1808 — das Nibelungenlied, mit dem er ſich eben damals viel beſchäftigte, teilweiſe vortrug und erläuternde Bemerkungen ſcharfſinnigſter Art dazu gab.

Andere Abende waren wohl dem Scherze und der frohen Laune gewidmet; Frommanns ſahen junge Seelen gern bei ſich, um ihren Zirkel gehörig zu beleben. Einſt war als Weihnachtsgeſchenk der Kinder eine Laterna magica ins Haus gekommen. Dieſe ergriff Goethe, ließ die bunten Bilder auf der weißen Fläche der Stubentür ſich abſchildern und trug improviſierte Knittelverſe des witzigſten Inhalts dazu vor. Ein andermal hatten wir uns damit unterhalten, aus einzelnen großen Buchſtaben Namen zuſammenzulegen; am nächſten Tage ſchickte Goethe ein mit einer Anzahl ſolcher Buchſtaben angefülltes Kuvert, welches die Aufſchrift trug: „Drey Namen, davon der erſte mit einem M anfängt, der letzte mit einem A endigt". Das Verlangen, die geheimnisvollen Namen zu kennen, ruhte nicht eher, als bis dieſelben entdeckt waren, ſie hießen: „Minchen, Anmuth, Alwina" — nämlich Minchen Herzlieb und Alwina Frommann, die Tochter vom Hauſe.

Das ſchöne und anmutreiche Minchen Herzlieb — mit einem artigen Wortſpiel meiſtens „Minne Herzlieb" (Minne, Herz, Lieb') genannt — war Frau Frommanns Pflegetochter; dieſelbe, welche Goethe ſpäterhin als Urbild zu ſeiner Ottilie in den Wahlverwandtſchaften vorſchwebte. Minne war die lieblichſte aller jungfräulichen Roſen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die — mehr ſanft und freundlich als feurig — jeden herzig unſchuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenſchwarz, das anmutige Geſicht vom warmen Hauche eines friſchen Kolorits belebt, die Geſtalt ſchlank und biegſam, vom ſchönſten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: ſo ſteht Minne Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtnis. Ihr Anzug war ſtets einfach, aber geſchmackvoll; ſie liebte ſchlichte weiße Kleider; in einem ſolchen habe

ich ſie lebensgroß in Öl gemalt. Gewöhnlich trug ſie auch beim Ausgehen keinen Hut, ſondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden.

Und wie herzgewinnend war ſie mit der Muſik ihrer Stimme, dem melodiſchen Organ! Wie völlig die Goetheſche Ottilie! Ihr Geſang war nicht bedeutend, aber im Einklang mit ihrer ganzen Erſcheinung, einfach-anmutig. Sie ſang Goethes von Reichardt komponierte Lieder zum Klavier oder zur Gitarre, oft zweiſtimmig mit Frau Frommann. Dieſe — eine geborene Weſſelhöft aus Hamburg — war eine vielſeitig gebildete, geiſtvolle und gemütreiche Dame, ſprachkundig, von gründlichem muſikaliſchen Verſtändnis und ſehr geſchickt in der Miniaturmalerei; dabei eine treffliche Hausfrau. Unter ihrer wahrhaft mütterlichen Leitung und Obhut war Minchen Herzlieb zur blühenden Jungfrau herangewachſen; ſie war noch ein Kind, als ſie nach dem Tode ihrer Eltern (der Vater war Superintendent in Züllichau geweſen) Aufnahme bei dem vormals ſelbſt in Züllichau anſäſſigen Buchhändler Frommann gefunden hatte. Als dieſer im Frühjahr 1798 ſeine Handlung nach Jena verlegte, nahm er die einſam ſtehende Waiſe als Pflegetochter mit ſich, ſo ſeine wahre Freundſchaft für deren verſtorbenen Vater beweiſend, welcher ihm im Leben innig verbunden geweſen.

Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im Frommannſchen Kreiſe bald der Gegenſtand vielfacher Huldigungen war. Bei aller Aufmerkſamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anſpruchslos, beſcheiden, natürlich, heiter, oft neckiſch. Alles Hervortreten war ihr zuwider; ſie war eine innerliche Natur, und ſtets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie ſie ſich durch Schönes und Edles, das in ihren Geſichtskreis trat, weiter fortbilden könnte. Bei aller Unbefangenheit indeſſen, mit der ſie ſich andern mitteilte, verſchloß ſie dennoch ihr tiefſtes Innere; ganz in dasſelbe einzublicken mochte kaum irgend jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der ſie der freundlichſten und zarteſten Aufmerkſamkeiten würdigte, empfand ſie eine tiefe Verehrung, allein daß dieſe ſich zur Leidenſchaft geſteigert habe, wie einige nach dem Erſcheinen der „Sonette", namentlich der vielberufenen „Charade" mutmaßen wollten, wurde von allen, welche Minchen näher

kannten, entſchieden in Abrede geſtellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn".

Wenn ich ſagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu ſeiner Ottilie in den Wahlverwandtſchaften vorgeſchwebt, ſo ſoll das nicht etwa heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge miteinander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältniſſen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weiblich-weiche, hingebende Grundzug dieſer Geſtalt, deren wohltuendes, aufopferungsvolles Walten für andere jeglicher Selbſtſucht entkleidet iſt, war auch Minchen Herzlieb eigen. Ottilie geht grade durch dieſe halb bewußte, halb unbewußte Richtung ihres Weſens dem tragiſchen Geſchicke entgegen; ehe ſie ſich ſelbſt darüber klar wird, iſt ſie zur Friedens- und Eheſtörerin in dem Hauſe ihrer Wohltäterin Charlotte geworden. Minna Herzliebs fernere Lebensſchickſale führten zu keiner ſo gewaltſamen Kataſtrophe, tragiſch ſind ſie jedoch ebenfalls zu nennen; an einem verfehlten Leben iſt auch ſie zugrunde gegangen.

Dies gute Geſchöpf, welches geboren ſchien, andere zu beglücken, fand doch kein Glück in der Ehe. Mehrmals hatte ſie heftige Leidenſchaften eingeflößt; zweimal war ſie Braut, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung führte. Ob ſich die Verlöbniſſe mit oder ohne ihre Schuld wieder auflöſten, vermag ich nicht zu ſagen. Dann lebte ſie eine Zeitlang abwechſelnd in Jena bei Frommanns und in Züllichau, im Hauſe weitläufiger Verwandten. Erſt ſpät, im Jahre 1821, als ſie bereits zweiunddreißig Jahre alt, aber noch immer ſchön und herzgewinnend war, entſchloß ſie ſich, einem älteren Manne, einem angeſehenen Gelehrten in Jena, dem Oberappellationsrat Profeſſor Walch, ihre Hand zu reichen. Mehrmals hatte ſie ſeine ſtets wiederholten, dringenden Bewerbungen abgewieſen; ſelbſt ihre Pflegeeltern widerrieten ihr, als ſie endlich ihr Jawort gab, mit richtiger Erkenntnis von Minchens Charakter eine Verbindung, zu der ſie keine Neigung mitbrachte. Walch hatte jedoch ſo viele gute Eigenſchaften, daß Minna Herzlieb ſich dem Wahne hingab, die Achtung, welche ſie empfand, könne ſich ſpäter in Liebe umwandeln. Allein ſie hatte ſich getäuſcht — zu ihrem und des Gatten Unglück. Nachdem der Bund

geschlossen war, kam ihr die Einsicht ihrer innern Abneigung — zu spät! Sie kämpfte dagegen an — vergeblich! Nach zeitweiligen Entfernungen von Jena kehrte sie zwar einige Male auf kurze Zeit zu ihrem Gatten zurück, doch endlich wurde die Trennung eine dauernde. Walch benahm sich stets großmütig gegen Minchen, deren Los traurig genug war. Das einst so gefeierte Mädchen rang eine Reihe von Jahren hindurch erfolglos gegen die beklagenswertesten Anfälle von Tiefsinn, welche dunkle Schatten auf ihren Lebensweg warfen. Den einzigen Trost gewährte ihr der Aufenthalt in der Frommannschen Familie, welcher sie bis an ihren Tod mit unwandelbarer Liebe anhing. Sie fand stets gastliche Aufnahme, auch als ihre Pflegeeltern heimgegangen waren und der Sohn derselben, Fr. J. Frommann, eine junge liebenswerte Frau (eine Tochter des Weimarischen Oberkonsistorialrats Günther, der Goethes Trauung vollzog) in das alte Hauswesen eingeführt hatte. Hier habe ich Minchen in meinen vorgerückten Jahren noch oft gesehen. Ihr letzter Lebensabschnitt war durch eine Herzkrankheit getrübt, unter deren beängstigendem Druck sie viel zu leiden hatte. Sie suchte Heilung in Görlitz, wo sie im Jahre 1865 zur ewigen Ruhe einging. Bei der Sektion ergab sich die Verhärtung einiger zum Herzen führenden Adern. Sie ist aufrichtig betrauert worden von den überlebenden Gliedern der Familie Frommann, und unvergessen lebt ihr Andenken im Herzen aller, welche ihr im Leben nahe standen.

Von andern zu meiner Jugendzeit in Jena lebenden merkwürdigen Personen erwähne ich zuerst Ludwig Tieck. Ich sehe ihn noch vor mir mit den edlen, lebendigen Gesichtszügen! Wie schlank war der später zu üppiger Körperfülle Neigende damals, als er das lieblichste der Kinder, seine kleine Dorothea, auf dem Arme trug — jene Tochter, die dem Vater so geistesverwandt war, daß sie sogar seine Mitarbeiterin bei den Übersetzungen des Shakespeare wurde!

Noch einer andern Dorothea erinnere ich mich: der 1803 mit ihren Söhnen zur katholischen Kirche übergetretenen Dorothea Schlegel, geborenen Mendelssohn, geschiedenen Veit. Sie war häßlich, aber doch anziehend durch die schwarzen Feueraugen, welche ihre unschönen Züge belebten und durchgeistigten. Das Bild ihres jüngsten Knaben aus erster Ehe, Philipp Veit, mit den orientalischen, regelmäßig feinen

3. Dorothea Schlegel

Zügen, mit dem ſchwarzen Lockenkopfe, taucht neben demjenigen ſeiner Mutter lebhaft in meiner Erinnerung auf; er wurde ſpäter bekanntlich einer der Koryphäen der neu erblühenden deutſchen Malerkunſt.

Auch Knebel, den geiſtreichen Alten, lernte ich perſönlich kennen. Sechzig Jahre alt, ſchlug er 1805 dauernd ſeinen Wohnſitz in Jena auf (bis dahin hatte er abwechſelnd in Weimar und Ilmenau gelebt), indem er ſich in einem anmutig belegenen Gartenhauſe am ſogenannten „Paradieſe", einem ſchönen, mit alten Bäumen beſetzten Platze an der Saale, zu behaglich philoſophiſcher und dichteriſcher Lebensweiſe einrichtete. Noch dreißig Jahre lang ſollte er dieſelbe in jenem ſtillen Tale genießen; er ſtarb ſpäter als Goethe, am 18. Februar 1834 in ſeinem einundneunzigſten Jahre.

Knebel war von athletiſchem Wuchs, ſchön und ausdrucksvoll ſein Kopf. Den Hals trug er entblößt, ohne Halsbinde; zu Hauſe war er ſtets mit einem fliegenden Schlafrock bekleidet; ſo empfing er alle ſeine Beſuche. „Jo! jo!" „Ho! ho!" waren Ausrufe, die er ſeinen Geſprächen immer beimiſchte, wie er z. B. bei meinem Eintritte allemal auszurufen pflegte: „Ho! ho! Kommt das liebe Kind auch einmal? Jo! jo! Schöne Sachen hab' ich zu zeigen — ho!" Und nun brachte er allerlei Raritäten aus ſeinen Schubkäſten hervor. Da gab es Paſten, Verſteinerungen, Münzen, kleine Bilder, Muſcheln und ähnliche Gegenſtände, deren jeder eine eigene Geſchichte hatte. Bald unterrichtete Herr von Knebel mich über die Blumen ſeines Gartens, bald über das Innere der Berge, welche Jena maleriſch umgeben; bald machte er mich auf ſchöne Baumgruppen, bald auf merkwürdige Wolkenformationen aufmerkſam; dann wieder führte er mich im Geiſte hin zum Pic von Teneriffa, der in Öl gemalt an der Wand ſeines Stübchens hing. Stets kam ich angeregt oder belehrt aus ſeinem Zimmer, in welchem Sauberkeit und peinliche Ordnung herrſchte — ganz im Gegenſatze zu den Gemächern ſeiner Frau. Dieſe, eine ehemalige Hofſängerin der Herzogin Amalie, war ſtets von einem wahren Chaos umgeben; die von ihr bewohnten Räume glichen der Arche Noah, wo Getier aller Art heimiſch war, welches jede Reinlichkeit illuſoriſch machte. Das hinderte Frau von Knebel aber nicht, in dieſen Räumen Geſellſchaften zu geben; ein buntes Foulardtuch phantaſtiſch um den Kopf gewickelt, machte ſie dann gewandt die Wirtin, bewährte ſich als

treffliche Kochkünstlerin, ja, gab auch wohl bisweilen, wenn sie bei recht guter Laune war, eine Arie mit wohlerhaltener Stimme zum besten.

In ihrer Art war sie nicht minder originell als ihr Gatte, und gewiß ebenso überfließend herzlich. Als sechzehnjähriges sehr schönes Fräulein von Rudorff — die Jahre drückten später ihren Zügen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit auf — war sie aus Berlin an den Hof der Herzogin Anna Amalie gekommen, von Empfehlungen des Kapellmeisters Benda vorteilhaft eingeführt. Der rührende Zauber ihres Gesanges wie ihre unverwüstliche, stets zu Neckereien und Scherz aufgelegte Laune hatte ihr bald jedes Herz gewonnen; sie wurde der besondere Günstling der Herzogin, welche sich persönlich für die Heirat mit Knebel interessierte. Diese erfolgte 1798. Noch im höchsten Alter war Frau von Knebel die Güte und Aufopferung selbst; sie half willig jedermann, oft sogar mit Hintansetzung aller Klugheitsrücksichten. Gesellschaften zu geben, war ihr ein Lebensbedürfnis; flog ein seltener Bissen ins Haus, so teilte sie denselben zuverlässig mit lieben Freunden, was ihr Gatte auch ganz in der Ordnung fand. Sein Wahlspruch war: „Feine Geister verlangen auch feine Speisen." Übrigens stand Herr von Knebel seiner Frau an Eigenschaften des Herzens nicht nach; trotz aller aufbrausenden Heftigkeit, die ihm innewohnte, war er im Grunde von wahrhaft kindlicher Gutmütigkeit. Einst hatte ihm der Schneider soeben einen neuen Anzug gebracht, als ein armer Handwerksbursch an seine Türe klopfte und um ein Kleidungsstück bat; Knebel schenkte dem Hilfsbedürftigen ohne Zaudern das im Augenblicke zuvor erst abgegebene Gewand. Der Handwerksbursch eilt vergnügt die Treppe hinunter — da begegnet ihm Frau von Knebel, welche kaum ihren Augen traut, als sie den neuen Rock ihres Mannes in des Fremden Händen sieht. Laut macht sie ihrer Verwunderung Luft, als plötzlich der Herr vom Hause erscheint, den Handwerksburschen in Schutz nimmt und bekennt, daß er selbst jenem den neuen Anzug geschenkt habe: „denn einen alten hat er ja schon!"

In diesem freigebigen, gastlichen, durch und durch originellen Hause ging Goethe, wenn er in Jena war, beinahe täglich aus und ein. Die Freunde saßen dann meistens, heiter plaudernd, gemütlich bei einem Glase guten Burgunders beisammen, Gespräche führend, welche von Witz, Humor und allerlei Schelmereien übersprudelten.

Noch erwähne ich das Haus des geiſtvollen Phyſikers Dr. Seebeck; auch bei dieſem war Goethe, der ihn beſonders hochſchätzte, häufig zu Gaſt. Dem liebenswürdigen, edelherzigen Gelehrten und deſſen trefflicher Gattin verdanke ich manche glückliche Stunde. Nicht minder wurde mir ſpäter der Umgang mit dem Hofrat Voigtſchen Ehepaare erſprießlich. Der Hausherr, ein gelehrter Botaniker, verſtand es auf die liebenswürdigſte Weiſe, andern von ſeinem Wiſſen mitzuteilen, was mir den Zutritt zu ſeinem Hauſe höchſt wertvoll machte. Seine Frau, Suſette geb. von Loewenich aus Frankfurt a. M., vereinigte mit großem Verſtande und raſtloſem Streben nach allſeitiger Ausbildung das edelſte, treueſte Herz. Sie iſt mir zeitlebens eine liebe Freundin geblieben.

Zu den mir unvergeßlichen Erſcheinungen zähle ich auch die mir ebenfalls ſpäter eng befreundet gewordene Silvia von Ziegeſar, eine liebliche, ſchlanke (und durch keine Krinoline entſtellte!) Geſtalt, die ich zum erſten Male auf einem Balle bei Profeſſor Loder ſah. Sie trug ein weißes, eng anliegendes, mit Vergißmeinnichtblümchen umſäumtes Gewand und einen Vergißmeinnichtkranz in dem vollen blonden Haar; ein Bild, welches mir immer wieder in den Sinn kam, wenn ich las, wie dies poetiſche Weſen ſpäter in Goethes Gedichten verherrlicht worden iſt.

Wiederholt kam auch Zacharias Werner nach Jena; einmal hörte ich ihn bei Frommanns eine ſeiner neueſten Dichtungen vorleſen. Der Eindruck, den er machte, war eigentümlich genug: klein und erloſchen die grauen Augen, die Geſtalt lang, ſchlotternd, die Toilette ſchmutzig und vernachläſſigt. Überdies ſchnupfte er unaufhörlich.

Bei einem ſo vielſeitig angeregten Leben, wie ich es zu ſchildern verſucht habe, wurde mir der Gedanke: Erzieherin zu werden, je länger je mehr zuwider. Mein Vater war wohlwollend genug, mich nicht zu zwingen; er ließ mich leben, wie ich mochte. Meine liebſte Zerſtreuung bildeten kleine Reiſen nach Gotha zu Ettingers, Reichards und der guten Tante Dorette, die ich nun als Frau des Philologen Jacobs wiederfand, deſſen fünf Kinder aus erſter Ehe ſie muſterhaft erzog. In allen drei gaſtfreien Häuſern ging es ſtets ſehr vergnüglich her; beſonders belebt und anregend wußte meine Tante Ettinger ihre geſelligen Vereinigungen zu geſtalten, welchen oft der phantaſtiſche

Erbprinz Auguſt von Gotha (der auch nicht fortblieb, als er den Thron beſtieg) und ſein Bruder Friedrich angehörten. Bisweilen wurden wir ſogar zu kleinen Hoffeſten eingeladen; die einfache Mouſſelinbluſe, mit roſafarbenen Bandſchleifen verziert, war eine für die Hofbälle vollſtändig genügende Toilette; das weiße Taffetkleid einer Hofdame machte als unerhörter Luxus großes Aufſehen. Um ſo lebhafter war meine Freude, als einſt am Tage nach einem Hofballe Prinz Auguſt ſeine ſämtlichen Tänzerinnen, zu denen auch ich gehört hatte, mit Pariſer Blumen beſchenkte. Nicht ohne Stolz zeigte ich die fürſtliche Gabe meinen ſtaunenden Freundinnen in Gotha und in meiner Vaterſtadt.

Nach Jena, ſeinem Geburtsorte, war eben damals der Maler Roux von Dresden zurückgekehrt und hatte viele Kopien in Paſtellfarben mitgebracht, die er in der Dresdener Galerie angefertigt hatte. Dieſe machten auf mein empfängliches Gemüt den lebhafteſten Eindruck; ſo malen zu lernen, bei dieſem Künſtler Unterricht zu haben — das war ſogleich mein Gedanke. Der Vater, in dem Glauben, mein Eifer ſei nur ein vorübergehender, war nicht geneigt, die teuern Lektionen zu bezahlen; ich beſchloß daher, durch eigene Kraft das nötige Geld zu erwerben. Obgleich ich in Handarbeiten bei weitem nicht ſo geſchickt war wie meine Schweſter Wilhelmine, welche ſpäter ihre ganze Ausſteuer allein beſorgte, ſo ſuchte ich doch durch Fleiß zu erſetzen, was mir fehlte. Ich nähte, ſtrickte und ſtickte heimlich, oft bei Nacht, zu jämmerlichen Preiſen, und wirklich erwarb ich mir auf dieſe Weiſe Geld genug, um den Unterricht bei Roux zu bezahlen. Ich kopierte ſo emſig, daß mein Lehrer bald keine Vorbilder mehr für mich hatte; nun begann ich, Porträtſtudien nach der Natur zu machen, und nicht ohne Glück. Roux' Frau aber, welche in mir vielleicht eine künftige Nebenbuhlerin ihres Mannes auf dem Gebiete der Porträtmalerei argwöhnte, bewog denſelben, mir den Unterricht aufzukündigen. Ich war nun wieder in der Kunſt mir ſelbſt überlaſſen und auf meinen eigenen Inſtinkt angewieſen.

Dies etwa waren die Eindrücke, unter denen ich zwanzig Jahre alt wurde; es war in dem verhängnisvollen Jahre 1806. Die Kriegsfurie war los, aber das gute Zutrauen, welches man in Preußen

ſetzte, ließ die Furcht vor Napoleon nicht aufkommen: Acht Tage vor der Schlacht bei Jena tanzten wir jungen Mädchen (meine Freundin Lottchen Stieler aus Gotha verweilte zum Beſuche bei uns) noch ſorglos mit den Offizieren des Regiments Hohenlohe. Das Geſpräch kam auch auf die politiſche Lage. „Laßt die Welſchen nur kommen!“ rief der eine; „bah, wer wird ſich vor den Franzoſen fürchten!“ Ein anderer fügte hinzu: „Wir wollen ſie vor uns hertreiben, daß ſie keine Zeit mehr haben ſollen, eine Semmel vom Bäckerladen mitzunehmen!“ Wer hätte den hübſchen Offizieren nicht glauben ſollen! Aber ach — nur zu bald änderte ſich das Bild; gefangen genommen, teilten die fröhlichen Tänzer den dünnen Kaffee ohne Milch und die gekochten Kartoffeln mit uns, welche als letzter Reſt aus den geplünderten Kellern, ausgeſchüttet auf den nackten Tiſch, unſern Hunger ſtillten.

Schon am Sonntagnachmittage des 12. Oktober brachte ein flüchtiger Huſar die Nachricht mit, daß die Schlacht bei Saalfeld verloren und Prinz Louis Ferdinand von Preußen den Heldentod geſtorben ſei. Auf dieſe Schreckensbotſchaft zog alsbald alles in Jena weilende Militär in der heilloſeſten Verwirrung davon; auch die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunſchweig, deſſen Trainknechte die Pferde von den Kanonen ſchnitten und eiligſt fortjagten, ſetzte ſich in Bewegung. Bald war es totenſtill in unſerer zuvor ſo bewegten Stadt. Am nächſten Morgen, einem Montage, blickten wir in den Nebel hinaus; wir ſahen die Wache der Stadtſoldaten aufziehen, alles war wie ſonſt. Plötzlich aber ſprengten franzöſiſche Tirailleurs heran; eine Deputation von Univerſitätsprofeſſoren, deren Sprecher die Sieger am Tore anreden wollte, wurde ausgeplündert; die blanke Waffe in der Hand, forderten die Franzoſen gebieteriſch Uhren und Geldbeutel. Aus reinem Übermut ſchoſſen dieſe Wütenden dann auf einen Torwächter, der blutend davonwankte; darauf ritten ſie nach dem Schloßflügel, deſſen zweiten Stock wir bewohnten, ließen es jedoch zum Glück bei der Plünderung der preisgegebenen Behauſung des im preußiſchen Hauptquartiere weilenden Kommandanten von Jena, im erſten Stock, bewenden.

Wenige Stunden ſpäter kamen reguläre franzöſiſche Truppen. Zwei Offiziere nahmen bei uns Quartier; ungebetene Gäſte, die jedoch

ſehr freundlich, namentlich gegen mich, waren. Beim Abſchiede bot mir der eine ſeinen ſchönen Hühnerhund, welchen ich geliebkoſt hatte, zum Geſchenk an; als ich dasſelbe ſchnöde ablehnte, erhielt ich die Warnung: lieber den Franzoſen, als den Preußen den Sieg zu wünſchen, denn würden ſie von den Pruſſiens geſchlagen, ſo ſei es beſchloſſene Sache, die Stadt Jena an allen vier Ecken in Brand zu ſetzen.

Dieſe Truppen waren die Vorboten unzähliger Regimenter und Kolonnen, die fortan unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, durch die Stadt nach dem Mühltale zogen. Der nach Apolda führende Hohlweg, welchen ſie paſſieren mußten, um auf die Ebene zu gelangen, wo am nächſten Morgen die große Schlacht ſich entwickelte, war ſo eng, daß die Kanonen nicht von Pferden gezogen werden konnten; es ward daher ausgeſpannt, und Soldaten trugen die Geſchütze. Eine Handvoll Preußen hätte dieſe Züge aufhalten und vernichten können!

Am Dienstage, dem 14. Oktober 1806, hörte man ſchon in aller Frühe heftigen Kanonendonner und das Knattern von Kleingewehrfeuer; nach wenigen Stunden verkündigten die Verwundeten und Flüchtigen, welche in Scharen eintrafen und Häuſer, Kirchen, öffentliche Gebäude, Straßen und Plätze überfüllten, daß die Schlacht für die Preußen gänzlich verloren ſei. Neben dieſen Unglücklichen, deren Zahl von Stunde zu Stunde wuchs, zog Kolonne auf Kolonne der ſiegreichen Feinde mit klingendem Spiel durch die Stadt; auch die berühmten Garden Napoleons waren dabei. Dieſe nahmen ſogleich Beſitz von dem Schloßhofe; bald loderten Wachtfeuer empor, um welche ſich die Krieger kochend, Vieh ſchlachtend, Geflügel rupfend, ſingend und muſizierend gruppierten. Dazwiſchen läuteten die Glocken Sturm, tönte ſchauerlich das Wehegeſchrei der hart bedrängten Bewohner von Jena, das Geſtöhn derer, die ihren in der Schlacht erhaltenen Wunden erlagen. Nicht lange dauerte es, ſo brachte der Vater die Schreckenszeitung mit: die Stadt brenne an allen vier Enden; die Franzoſen hätten die Spritzen zerbrochen, auch fehle es an Waſſer; es ſei nötig, unſere Habe zu retten. Wir ſchleppten unter treuer Beihilfe Lottchen Stielers das Wertvollſte — Möbel, Betten, Lebensmittel uſw. — nach unſerm kleinen Garten nahe vor der Stadt; dort ſchien es uns ſicher zu ſein, denn Jena wurde von den raubgierigen

Franzoſen geplündert. Vor meinen Augen ward ein Kaufmannsladen aufgeriſſen und der Eigentümer, ein alter Mann mit kahlem Kopfe, auf das Straßenpflaſter geſchleudert; eine eben des Weges daherkommende Herde Ochſen, zu der für die Armee ausgeſchriebenen Lieferung gehörig, ſchritt ungehindert über ihn hinweg. Entſetzt floh ich davon, gleiche Roheiten für uns befürchtend, vor welchen uns vielleicht nur der Umſtand ſchützte, daß der Marſchall Lannes durch ſeine Dienerſchaft unſere Wohnung als Quartier für ſich hatte belegen laſſen. Der Marſchall ſelbſt blieb freilich aus, da er mit der Armee weiter ziehen mußte, aber wir hatten auch an der Dienerſchaft genug. Ungeſtüm ſtellte dieſe die weiteſtgehenden Forderungen, ſo daß mein Vater ſich endlich mit unſerem Kutſcher auf den Weg machte, um aus unſerm Garten mehrere der verſteckten Sachen, namentlich den dringend verlangten Wein, wiederzuholen. Die beiden Männer mochten ſeit einer halben Stunde fortgegangen ſein, als plötzlich der Kutſcher atemlos und totenbleich zu mir ins Zimmer ſtürzt und ausruft: „Um Gottes willen, kommen Sie ſchnell mit in den Garten; Ihr Vater wird ums Leben gebracht, weil er ſich nicht verſtändlich machen kann.“ Stumm vor Entſetzen ſtürze ich eine Hintertreppe hinunter, die von Franzoſen aller Waffengattungen belagert war. Ich muſterte dieſe mit einem Blicke; die edlen Züge eines Sappeurs flößten mir Vertrauen ein, ſo daß ich ſeinen Arm ergriff und ihn ohne weiteres mit mir fortzog. „Mademoiselle — que voulez Vous?“ rief er erſtaunt; ich aber fand keine Worte, erſt auf der Straße gewann ich Atem, alles zu erklären. Am Arme meines Beſchützers erreichte ich unſern Garten, wo ich meinen Vater von einem Huſaren mit blanker Waffe ſchwer bedroht fand. Schnell führte mein Begleiter eine Verſtändigung herbei: es ſtellte ſich heraus, daß der Huſar geglaubt hatte, mein Vater habe ſelber Beute machen wollen. Nicht weiter behindert, brachten wir nun die geſuchten Sachen unter Beiſtand der Franzoſen ſelbſt in unſere Wohnung; der teilnehmende Ausruf des hilfreichen Sappeurs: „La pauvre malheureuse!“ entfeſſelte hier die Tränen, welche die ungeheure Aufregung bisher zurückgedrängt hatte.

Doch nicht genug der Sorge: kaum daß ich ein wenig gefaßter an das Fenſter trat, ſo ſah ich auf dem Schloßhofe eine Ordonnanz

in roter Uniform auf einem wunderſchönen Rappen halten. Reiter und Roß zogen meine Aufmerkſamkeit an — „Vater!“ rief ich endlich erſchrocken, „iſt das nicht unſer Bucephalus?“ Er war es in der Tat! Mein Vater hatte das edle Tier in einer verſteckt gelegenen Scheune hinter Holz und Brettern verborgen, während er ſeine übrigen Pferde im preußiſchen Hauptquartiere wohl bewahrt glaubte. Doch dieſes war verſprengt und unſere Scheune erbrochen und geplündert worden, ebenſo wie unſere Keller! Wie hart dem Vater der Verluſt ſeines letzten Pferdes ſein mußte, läßt ſich denken. Natürlich eilte er, als er Bucephalus erkannte, ſogleich hinunter, um das Tier zurückzufordern, aber eine Flut derber Schimpfreden war alles, was man ihm zuteil werden ließ.

So verſtrich der Dienstag; am Mittwoch Morgen kam Napoleon, welcher ſchon tags zuvor flüchtig durch den Schloßhof geſprengt war und alsdann in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober unter ſeinen Truppen auf dem Landgrafenberge biwakiert hatte, mit ſeinem Adjutanten Coulaincourt in die Stadt; er bezog den Hauptflügel des Schloſſes. Durch ein Fenſter unſeres Vorſaals konnte ich ihn beobachten, wie er lange ſinnend am Fenſter des gegenüberliegenden Zimmers ſtand, in den Händen ſeine Uhr haltend, deren Kette er langſam durch die Finger gleiten ließ. Später ſchritt er in dem Gemache auf und nieder, wahrſcheinlich ſeinem Sekretär, welcher eifrig ſchrieb, ein Bulletin diktierend. Im Schloſſe wurde es ſehr lebhaft; in allen Räumlichkeiten desſelben quartierten ſich hohe Offiziere ein, auch bei uns und in der Wohnung des Stadtkommandanten Hendrich, obwohl die Haushälterin desſelben, die total den Kopf verlor und aus einer Ohnmacht in die andere fiel, in der Angſt alle Möbel hatte wegſchaffen laſſen, die nun auf Befehl der Franzoſen wiedergeholt werden mußten.

Es war ein feuchter, naßkalter Tag. Im Hofe ſtanden die Offiziere eines gefangenen ſächſiſchen Regiments, unter ihnen der alte General Nieſemeuſchel, deſſen ſchneeweißer, entblößter Kopf mit einer blutigen Binde umwunden war. Sie erwarteten die Order, den Eid zu ſchwören, während des Feldzugs nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Nachdem dieſe Zeremonie beendet war, ſtieg Napoleon, bekleidet mit dem hiſtoriſch gewordenen grauen Oberrocke, in einen

kleinen offenen Wagen und fuhr davon; nach und nach folgten ihm die militäriſchen Würdenträger, welche ſoeben noch unſerer Wohnung ein ſo buntes, bewegtes Anſehen geliehen hatten.

Das Schloß wurde nun zum Lazarett eingerichtet; jeden Morgen um 9 Uhr raſſelte mit grauenvoller Pünktlichkeit der Totenwagen heran, um bald darauf wieder mit ſeiner ſchauerlichen Fracht — die nur leicht mit Stroh bedeckt war, unter welchem oftmals Köpfe, Arme, Beine hervorſtarrten — durch das Tor zurückzufahren, deſſen Flügel ſich knarrend hinter ihm ſchloſſen. Pechpfannen mit Teer wurden angezündet, um die durch die Ausdünſtungen der Kranken und Geſtorbenen verpeſtete Luft zu reinigen und epidemiſche Krankheiten zu verhüten. Noch viele Tage nach der Schlacht wurden Schwerverwundete in grauenhaftem Zuſtande hereingebracht, welche mit Tau und Gras ihr Leben jammervoll gefriſtet hatten. Sobald ſie in Pflege kamen, ſtarben ſie meiſtens gleich.

Auch wir ſollten nicht gänzlich von Einquartierung verſchont bleiben; die Stelle der Offiziere aus Napoleons Gefolge nahm bald ein ſchwer verwundeter Kapitän namens Pomme ein, welchem Frau und Tochter auf dem Fuße folgten, um ihn treu zu pflegen. Aber der Kapitän ſtarb nach wenigen Tagen; ſein Leichnam ward einbalſamiert und in eine Kiſte gelegt, welche in unſerer Wohnung ſtehen blieb. Jahre vergingen, ehe die Zeitumſtände die Überführung der Leiche nach Frankreich geſtatteten.

An Brunnenwaſſer fehlte es nach der Schlacht in ganz Jena, da das durchraſſelnde Geſchütz den Erdboden ſo erſchüttert hatte, daß die Waſſerröhren geplatzt waren. Man mußte ſich mit Waſſer aus der Saale behelfen, in welchem tote Pferde, menſchliche Gliedmaßen, blutige Fetzen von Kleidungsſtücken und dergleichen nicht ſelten herumſchwammen. Handel und Wandel ſtockte völlig; die Sieger hatten ſämtliche Nahrungsmittel ohne weiteres in Beſchlag genommen. Wir konnten uns nur dadurch vor dem nagendſten Hunger ſchützen, daß wir von großmütigen Feinden Anweiſungen, Bons genannt, erbettelten, für welche uns die Militärintendantur Fleiſch und Brot lieferte.

Dieſer ſchreckliche Zuſtand hielt verhältnismäßig lange an; erſt gegen Anfang des neuen Jahres 1807 kam in die traurigen Verhältniſſe der ſchwer heimgeſuchten Stadt wieder einige Ordnung. Kirchen

und Privathäuser wurden nach und nach von Bleſſierten leer; die Pechpfannen, die wochenlang unausgeſetzt auf den Straßen gelodert hatten, erloſchen; überall trat größere Ruhe beſchwichtigend ein.

Eines Abends ſaß ich mit Mutter und Schweſter ſtill in unſerm kleinen Stübchen und arbeitete emſig, als ſich die Tür auftat und ein ſchöner, ernſter Mann in franzöſiſcher Uniform hereintrat, welcher um die Schlüſſel der Reitbahn bat, wo Verwundete untergebracht werden ſollten. Wir lernten in dem Fremden den neu angekommenen, zu Bernadottes Korps gehörigen Oberarzt der ſämtlichen Lazarette von Jena, namens Geoffroy, kennen.

Ein Geſpräch entſpann ſich, nach deſſen Verlauf ihm die Eltern auf ſeine Bitte erlaubten, ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen. Bald ſahen wir ihn täglich. In einem Nebenzimmer las er mir aus ſeinen Lieblingsdichtern Corneille und Racine vor, oder wir muſizierten zuſammen, indem Geoffroy mit dem Violoncell mein Pianoforteſpiel begleitete. Das gegenſeitige Intereſſe ſteigerte ſich; ich fand ein treues Herz in dem edlen Manne. Die Neigung wuchs — endlich bot er mir ſeine Hand an. Meine Eltern willigten ein; der Vater um ſo rückhaltloſer, als er in dem ernſten, würdigen Geoffroy — welchem auf angeſtellte Erkundigungen auch die Behörden ſeines Heimatortes Liſieux die beſten Zeugniſſe gaben — den zuverläſſigen, redlichen und wohlunterrichteten Mann längſt hatte hochachten müſſen. Auch die politiſchen Anſchauungen beider ſtimmten im ganzen überein, denn Geoffroy war ein perſönlicher Freund Bernadottes und, wie dieſer, ein Gegner Bonapartes, dem er nur gezwungen folgte. So ſtand denn unſerm Glücke nichts im Wege, und im traulichen häuslichen Kreiſe ward unſere Verlobung gefeiert; die allgemeine Trauerzeit geſtaltete ſich zum ſchönſten Abſchnitte meines Lebens. Geoffroy verhehlte mir nicht, daß ein Zufall ſeine Aufmerkſamkeit auf mich gelenkt habe. Kurze Zeit vor der Schlacht nämlich hatte ich in übermütiger Laune unſere berühmteſten Ballherren als Karikaturen gezeichnet, ohne mir etwas Arges dabei zu denken. Das Blatt lag auf meinem Inſtrumente in unſerm Wohnzimmer, wo es unglücklicherweiſe von einigen Studenten entdeckt wurde, welche kamen, uns für den nächſten Ball zu engagieren. Sie erkannten die Porträts und rächten ſich an mir in nicht eben großmütiger Weiſe dadurch, daß

ſie am ſchwarzen Brett anſchlugen: die wohlgetroffenen Porträts berühmter Jünglinge ſeien zu haben bei Louiſe Seidler im Schloſſe zu Jena. Teuer genug mußte ich meinen Mutwillen büßen; ich ward von den Studenten in den Bann getan, die Porträtierten ſo wenig wie ihre Freunde tanzten mit mir, und die Mütter ſtellten mich ihren Töchtern als warnendes Exempel vor Augen. Aber ritterlich nahmen ſich unſere drei Hausfreunde meiner an; bald hatten ſie alles wieder ins Gleis gebracht. Dies kleine, mir ſo unangenehme Abenteuer hatte Geoffroy zufällig als Stadtneuigkeit vernommen; der Wunſch war in ihm erwacht, die Karikaturenzeichnerin zu ſehen. Nur deshalb war er an jenem Abend perſönlich gekommen, die Schlüſſel zur Reitbahn zu holen. So ſollte, was mir anfangs große Widerwärtigkeiten bereitete, mittelbar der Anlaß zum Glücke meines Herzens werden!

Allein dieſes Glück ſollte nicht von Dauer ſein; die Pflicht rief den teuern Mann von meiner Seite. Ein Briefwechſel folgte — die herzlichen Zeichen treueſter Liebe liegen vor mir. Mehr als ein halbes Jahrhundert iſt ſeitdem entſchwunden; mein Haar iſt gebleicht, mein Geſicht iſt gefurcht, mein Auge ſtumpf. Aber dennoch kann ich nur mit tiefer Bewegung die vergilbten Blätter betrachten, welche ſeine teuren Schriftzüge tragen, und welche man eines Tages mit mir einſargen wird.

Die Briefe des Geliebten waren mein Troſt, mein alles. Blutete doch das arme Mädchenherz unter der eiſernen Fauſt des Eroberers, wie das Herz von Königen und Kaiſern. Ich litt mit den Franzoſen, deren blühendſte Söhne fort und fort zur Schlachtbank geführt wurden; ich litt nicht minder ſchwer mit meinen geknechteten Landsleuten. Doch hoffte ich auch zugleich mit Tauſenden. So war mein armes Herz in jeder Hinſicht beſtändig in Aufregung.

Nur ſelten traten zerſtreuende Lichtpunkte ein, welche den auf meiner Seele laſtenden Druck auf kurze Zeit erleichterten. Dahin rechne ich die Erſcheinung der Demoiſelle Jagemann, nachherigen Frau von Heygendorf. Eines Tages ſprengte eine üppig ſchöne, jugendliche Frauengeſtalt in grauem, enganliegendem Reitkleide, mit wallendem Federhute, unter dem ein blühendes, friſches Geſicht hervorleuchtete, in den Schloßhof zu Jena. Es war die Jagemann, nur von einem Stallmeiſter begleitet. Sie fragte nach uns und brachte meiner Schweſter Grüße von der ihrigen; dieſe beiden waren miteinander

befreundet, sie hatten sich im Stielerschen Institute zu Gotha kennengelernt, wohin meine Schwester mir nachgefolgt war.

Ich hatte die Jagemann schon mehrmals auf der Bühne in Weimar bewundert. Sie war eine ebenso tüchtige Sängerin, wie gute Schauspielerin, welche sich tragischen und komischen Aufgaben mit gleichem Geschick unterzog. Ihre Sprache klang so melodisch wie ihr Gesang; ihre Deklamation war lebendig und tief empfunden. Ein ähnliches schauspielerisches Genie mag selten geboren werden; Anmut und Würde vereinigten sich in ihren Darstellungen. Ihr Vater, aus Dingelstädt im Eichsfelde gebürtig, war von seinen streng katholischen Eltern zum Geistlichen bestimmt und nach Konstanz in ein Kloster geschickt worden, dem er aber entfloh. Später suchte und erhielt er Absolution in Rom, kehrte in sein Vaterland zurück und ließ sich als Lehrer des Italienischen in Erfurt nieder. Endlich zog er nach Weimar und heiratete eine Weimaranerin; die Ehe wurde indessen nicht glücklich und daher bald getrennt. Die älteste aus ihr hervorgegangene Tochter, Caroline, ward wegen ihrer seltenen Begabung, die sich schon früh zeigte, zum Behufe künstlerischer Ausbildung nach Mannheim gesendet, wo sie treffliche Lehrer erhielt und die besten Vorbilder sah. Wie kärglich sie sich dort oft behelfen mußte, hat sie in ihren Memoiren — die aber nie veröffentlicht worden sind — treu geschildert. Unter guter Leitung entfaltete sich bald ihr außergewöhnliches Talent; sie machte das größte Aufsehen in Mannheim. Ein italienischer Graf warb um ihre Hand; da aber die Eltern desselben ihre Einwilligung zu der Verbindung versagten, trat Caroline zurück. Um sich diesen Mannheimer Verhältnissen zu entziehen, ging sie wieder nach Weimar, wo sie als Sängerin und Schauspielerin die glänzendsten Triumphe feierte; ihr Vater wurde dort Herzoglicher Bibliothekar und Rat, ihr Bruder Hofmaler.

Der Besuch, den sie uns auf die zuvor beschriebene Weise in Jena abstattete, bahnte eine nähere Bekanntschaft zwischen uns an, welche auf mich von glücklicher, weil zerstreuender Wirkung war. Aber noch ein anderes Intermezzo von größter Wichtigkeit sollte meinen Seelenschmerz auf Augenblicke in den Hintergrund drängen: das war die Zusammenkunft der beiden Kaiser, des russischen und des französischen, zu Erfurt, im Jahre 1808 (27. September bis 14. Oktober).

Bei einem Bekannten meines Vaters, namens Philipp Seidel, der durch Goethe, dessen vertrauter Diener und Sekretär er in des Dichters schönsten Jahren gewesen, die Stelle eines Rentamtmanns in Weimar erhalten hatte, erlebte ich daselbst den Besuch der beiden Monarchen gelegentlich der historisch denkwürdigen Erfurter Zusammenkunft. Ich sah Alexander und Napoleon in einem kleinen, offenen Jagdwagen durch die Straßen Weimars fahren; Napoleon rechts, Alexander links sitzend. Napoleon hatte die Akteurs der französischen Tragödie mitgebracht; aus Galanterie für die Herzogin Louise ließ er in Weimar den „Tod Cäsars" von Racine aufführen (6. Oktober 1808). Die Billets wurden nicht verkauft, sondern vom Hofe verteilt; mit andern Staatsdienern erhielt der Rentamtmann Seidel, bei dem ich wohnte, ein Billet zur Galerie; er hatte zu meiner höchsten Freude die Güte, dasselbe mir abzutreten.

Eine Musik fand nicht statt. Wenn einer der Potentaten hereintrat, wurde nach Maßgabe seines Ranges die Trommel gerührt. Die Bühne war mit Teppichen belegt; das Stück wurde ohne Zwischenakte durchgespielt, der Vorhang fiel gar nicht nieder. Auf dem erhöhten Podium des Orchesters saßen in rotsamtnen Lehnstühlen die beiden Kaiser; rechts und links die Könige von Württemberg, Bayern, Westfalen, Sachsen und andere Monarchen. Karl August saß nicht, sondern ging ab und zu, um als guter Wirt die Anordnung des Ganzen selbst zu überwachen. Das Parkett und Parterre war den übrigen Fürsten, Grafen, Marschällen, Gesandten, Generälen eingeräumt worden; Stern an Stern funkelte hier, Ordensbänder leuchteten auf den gestickten Uniformen, alles war glänzend und prächtig. In den fürstlichen Logen machte die Herzogin Louise der Königin von Westfalen, der Großherzogin Stephanie von Baden sowie den übrigen Regentinnen die Honneurs. Der Balkon war mit den vornehmsten Damen besetzt, welche im höchsten Putze prangten. Diamanten blitzten, Federn schwankten — das Ganze gab das denkbar festlichste Bild, welchem nur die liebliche Gestalt der jungen Großfürstin Maria Paulowna fehlte, die zu dieser Zeit in St. Petersburg verweilte.

Talma in der Rolle des Cäsar entwickelte sein großartiges Talent; das Feuer seiner Deklamation, die Plastik seiner Stellungen versöhnte mit den steifen Alexandrinern Racines. Aber trotz der

meiſterhaften Darſtellung ſchlief Napoleon öfters ein; deſto aufmerkſamer war der König von Sachſen neben ihm. Auch die übrigen Fürſtlichkeiten gaben wohl acht, nicht gegen die Etikette zu verſtoßen; nur Napoleon machte eine Ausnahme.

Nach dem Theater war großer Hofball im Schloſſe. Ich fand auch da ein Plätzchen auf der Galerie, von wo aus ich eine Unterhaltung Napoleons mit Goethe und eine längere mit Wieland beobachtete; Napoleon lehnte an einer Säule, neben ihm ſtand wieder der König von Sachſen.

Tags zuvor hatte große Jagd auf dem Ettersberge ſtattgefunden, wobei ich ebenfalls zugeſehen hatte. Auf dem Plateau des Berges war nämlich eine Halle errichtet, die man mit Tannenzweigen ausgeſchmückt hatte, deren düſteres Grün durch Feſtons von Vogelbeeren ein freundlicheres Ausſehen gewann. An drei Seiten dieſer Halle befanden ſich ſtufenweis erhöhte, mit zahlloſen Zuſchauern beſetzte Gerüſte. An der Bruſtwehr der Halle ſtanden die Monarchen, hinter ihnen die Jäger, welche die Flinten luden. Das Wild wurde hier in Schußweite vorbeigetrieben; den Anfang machte ein wunderſchönes Reh. Als das arme Tier blutend niederſtürzte, wurde mir ſo weh ums Herz, daß ich laut zu weinen begann und eiligſt nach der Stadt zurücklief.

Der Jagd folgte ein nach Napoleons eigener Anordnung eingerichtetes großes Feſtmahl im Weimariſchen Schloſſe; die Tafel bildete ein Halbrund, in deſſen Mitte die Herzogin Louiſe und Napoleon ſaßen. Auf des letzteren ausdrücklichen Befehl mußte die Prinzeſſin Caroline, nachmalige Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und Mutter der ſpäteren Herzogin Helene von Orleans, der Herzogin Louiſe zur Seite ſitzen, „weil Mutter und Tochter zuſammengehörten". Nach der Tafel fand ein kurzes Konzert ſtatt, in welchem die Jagemann mit dem Baſſiſten Strohmeier, ſpäter Goethes Nachfolger in der Direktion der Weimariſchen Bühne, Szenen aus Paers „Camilla" vortrug.

Der 7. Oktober 1808 ſah dann jene berüchtigte Veranſtaltung Napoleons: die Haſenjagd der hohen Potentaten auf dem Schlachtfelde von Jena, dem Landgrafenberge, welcher ſeit dem Tage, wo Napoleon 1806 daſelbſt biwakiert hatte, ſchnöderweiſe „Napoleonsberg"

4. Hirschjagd auf dem Ettersberg

genannt wurde. Die rohe Ironie dieſer Haſenjagd fühlte der edle Karl Auguſt aufs tiefſte; er ſchützte Unwohlſein vor, um ihr nicht beiwohnen zu müſſen.

Doch alle dieſe Zerſtreuungen konnten die düſtern Tage, welche ich fern von dem Geliebten durchlebte, nicht dauernd aufheitern — um ſo weniger, als die Nachrichten, die ich von ihm erhielt, immer betrübender lauteten, bis ſie endlich ganz ausblieben. Trotz angeſtrengter Nachforſchungen konnte ich von meinem Bräutigam nichts mehr erfahren; er war verſchollen.

In dieſer ſchweren Zeit wußte der Rentamtmann Seidel, jener bereits erwähnte Freund meines Vaters, mir gar herzlich Troſt zu ſpenden. Praktiſch und doch mit Sinn für das Höhere begabt, wirkte er bei den häufigen Beſuchen, die wir freundſchaftlich miteinander wechſelten, ſehr wohltätig auf mich ein, namentlich durch ſeine große Ruhe und gleichmäßig-heitere Lebensanſchauung, welche ſein ehemaliger Gebieter Goethe gewiſſermaßen auf ihn übertragen zu haben ſchien. Ich lernte durch Seidel Flaxmans Umriſſe zur Ilias und Odyſſee kennen; wir beſchäftigten uns damit, uns dieſelben in Farben zu denken, zuweilen auch zu kolorieren. Goethes Wort:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da!“

ſuchte dieſer wahre Freund in mir lebendig wirkſam zu machen, um meine Unruhe, mein unbeſtimmtes Sehnen zu mäßigen. „Liebes Kind,“ ſagte er oft zu mir, „träume dir nicht zu viel; ſieh alles mit Ruhe an, ohne überſtürzende Leidenſchaft! Die Ehe iſt auch eine Kunſt!“ Dieſe Anſchauungsweiſe ſchien mir damals an das Mephiſtopheliſche ſtreifend; jetzt in meinem hohen Alter ſehe ich nur zu gut ein, wieviel Richtiges ihr zum Grunde liegt!

Neben den angeführten Beſchäftigungen ſuchte ich beſonders mittels Muſik die Zeit zu kürzen, wozu ich durch den Koburger Freund Schröder immerwährende Anregung hatte. Er verſorgte mich mit den neueſten und beſten Muſikalien, zum Beiſpiel mit der Sinfonia eroica von Beethoven, deſſen Geſtirn damals zu leuchten begann. Mit großem Entzücken ward dies herrliche Werk vierhändig geſpielt; die

begeisternden Töne führten mich über manche gedrückte Gemütsstimmung sanfter hinweg.

Im Sommer 1809 kam auch Goethe wieder nach Jena; ich erinnere mich eines Nachmittags, welchen ich in Gesellschaft einiger Familien des Ortes, denen sich auch Silvia von Ziegesar angeschlossen hatte, in seiner Gegenwart verlebte. Es war im botanischen Garten; Silvia brachte das Gespräch unter anderm auf Mäuse-Geschichten und bewog den Dichter, mir sehr scherzhaft zu erzählen, wie er einmal nachts ein solches Tier an seinem Herzen gefunden habe. Beim Abschied überreichte er jeder von uns mit verbindlichen Worten einen Strauß; ich bekam Reseda und eine Valeriana, die er „Herzenstrost" oder „Herzensstärkung" nannte. Als Silvia meinte: die brauche ich nicht, entgegnete er: daß man Stärkung immer brauche.

Unter solchen Verhältnissen verstrich ein Jahr, während dessen ich mein Talent zum Zeichnen unausgesetzt zu vervollkommnen gestrebt hatte. Da erschien plötzlich ein Fremder, um ein Porträt bei mir zu bestellen. Zufällig nannte er den Namen eines Freundes meines Bräutigams — ich frage nach letzterem und höre, daß er nach Spanien abkommandiert und dort in einem Lazarett am Fieber gestorben sei.

Ich verlor das Bewußtsein bei dieser Nachricht. Als ich wieder zu mir kam, war der Fremde verschwunden, und nie sah ich ihn wieder. Wir forschten ob das Gehörte Wahrheit sei — und an meinem Geburtstage, 1810, erhielt ich die Bestätigung der schrecklichen Kunde. Das Leben des Lebens war nun für mich abgeschlossen; mein Dasein in dieser Zeit war nur noch ein dumpfes Hinbrüten.

Um mich diesem Zustande zu entreißen, nahm eine Freundin, welche eben damals Dresden besuchen wollte, nach eingeholter Erlaubnis meiner Eltern mich mit sich. In der schönen Stadt, mitten unter so viel herrlichen Kunstschätzen, gewann mein Geist allmählich Fassung, Sammlung wieder. Ich sah die Gemäldegalerie — eine neue Welt tat sich mir auf. Ein unbeschreibliches Gefühl durchzitterte mich; wie schwarze Schleier fiel es von meinem Innern ab. Die hohe, heilige Kunst legte sich erbarmend an mein Herz.

Von diesem Augenblicke an war es mir klar, daß ich nur in ihr ferner noch eine Lebensaufgabe finden könne; ich begeisterte mich für

den Gedanken, in Dresden zu bleiben und meine Begabung für die Malerei emsig zu pflegen. Ich trug diesen Wunsch dem auf der Galerie arbeitenden Professor Vogel vor; er prüfte mich und willigte dann ein, mir kostenfrei seine Unterweisung, die mir bis in die spätesten Jahre fruchtbar geblieben ist, angedeihen zu lassen. Eine Wohnung war bald gefunden; ich zog in die Ostra-Allee zu einer Doktorswitwe mit drei alten Töchtern, in ein kleines, nicht eben freundliches Stübchen mit der Aussicht auf das Hausgärtchen. Indessen das galt mir gleichviel; ohnehin arbeitete ich ja fast den ganzen Tag in der Galerie.

Diese war damals noch im alten Lokal, dem Stallgebäude am Jüdenhof. Zwei ineinander gebaute, große, viereckige Räume, sehr hoch und sehr gut gehalten, mit roten Damasttapeten und parkettierten Fußböden, enthielten die weltberühmten Meisterwerke der Malerkunst. In der äußeren Galerie hingen Niederländer, Deutsche und Franzosen; die innere war den Italienern und Spaniern eingeräumt. Der Besuch war nur gegen Eintrittsgeld und nur einer gewissen Anzahl von Personen gestattet; nicht wie jetzt war die Galerie der Rendezvousplatz geselliger Zusammenkünfte. Ist es doch an Markt- und Meßtagen gegenwärtig sogar nicht selten, daß Bauern, Soldaten und müßige Gaffer sich neugierig in den der Kunst geweihten Hallen umhertreiben! Damals herrschte stets eine heilige Stille in jenen hohen Räumen; die wenigen Kopierenden saßen geräuschlos arbeitend in den Fensternischen, wo man sie kaum bemerkte, während jetzt die Meisterwerke häufig mit Staffeleien und Gerüsten dergestalt verbarrikadiert sind, daß man oft ihren Anblick nicht genießen kann.

Der Lehrer, welcher auf diesem Terrain meine ersten schüchternen Schritte leitete, Professor Vogel, war ein Original. Ich sehe den kleinen zarten Mann noch vor mir, höre noch seine drollige sächsische Mundart. Zuerst mußte ich ein blondes Mädchenköpfchen aus einem größeren Bilde von van der Helst kopieren, und Vogel gab mir während dieser Arbeit den ersten Begriff von Ausführung und Gefühl in der Kunst mit folgenden Worten: „De Sache muß da sein, un muß ooch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, un wenn Sie vierzehn Tage an eenem Ohrläppchen malen — schadet nicht, wenn nur alle Gefiehle darin ausgedrückt sin! Sehen Sie, der

Kinderkopf iſt vollgeſtopft mit kleenen Gefiehlen — die Madonna von Raffael kribbelt und wimmelt von Zeechnung!"

So zerſtreut war der Mann, daß er einmal nicht gewahr wurde, wie ein während ſeiner Arbeit plötzlich hereinbrechendes Gewitter den Platz nahe am Fenſter, wo er kopierte, völlig überſchwemmte, ſo daß der immerfort Malende endlich bis an die Knöchel im Waſſer ſtand; ja, ſeine Hausfrau pflegte zu erzählen, ſie müſſe beim Wäſchewechſel Sorge tragen, daß ihr Mann nicht zwei oder drei Hemden übereinander anzöge. Alle Eigenheiten Vogels aber ließ man unbeachtet über der großen Herzensgüte, die ſich in ſeinem ganzen Weſen wiederſpiegelte.

Nach und nach fand ich — namentlich durch Empfehlungsbriefe, welche mir Profeſſor Paſſow aus Weimar gütig nachgeſendet hatte — Eintritt in hervorragende Dresdener Künſtlerfamilien. Ich nenne zuerſt diejenige des wackern, wenn auch hie und da etwas renommierenden Münzmeiſters Kummer, in deren gaſtfrei geöffneter Wohnung faſt allabendlich etliche bedeutende Menſchen zuſammentrafen, obwohl man in kleinem Dachſtübchen enge beiſammen ſitzen und außerdem noch die ſchwere Prüfung, welche der Schweſter des Hausherrn durch allmähliches Erblinden auferlegt war, geduldig mit anſehen mußte. Dort lernte ich den intereſſanten Landſchafter Kaſpar David Friedrich aus Greifswald und den Genremaler Kerſting kennen. Jener wird ſtets bedeutend bleiben, da er die ſtrenge Richtung einführte, nach der Natur gewiſſenhafte Studien zu machen. Auch die hohe Meiſterſchaft, mit welcher er in Sepia malte, iſt noch nicht wieder erreicht worden. Er liebte es, ſeinen Kunſtſchöpfungen einen höheren Gedanken unterzulegen; erſt das Verſtändnis dieſer Tendenz machte ſeine Bilder dem Beſchauer wert. Bei einem Beſuche ſeines Ateliers ſah ich zum Beiſpiel die Skizze eines für die Teſchener Kirche beſtimmten Altarblattes, auf welchem ein hohes Kreuz über Dornen, Steinen und Geſtrüpp ſonnig emporſtrahlen ſollte. Ferner malte er unter anderm vier allegoriſche Landſchaften, welche die „Lebensalter" darſtellten und die Kindheit, die Jünglingsjahre, das Mannes- und Greiſenalter des Menſchen an der ſtets wachſenden Mächtigkeit eines Stromes veranſchaulichten, der, klein beginnend, immer breiter wird, bis er ſich ins Meer verliert, an deſſen Geſtade ein Kirchhof liegt.

5. C. D. Friedrich, Kreuz im Gebirge

In der Erſcheinung glich Friedrich mit ſeinem hochblonden Haar und Bart, blauen Augen und kräftigem, ausdrucksvollem Geſicht ganz einem alten Germanen; ſein ſchönes, reines, frommes, kindliches Gemüt, die faſt weibliche Zartheit ſeiner unaffektiert ſentimentalen Seele ſtand freilich in wunderlichem Widerſpruch mit ſeinem derben Stocke und ſeinem Backenbarte, aber wer ihm nur einmal in ſein reines Auge blickte, mußte auch durch die oft bittere Schale in ſeinem Tun und Bilden den ſüßen Kern ſchmecken. Er war und blieb für mich eine der erfreulichſten, angenehmſten Perſönlichkeiten in ganz Dresden.

Kerſting, ein geborener Pommer, machte ſich durch die zierliche Art ſeiner Gemälde ehrenvollſt bekannt; allgemein gefiel die von ihm oft wiederholte Ausführung des glücklichen Gedankens, die Perſonen, welche er zu porträtieren hatte, in ganzer Figur auf mäßig großen Holztafeln zugleich mit dem Innern ihrer Behauſung abzubilden. In der Tat iſt es intereſſant, geliebte oder hervorragende Menſchen in der ihrem Berufe angemeſſenen, folglich auch für ihre ganze Weſenheit charakteriſtiſchen Umgebung zu ſehen. In dieſer Rückſicht erntete Kerſtings Darſtellung der beiden Ateliers Gerhard von Kügelgens und Friedrichs ungeteilten Beifall, da ſie die große Verſchiedenheit dieſer Künſtlernaturen deutlich zeigte. Friedrichs Atelier iſt leer und einfach, aber ſauber und ordentlich; der Maler, in grauer Jacke, ſitzt nachdenkend an der Staffelei. Gerhard von Kügelgens Werkſtatt dagegen iſt ein buntes Durcheinander, chaotiſch verworren, überfüllt mit Staffeleien, Gewändern, Waffen, angefangenen Bildern u. dgl.; der Künſtler, im gelben Nankingmorgenrocke, blickt ſelbſtzufrieden lächelnd von der Staffelei dem Beſchauer entgegen.

Zwei andere Bilder, welche Kerſting um dieſe Zeit malte, kamen ſpäter durch Goethe nach Weimar. Das eine, „der elegante Leſer“ genannt, ſtellt einen jungen Mann dar, welcher bei der Studierlampe eifrig lieſt; das andere ein in prunkloſer Wohnung am Stickrahmen arbeitendes junges Mädchen, deſſen Geſicht man im gegenüberhängenden Spiegel erblickt. Es iſt mein eigenes Porträt. Ich werde auf dieſe beiden Gemälde zurückkommen.

Kerſting war ein überaus drolliger, guter Menſch. Morgens beſorgte er ſeine Wirtſchaft, das heißt: er kehrte ſeine Stube und Kammer aus, ſpaltete bei kalten Tagen Holz zum Einheizen, holte Lohballen

vom Torfboden usw. Dann kam seine alte Aufwärterin, hinsichtlich deren Kersting kein größeres Vergnügen kannte, als: sie vor seine Entwürfe oder vollendeten Bilder zu führen, wo sie dann immer angeben mußte, was dieselben vorstellten, und natürlich den größten Unsinn zu Tage förderte. Lustig lachend erzählte uns Kersting dann: die Alte habe zwei ägyptische Löwen für Eichhörnchen, einen dürren Baum für Hirschgeweihe, ein verfallenes Burgtor für einen doppelten Adler gehalten usw.

So floß in Scherz und Ernst meine Lehrzeit dahin. Eines Tages, als ich in der Bildergalerie einer dort arbeitenden Dame zuschaute, überraschte es mich angenehm, zu hören, daß ich Fräulein Doris Stock vor mir habe, die damals berühmteste Pastellmalerin Dresdens und Schwägerin des Oberappellationsrats Körner, des Vaters des Dichters, bekannt als Freund Friedrich Schillers. Die Künstlerin führte mich bald in das Körnersche Haus ein, welches behaglich und interessant war. Die schlanke Tochter, mit schönen braunen Rehaugen, sittig und anmutig, zog mich vor allen an. Die biedere Herzlichkeit des Vaters tat wohl; die Hausfrau, fein und angenehm, rundete das schöne Ganze harmonisch ab. Hier verlebte ich zuweilen herrliche Abende, besonders wenn der Hausvater irgendein neu erschienenes Werk seines Sohnes, wie z. B. den Zriny, vorlas; eine Kunst, in der er exzellierte. Bald sollte ich auch das Glück haben, diesen edlen Sohn kennen zu lernen, der mit seinem ritterlichen Anstande, dem in sich gekehrten Wesen und den dunkel glühenden Augen eine höchst anziehende Erscheinung war. Die schwärmerische Liebe der Geschwister zu einander war ungemein rührend; die Schwester hat denn auch das jähe Hinscheiden des Bruders nicht lange überlebt, sie folgte ihm bald im Tode nach. Wer hätte damals denken können, daß ich nicht viele Jahre später, als ich nach dem Seebade Wangeroog reiste, an dem Grabe des zu früh verblichenen Heldenjünglings stehen würde! Ich machte diese Reise bald nach dem zweiten Frieden mit Frankreich, und es war für mich ein erschütternder Augenblick, als der Postillion plötzlich vor einem umgitterten, von hohen Bäumen und Sträuchern beschatteten Platz hielt. Ohne es zu ahnen, befanden wir uns vor Theodor Körners Ruhestätte. Den Himmel deckten düstere Wolken, der Sturm sauste in den Zweigen der das Grab umgebenden Bäume und schien eines jener Heldenlieder zu singen,

6. Kersting, C. D. Friedrich im Atelier

wie sie der feurige Jüngling so oft zur Begeisterung der deutschen Jugend angestimmt! —

Doch ich wende mich wieder nach Dresden, wo mir bald ein Glück zuteil werden sollte, welches auf mein ganzes künftiges Leben den bedeutendsten Einfluß hatte, nämlich die nähere Bekanntschaft mit Goethe.

In den ersten Tagen des August 1810 hatte ich Frau von Dankelmann, die in Dresden verheiratete jüngere Schwester der Frau von Heygendorf, auf ihre Bitte für einige Tage nach Töplitz begleitet, wo sie das Bad gebrauchen wollte. Ich sollte verehrte Jenaer Bekannte dort wieder treffen: Goethe verweilte damals in Töplitz, und mit ihm der freundliche Riemer. Aus Berlin war der berühmte Tondichter Zelter eingetroffen; eine originelle, derbe Persönlichkeit, deren Bekanntschaft mir viel Freude machte. Riemer, der gegen mich sehr liebenswürdig war, scherzte: „sein Duschbad, der Wein, sei immer noch das beste"; mittlerweile bekam ihm der Brunnen ebensogut wie seinem Meister, der ganz besonders wohl aussah und stets sehr vergnügt und befriedigt schien. Goethe wohnte im nämlichen Hause mit dem König von Holland, von welchem er „sehr enchantirt" war; so sagte er bei Gelegenheit eines Besuches, den er uns in bester Laune, heiter und gesprächig, wohl eine Stunde lang machte; außerdem redete er mich noch einmal im Theater an, wo er auch sehr freundlich war. Er schied von mir mit der Bemerkung, er werde wahrscheinlich den Heimweg über Dresden nehmen und dort kurze Zeit bleiben; dann würden wir uns wiedersehen.

In dieser Hauptstadt hatte sich damals ein ziemlich zahlreicher Kreis meiner näheren Freunde aus Jena zusammengefunden; sie wollten sich in Elbflorenz an Kunst und Natur einige Wochen erfreuen. Buchhändler Frommann mit Familie und Madame Schopenhauer nenne ich vor allen; Frau Henriette Herz und Schleiermacher, die von Berlin kamen, schlossen sich diesen an. Nicht selten vereinigte man sich in der Frommannschen Wohnung, wo die geistreichen Abende von Jena fortgesetzt wurden.

Frommanns Schwägerin Betty Wesselhöft arbeitete an landschaftlichen Studien neben mir in der Galerie. Eines Morgens brachte der Buchhändler dieser die erfreuliche Nachricht, daß Goethe

mit Riemer nun wirklich komme und in Dresden einige Tage verweilen wolle.

Dieſe Nachricht traf die verſammelten Freunde wie ein Blitzſtrahl. Jeder wollte ihn ſehen, ihn ſprechen, von ihm hören, ſeiner Gegenwart ſich erfreuen. „Er wird kommen!“ ſagte im ſtolzen Selbſtgefühle ſeiner Freundſchaft mit dem berühmten Dichter der Buchhändler Frommann zu ſeiner Schwägerin, „ich werde ihn einladen, und gewiß wird er, wie früher in Jena, die Abende bei mir zubringen, und meine Freunde werden das Glück haben, ihn in meinem Hauſe zu begrüßen, ihn kennen zu lernen!“

Eines Morgens, während ich auf der Galerie arbeitete, erſcholl die Kunde: „Er iſt da! Er iſt auf der Galerie!“

„Ich habe ihn geſehen,“ rief Frommann, „ich habe ihn geſprochen, er iſt in beſter Laune!“ Die Schwägerin meinte: „Ich weiß nicht, ob es nötig iſt, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab.“

Dieſe Meinung drang durch. Aber als die imponierende Geſtalt des Dichterfürſten, der trotz ſeiner einundſechzig Jahre in voller männlicher Schönheit ſtrahlte, am äußerſten Ende der Galerie ſichtbar wurde, da flog ſie ihm doch ſchnell entgegen.

Ich blieb allein, überraſcht, verdutzt zurück. In kindiſcher Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entſchlüpft war, ihn auch ſogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenſtervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei ſtehen blieb.

„Das iſt ja eine allerliebſte Arbeit, dieſe heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!“ hörte ich ihn ſagen; „wer hat ſie gemacht?“

Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, ſchaute er um die Ecke und ſah mich in meinem Verſteck ſtehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen ſteigen, als er mir liebreich die Hand bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er ſeine Freude aus, mir hier zu begegnen, und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?“ fragte er weiter.

„In der Oſtra-Allee, neben dem Botaniſchen Garten,“ erwiderte ich.

„Da werde ich Sie beſuchen; wir wollen zuſammen den Botaniſchen Garten beſehen und dieſe herrlichen Auguſtabende recht genießen.

Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es gibt Privatſammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünſchte ich nicht, daß davon geſprochen wird," fügte er hinzu. Wie beglückt war ich durch dieſe unerwartete Güte!

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe ſpäter oft in der Galerie auf und nieder wandelte und mit mir über Gemälde ſprach, bat ſie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer uns gegenüberhängenden „Verkündigung" von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günſtigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächſten Morgen, wie gewöhnlich, die Galerie beſuchte.

„Dieſe Schnecke iſt ein Zierat, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat! (Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zuſammen ſpazieren)," flüſterte er mir dazwiſchen in aller Schnelligkeit zu; dann fuhr er in ſeinem vorigen Tone fort: „Die Maler haben oft ſolche Phantaſien und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt." Er beendete nun ſeine Belehrung, als ſei jene Einſchaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen. Goethe und Seebeck ſaßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Auguſtabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geſchah es mehrmals; ich erlebte köſtlichſte Stunden. „Wo mag er nur die Abende zubringen?" hörte ich oft die Freunde fragen, „Riemer weiß auch nichts davon!" Ich hütete mich natürlich, zu plaudern und meinem Verſprechen untreu zu werden; als armes, keineswegs immer willkommen geheißenes Anhängſel ſo mancher geſellſchaftlichen Vergnügung fand ich im Gegenteil eine Art von ſtolzem Behagen daran, von dem allverehrten Manne im ſtillen ſo begünſtigt zu ſein.

Goethes Abſchied von Dresden wurde mir erleichtert durch ſeine Einladung, ihn im Winter in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Porträtmalerin bekannt zu machen. Auch wünſchte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuſchicke, damit er ſie den Weimariſchen Fürſtlichkeiten zeige. Verwaiſt fühlte ich mich doch, als Goethe uns verlaſſen; nur in dem Umgange mit Henriette Herz, deren äußerliche Anmut und gewinnende Art vollkommen mit ihrem ſchönen Inneren übereinſtimmte, fand

ich einigen Erſatz. Mehr und mehr zog mich ihr Weſen an; nicht lange, ſo hatte ich mich ihrer beſonderen Protektion zu erfreuen. Schleiermacher hingegen, der mit mir gekommen war, blieb mir fern. Seine allzuſtrenge Wahrheitsliebe ſtieß mich in einem Falle ganz beſonders ab. Als eines Tages Riemer bedauerte, Schleiermachers Beſuch verfehlt zu haben, erwiderte der letztere ſcharf, ſich umdrehend: „Ich wollte Goethe beſuchen!“ (mit welchem Riemer zuſammen wohnte). Alle Anweſenden bemerkten, wie der gutmütige Riemer ſtill beleidigt dieſe Antwort empfand. Auch eine Predigt von Schleiermacher, die ich damals hörte, konnte mich nicht wärmer für den berühmten Theologen ſtimmen.

In dieſem Jahre wurde mir noch das Glück zuteil, eine Freundin zu gewinnen, deren herzliche Anhänglichkeit mich durch mein ganzes Leben treu begleitet hat. Dasſelbe Haus mit mir bewohnte nämlich die Generalin von Knobelsdorf, von der ich eines Nachmittags zur Teilnahme an einer Waſſerpartie aufgefordert wurde. Nur ſehr ungern (denn ich trennte mich ſchwer von meinen geliebten Arbeiten) folgte ich der freundlichen Einladung, und — wurde ſpäter mit Beſchämung gewahr, wie ſelten der Menſch die wunderbaren Fäden höherer Führung zu erkennen vermag. Denn an jenem Nachmittage begegnete ich zum erſten Male der Nichte der Frau von Knobelsdorf, der geiſtvollen Henriette von der Gröben; eben der, mit welcher mich noch heute die innigſte Freundſchaft verknüpft. In ſchaukelndem Kahn, getragen von den klaren Wellen, tauſchten wir Gefühle und Gedanken aus; hier ſchlang ſich ein Band der Liebe, welches Jahrzehnten Trotz bot und noch jetzt mein Troſt und meine Freude iſt. Henriette ſtand damals im Begriff, ein ihr nicht würdiges bräutliches Verhältnis zu löſen; ſpäter reichte ſie ihre Hand dem berühmten Philoſophen Profeſſor Solger.

Als Ende September die Dresdener Galerie geſchloſſen wurde, kehrte ich wieder nach Hauſe zurück, ward aber ſpäter durch Goethe auf einige Wochen nach Weimar eingeladen. Nächſt der muntern, friſchen Hausfrau traf ich bei ihm ein reizendes Mädchen, Fräulein Karoline Ulrich, eine Waiſe, die im Goetheſchen Hauſe eine Zuflucht gefunden hatte und ſpäter Riemers Frau wurde. Sie verſtand es, ſich in die „Frau Geheimde-Rätin von Goethe“ zu ſchicken, war deren

7. Louiſe Seidler, Goethe

treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungspartien und trug durch ihre liebliche Erscheinung wesentlich dazu bei, den Reiz der Goetheschen Häuslichkeit zu erhöhen.

Es ging bei dem Dichterfürsten meist ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Fräulein Ulrich an stillen Abenden eine Partie „Whist mit dem Strohmann" spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spiels unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann neckend mutwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend abwehrte. Beim Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer (dem sog. „Kunstmeyer") und anderen Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter.

Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren; das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner, nun erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch teilnehmend, zog sich still zurück und ging anderen Geschäften nach. Die Herren (denn nur selten wurden Damen zu Mittag geladen) blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für allemal die Erlaubnis zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgendeinen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte; z. B. einen bronzenen Moses von Michelangelo in kleinen Dimensionen; die Werke des Canova; Abbildungen der im Besitze des Herrn von Quandt befindlichen Kunstwerke; die Zeichnungen zum „Faust" von Cornelius und anderes. Unter diesen interessanten, belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten; bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte damals eine geschlossene Parterreloge unterhalb der herrschaftlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentiert; auch der Burgunder fehlte nicht. Goethes Kritik der Aufführungen war bis auf die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch dreimaliges lautes

Händeklatſchen, deutlich vernehmbar für Zuſchauer und Schauſpieler. Ich erinnere mich eines ſolchen enthuſiaſtiſchen Beifalls für Unzelmann, als dieſer den „Diener zweier Herren“ ſpielte.

Zwei Jahre ſpäter verdankte ich der Gunſt Goethes eine abermalige Einladung nach Weimar, um Iffland, der im Dezember 1812 zu einer Reihe von Gaſtrollen eingetroffen war, in ſeinem Meiſterſpiele zu bewundern. Überhaupt gedachte der gütige Dichter, ſobald ſich in der Kunſtwelt irgendetwas Wichtiges ereignete, jedesmal meiner ſowie ſeiner Landsmännin Suſette Voigt, meiner geiſtreichen Freundin, mit deren Gatten er in häufigem Verkehr ſtand. Nicht leicht ließ Goethe eine beſondere Gelegenheit vorübergehen, ohne uns durch eine Anzeige oder Einladung ſeine Aufmerkſamkeit zartſinnig zu beweiſen.

Ifflands Spiel war mir ganz neu, bereitete mir daher um ſo mehr Freude und Genuß. Man hatte ihm die Wahl der Stücke überlaſſen; leider war dieſelbe auf ſehr unbedeutende Stücke gefallen, die nur durch ſeine Kunſt Intereſſe bekamen; „Clementine“, „Die Selbſtbeherrſchung“, „Künſtlers Erdenwallen“, „Don Ranudo di Colibrados“, Sheridans „Läſterſchule“ und der ebenfalls nach dem Engliſchen bearbeitete „Jude“ waren die Stücke, die ich ſah, und von denen mir der „Jude“ bei weitem am beſten gefiel. Unvergeßlich aber wird mir ein Mittag bleiben, an welchem ich die Ehre genoß, mit Iffland bei Goethe zur Tafel geladen zu ſein. Der berühmte Schauſpieler, im Leben nicht minder originell als auf der Bühne, war in der beſten Laune und erzählte tauſenderlei Anmutiges und Komiſches aus ſeinem Leben, was der verehrte hohe Wirt aufs freundlichſte und liebenswürdigſte erwiderte.

Noch muß ich des Verhältniſſes gedenken, in welchem Goethe zu ſeiner Frau ſtand. Auch hier bewährte ſich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn dasſelbe nur tüchtig war. Wie wenig paſſend das Benehmen der „Frau Geheimde-Rätin“ auch außerhalb des Hauſes bisweilen ſein mochte, welche derben Ausdrücke ſie auch gegen die Dienſtboten oft gebrauchte: im Grunde ihres Herzens war ſie doch gutmütig, dem Dichter gegenüber ſtets aufmerkſam, ſorglich pflegend, Unangenehmes abwehrend. Ihre durch nichts zu erſchütternde, unbefangene Heiterkeit und ihr neckiſches Geplauder waren Goethe ganz recht.

Um den Zweck zu erfüllen, der mich gegen die Jahreswende 1810 bis 1811 nach Weimar geführt hatte, ſchenkte mir Goethe täglich frühmorgens einige ſeiner koſtbaren Stunden, während deren ich ihn in Paſtell malte.

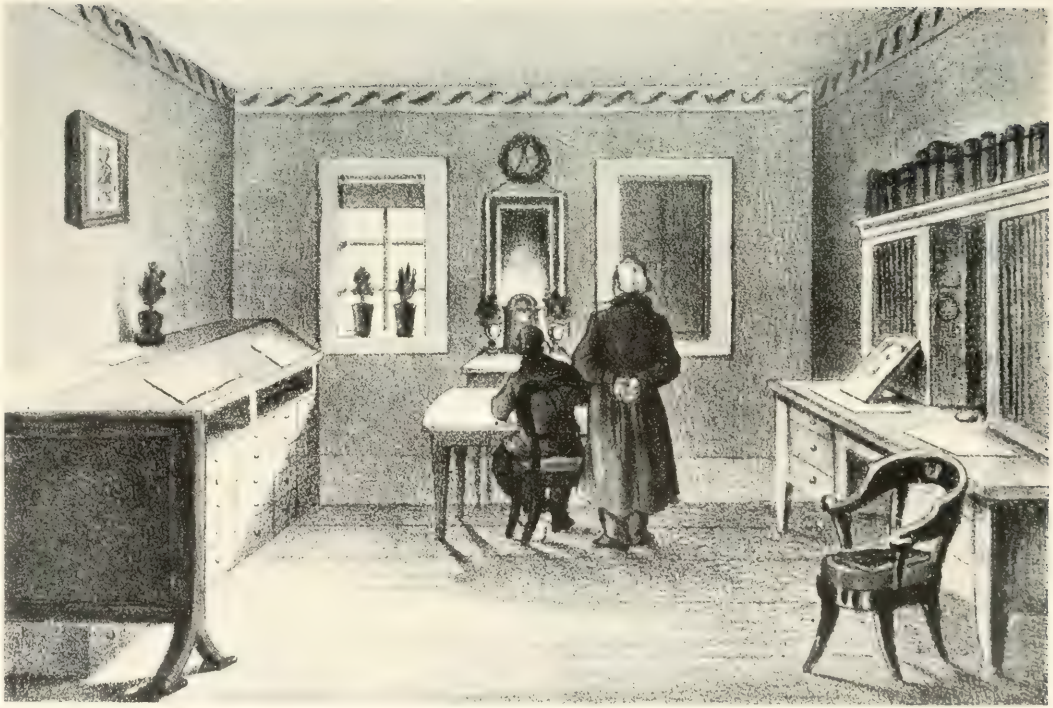
Zum Atelier diente mir das „Urbinozimmer" in Goethes Hauſe am Frauenplan, ſo genannt von einem trefflichen Baroccio, den Herzog von Urbino darſtellend. Während der Sitzung durfte ich ihm von Dresden und meinen dortigen Freunden und Bekannten erzählen. So gelang es mir, ſeine Teilnahme für eine kränkliche Dame zu erwecken, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Reſte des Vermögens ſeiner Frau heimlich nach Amerika entwichen war. Mit zwei kleinen Kindern ſtand ſie nun mittellos allein in der Welt. Doch ſie war voll Energie und Tatkraft, fünfundzwanzig geliehene Taler verwendete ſie zum Ankauf von Material zu Stickereien, deren Muſter ſie mit künſtleriſchem Geſchick ſelbſt zeichnete. Dieſe Arbeiten gefielen ſo ſehr, daß nach und nach mehrere Gehilfinnen mit der Anfertigung ähnlicher Kunſtprodukte beſchäftigt werden konnten. Ehe es jedoch ſoweit kam, mußte die arme Frau ihre Kräfte faſt übermenſchlich anſtrengen. Da ſie keine Wärterin für ihre Kinder bezahlen konnte, ſo hatte ſie dieſe beſtändig unter eigener Aufſicht; das eine war an ihren Arbeitsſtuhl feſtgebunden, während das andere auf dem Boden ſpielte. Dabei verkürzte ſich die Mutter den Schlaf, um bei Nacht die notwendigen Geſchäfte, das Waſchen, das Stubenreinigen uſw. zu beſorgen.

Von dieſer Dulderin erzählte ich Goethe. Sogleich ward ſein großes Herz zum Mitleid bewegt, und unverzüglich ſann er auf werktätige Hilfe. Er trug mir auf, die Frau zu veranlaſſen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu ſchicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranſtaltete Goethe in ſeinem Hauſe ein Matinee für die erſte Geſellſchaft der Reſidenz; die Stickereien mit daran gehefteten Preiſen waren ausgelegt. Er erzählte die Geſchichte der böswillig verlaſſenen Frau und bat die Anweſenden, ſich bei einem guten Werke zu beteiligen. Einem Goethe konnte man nichts abſchlagen; der Erlös war daher ſehr reichlich.

Nach Weimar zurückgekehrt, traf ich eines Tages, als Geſchäftsſachen mich um die Mittagsſtunde zu Goethe führten, Bettina bei

ihm, welche ich bis dahin noch nie geſehen. Das lebendige Geſichtchen, die glühenden dunkeln Augen waren von ſchwarzen Locken umkränzt. Sie ſaß auf einem niedrigen Fußbänkchen; mich ergötzte ihr Schuhwerk, welches aus einem grünen und einem roten Stiefelchen beſtand. Wie ſie munter und neckiſch allerlei durcheinander ſchwatzte, kam ſie mir vor, wie ein in den verſchiedenſten Farben ſpielendes Prisma. Ich blieb fern von ihr ſtehen; in meiner natürlichen Schüchternheit erſchien ich mir der exaltierten Frau gegenüber ſo ſteif und hölzern, daß ich gar nicht wagte, ſie anzureden; verlegen richtete ich meinen Auftrag an den Dichter aus und entfernte mich eilig.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich Goethe in ſeinem Urbinozimmer malte. Neben dem Baroccio, von welchem es den Namen hatte, hingen noch mehrere Ölgemälde, teils Originale, teils Kopien, meiſt von italieniſchen oder älteren deutſchen Künſtlern. Auch eine leicht kolorierte, ſehr ſchöne Federzeichnung Domenichinos, einen mythologiſchen Gegenſtand darſtellend, und (wenn ich nicht irre) ein Kupferſtich von Heinr. Wilh. Tiſchbein: „Götz mit dem gefangenen Weislingen", ſowie noch andere ſchätzbare Bilder ſchmückten die Wände. An das Urbinozimmer ſtieß der Empfangsſalon, ganz einfach und ſchlicht möbliert. Goethe ſprach ſich ſelbſt gelegentlich gegen mich darüber aus, wie ſehr er die Möbelwut haßte. Als er mich einſt zum Niederlaſſen auf dem Sofa nötigte, welches mit geſtickten Kiſſen — ſchönen Andenken fleißiger Hände — ganz belegt war, ſagte er zu mir: „Setzen wir uns, wenn wir vor lauter Bequemlichkeit noch einen Platz finden können!" Über dem Sofa hing eine ſehr ſchön in Waſſerfarben ausgeführte Kopie von Meyers Hand: „die aldobrandiniſche Hochzeit", ohne Rahmen, mit einem grünſeidenen Vorhange verwahrt; in der Größe des Originals. Auch ein Flügel fehlte nicht. Im Nebenzimmer ſtanden nahe beim Fenſter die Ludoviſiſche Juno und der Jupiter des Phidias, beide koloſſal. An den Wänden ſah man die ganze Geſchichte der Pſyche von Rafael, aus der Villa Farneſina, ausgezeichnet aquarelliert; über dem Kamin hing eine treffliche alte Kopie nach Tizian, die ſogenannte „irdiſche und himmliſche Liebe", gegen das Original (in der Villa Borgheſe zu Rom) etwas verkleinert. Durch das geſchilderte Zimmer kam man in ein mittelgroßes blaues Gemach, welches ganz mit Gipſen, vorzüglich



8. Goethes Arbeitszimmer

Büſten, angefüllt war; aus dieſem gelangte man auf einen von wildem Wein und Efeu grün umrankten Balkon, von dem eine kleine Treppe in den Garten hinabführte, wo Goethe, die Mütze mit breitem Schirme auf dem Haupte, gern verweilte und Blumen und Bäumen eingehende Sorge widmete.

Die große Haustreppe war breit und herrſchaftlich; auf dem erſten Treppenabſatze ſtanden Abgüſſe des antiken Windhundes aus dem Vatikan, des Adoranten und noch eines dritten Bildwerks. An der Mauer befand ſich ein großer Plan von Rom. Neben der in die Zimmer des erſten Stocks führenden Tür ſtand der Gipsabguß eines antiken Kandelabers, und auf der Schwelle las man den Zuruf: „Salve!“ in Holz eingelegt. Vom zweiten Treppenabſatze führte eine Seitentür, über welcher eine Minervabüſte ſtand, zu einer ſchmäleren Treppe, mittels deren man zu Goethes Studierzimmer gelangte. In einem kleinen Vorgemach ſtanden Naturalienſchränke, ſpäter auch eine alte, große Familienuhr, welche ſich einſt zu Frankfurt in Goethes Elternhauſe befunden; der feinſinnige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz hatte die zarte Aufmerkſamkeit gehabt, ſie ankaufen und am Morgen des 28. Auguſt 1828, als an Goethes Geburtstage, heimlich in deſſen Hauſe aufſtellen zu laſſen, ſo daß der greiſe Dichter durch den ihm in der Erinnerung gebliebenen, wohlbekannten Klang des Schlagwerks ſich auf die rührendſte Weiſe in ſeine Jugendzeit zurückverſetzt ſah. — Goethes Studierzimmer hatte die Sonnenſeite; niedrige Fenſter gingen nach dem Garten. In der Mitte des Gemachs ſah man einen großen, ſchlichten, mit hellgrauer Ölfarbe angeſtrichenen Tiſch und eben ſolche Stühle; einer derſelben, auf dem Goethe zu ſitzen pflegte, war durch ein Polſter erhöht. Auch ein Stehpult erblickte man in dem Zimmer; aber kein Sofa, keine moderne Bequemlichkeit. Hier diktierte der Dichter, ſitzend oder auf und abwandelnd, die Hände auf dem Rücken. An dieſes Studierzimmer, wo Goethe während der letzten Jahre ſeines Lebens die Abende zubrachte, ſtieß das kleine Schlafkabinett; es hatte ein Fenſter mit grünen wollenen Vorhängen; das ſchmale Bett und ein großer Lehnſtuhl, in welchem er 1832 verſchied, füllten beinahe den ganzen Raum aus. Dies alles iſt genau ſo wie es vormals war, erhalten und wird von Goethes Enkeln ſorgfältig gehütet; nur höchſt ſelten, bei beſonders feſtlichen

Gelegenheiten, werden dieſe heiligen Räume gezeigt. Schon bei Lebzeiten des Dichters hatten wenige Zutritt in dieſelben; ſein Studierzimmer war beinahe für jedermann verſchloſſen. Ich war ſo glücklich, eine Ausnahme zu machen; wenn ich etwas Beſonderes mit dem Dichter zu ſprechen hatte, z. B. über den ſächſiſchen Kunſtverein, für welchen ich ſeine Teilnahme gewonnen hatte, ſo durfte ich ihn in ſeinem Arbeitskabinett aufſuchen. In ſeinen großen weißwollenen Schlafrock gehüllt, war er dort am behaglichſten; ich konnte ihm vertrauensvoll nahen, ihm Pläne und Wünſche mitteilen, und väterlich wohlwollend, verſagte er mir niemals ſeinen getreuen Rat.

Goethes Porträt war endlich vollendet, und das Original ſprach ſich — zu meinem höchſten Stolze — befriedigt darüber aus. Das Bild durfte mein Eigentum bleiben, damit es mir noch nützlich würde. Ich hütete es ängſtlich wie einen Schatz; überall führte ich es mit mir herum. Erſt im Jahre 1863 konnte ich mich entſchließen, es durch eine Lithographie vervielfältigen zu laſſen, welche zum Beſten eines Stipendiums für dürftige Beſucher der K. Realſchule zu Berlin im Handel erſchien.

Unterdeſſen war der Frühling des Jahres 1811 gekommen. Ich nahm Abſchied von meinen Lieben in Weimar und Jena und reiſte in den erſten ſchönen Tagen von dem Ertrage einiger Bilder, welche die Großfürſtin Maria Paulowna angekauft hatte, zum zweiten Male nach Dresden. Um der Galerie näher zu ſein, wohnte ich diesmal in der Rampiſchen Gaſſe bei einer Tochter des berühmten Porträtmalers Anton Graff, der Witwe des Landſchaftsmalers Kaatz.

Graff war ein biederer Schweizer aus Winterthur, der ſich durch ſeine naturgetreuen, charaktervoll und markig ausgeführten Porträts und guten Kopien ein ſchönes Vermögen erworben hatte. Vierzehnmal hat er die Magdalene von Battoni kopiert; ich weiß nicht, wie oft diejenige von Correggio. Wöchentlich mußte ein Porträt für fünfzig Taler vom Stapel laufen. Dabei lebte er patriarchaliſch einfach mit ſeiner Familie; er bewohnte auf dem Altmarkte nur ein einziges großes Zimmer mit zwei Fenſtern. Dies war ſeiner ganzen Länge nach durch eine ſpaniſche Wand geteilt; in der einen Hälfte war des Künſtlers Atelier aufgeſchlagen; hier hantierte er, hier empfing er den Beſuch der Muſe. In der andern Abteilung hielt ſich ſeine Familie

9. Kügelgen, Selbſtbildnis

auf; dieser Raum war Wohn-, Eß- und Schlafzimmer — alles in einem. Zuweilen verpflanzte sich auch hierher ein Stückchen Kunst; Graff rieb nämlich seine Farben selbst und pflegte dies dort zu besorgen.

Allsonntäglich war ich bei Graffs regelmäßiger Tischgast; joviale Herzlichkeit würzte die einfache Mahlzeit. Das Jahr 1811 war das vorletzte seines Lebens; im letzten verlor er seine geliebte Gattin und folgte ihr, selbst hochbetagt, bald nach. Die Erinnerung an den trefflichen Mann, den reinste Herzensgüte auszeichnete, ist mir immer wohltuend geblieben.

Da Professor Vogel nicht mehr auf der Galerie arbeitete, bekam ich einen andern Lehrer. Durch die Empfehlung der Schwägerin Silvia von Ziegesars, der Oberforstmeisterin von Ziegesar auf Hummelshain, welche — eine Livländerin, geb. von Berg — die Kusine von Gerhard v. Kügelgens Frau war, machte ich die Bekanntschaft dieses berühmten Malers und seiner Gattin. Aus Freundschaft bot er mir seine Hilfe in der Kunst an, obgleich er eigentlich keine Schüler annahm; nur aus Gefälligkeit unterrichtete er — teilweise in seinem Atelier und teilweise in der Galerie — mich und ein anderes junges Mädchen, Karoline Bardua, eine tüchtige Porträtmalerin, deren Verstand und Treuherzigkeit ihre Häßlichkeit ausglich. Sie pflegte ihren Enthusiasmus für Kügelgens Schöpfungen lebhaft auszusprechen, wodurch der für solche Huldigungen sehr empfängliche Künstler bewogen ward, unseren Arbeiten mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als es außerdem geschehen sein würde. Er meinte nämlich, uns Frauen wäre es doch kein Ernst mit der Kunst. Zunächst vollendete ich einige Pastellköpfe; dann fing ich an, in Öl zu malen. Ich mußte zuerst naturgroße Eier ins Kolossale vergrößern, um Schatten und Licht sowie die Reflexe daran zu studieren. Diese Methode würde gut gewesen sein, wäre ich nicht dabei einer falschen Manier verfallen, die ich mir später mühsam wieder abgewöhnen mußte. Kügelgens langjähriges Miniaturmalen ließ ihn nämlich zu keiner freien Pinselführung kommen; er hatte eine peinlich minuziöse Art, mit der er kleinere Kompositionen allerdings sehr schön malte, wogegen ein umfangreiches Werk selten großartig und einfach-würdig ausfiel. Seinen Zeitgenossen galt er trotzdem lange Zeit als Historienmaler ersten Ranges, während er

mir als Porträtmaler bedeutender zu ſein ſchien; ſeine Bilder waren ſehr elegant und ſtets geſchmeichelt, weshalb ſie immer gefielen.

Indem ich von Gerhard von Kügelgen rede, muß ich einer Szene gedenken, welche des Künſtlers Edelmut bewies, mir aber in der Erinnerung ſtets ſchrecklich geblieben iſt. Als ich anfangen wollte, die Eier zu malen, hatte ich Leinewand auf ein Zeichenbrett genagelt und dieſes auf meine Staffelei geſtellt. Während meiner Abweſenheit hatte Kügelgen die Staffeleien vertauſcht, die meine für ſich genommen und mir eine andere hingeſtellt, aber verſäumt, die Pflöcke mit Widerhaken hineinzuſtecken. Ich bemerkte nichts und fing an zu malen; plötzlich glitt das Zeichenbrett, die Staffelei gab nach und fiel in Kügelgens beſtes Ölgemälde, „Apoll und Hyacinth“ in Lebensgröße, welches einen fingerlangen Riß bekam. Kügelgen hatte im Nebenzimmer den Fall gehört, kam herein und ſah gleich das Unglück; totenbleich, am ganzen Körper zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, ſtand ich vor ihm. Aber anſtatt zu ſchelten, ſuchte er mich zu beruhigen und ſagte gutmütig: „Der Riß iſt ja nur ins Gewand gekommen, und ich bin ſelbſt daran ſchuld.“ Nun löſte ſich mein Schreck in heftiges Weinen, von dem ich mich den ganzen Tag nicht wieder erholen konnte — worauf Kügelgen mir ſogar noch Troſt zuſprach, ſich ſelbſt mehr anklagend als mich. Am andern Morgen in aller Frühe kam er in meine Wohnung, teilnahmsvoll beſorgt um mein Befinden! So lange ich lebe, werde ich dem edeln Manne dieſe liebenswürdige Nachſicht nie vergeſſen, welche kaum ein anderer geübt haben würde; denn der Riß in „Apoll und Hyacinth“ war ſo groß, daß er niemals wieder ganz unſichtbar wurde.

Kügelgen hatte ſich in Rußland, wo er die ganze kaiſerliche Familie malte, durch ſeine Porträts ein bedeutendes Vermögen erworben. Dort lernte er auch ſeine Frau, eine geborene von Manteuffel, kennen. Um der ſtolzen Familie zu genügen, verſchaffte er ſich und ſeinem Bruder den Adel. Dieſer Bruder, Landſchaftsmaler, heiratete ſpäter die Schweſter der Frau von Kügelgen. Beide auf dieſe Weiſe engſtens verſchwägerten Brüder ſtammten aus Bacharach am Rhein, waren Zwillinge und glichen ſich ſo ſehr, daß man ſie kaum voneinander unterſcheiden konnte.

Neben Kügelgen genoſſen die Profeſſoren Hartmann und Friedrich

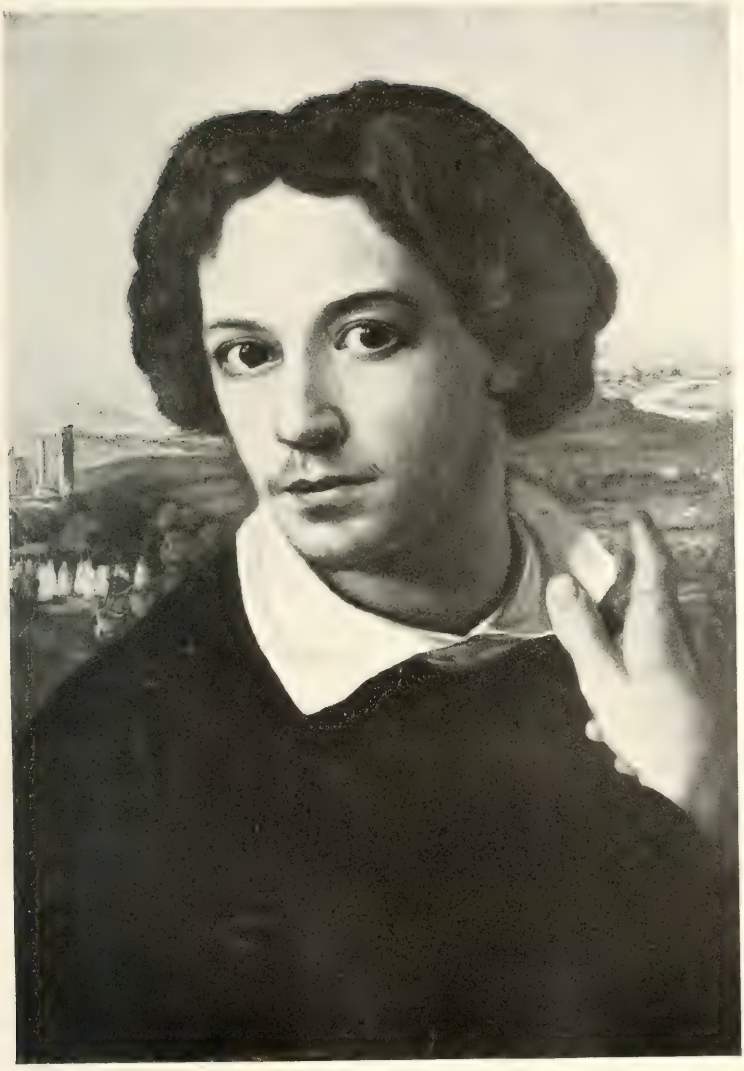
Matthäi als akademiſche Lehrer beſonderes Anſehen. Der letztere war hervorragender; er malte die größten hiſtoriſchen Kompoſitionen und zeichnete ſehr gut, aber in kaltem, akademiſchem Stil. Als Lehrer war er ſtrenge und tüchtig; gute Schüler hat er gebildet; einer derſelben war Philipp Veit. Matthäis Kollege, Ferdinand Auguſt Hartmann, bekannt als Porträt- und Hiſtorienmaler, war ein minderes Talent, zählte aber wegen ſeines einfachen, heiteren, wohlwollenden Weſens viele Freunde.

Die Galerie war in dieſem Jahre zwei Stunden täglich länger geöffnet; da malte ich denn Sonn- und Werktags von morgens früh acht bis abends ſechs Uhr. Unter andern Bildern vollendete ich auch ein Paſtellporträt nach Mengs, welches dieſen in ſeiner Jugend darſtellte; auf Goethes Wunſch ſchickte ich ihm meine Arbeit nach Weimar.

Im Laufe des Sommers machte ich in Dresden einige neue, intereſſante Bekanntſchaften; unter anderen diejenige der Harfenſpielerin, Schriftſtellerin, Malerin uſw. Fräulein Thereſe aus dem Winkel. Sie beſchäftigte ſich jahraus jahrein mit Anfertigung von Kopien der beſten Meiſterwerke auf der Galerie, welche namentlich von den durchreiſenden Polen geſucht waren. Auf der Rückkehr von Paris, wo ſie ihre verſchiedenen Begabungen weiter ausgebildet hatte, war ſie durch Weimar gekommen und hatte daſelbſt einen Teil ihrer „zweiunddreißig Talente", wie ihre Mutter, eine alte redſelige Offizierswitwe, ſich ausdrückte, produziert. Sie ſtellte ihre Gemälde aus, ſpielte Harfe, deklamierte und gab mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen nach Art der Hendel-Schütz. Ihr Ruf war bereits zu mir gedrungen; die perſönliche Bekanntſchaft der merkwürdigen Dame war mir deshalb um ſo erfreulicher. Thereſe aus dem Winkel hatte eine kleine, zierliche Geſtalt, hübſches, blühendes Kolorit und ſanfte Züge. Sie friſierte und kleidete ſich gegen die damals herrſchende Mode; braune, durch ein ſchwarzes Sammetband zuſammengehaltene Locken umgaben den Kopf; ein weißer Spenzer und ein ſchwarzer Rock waren ihr ſteter Anzug. So ſaß ſie hinter ſpaniſchen Wänden und kopierte auf der Galerie, wo damals, zur Erleichterung der Künſtler, die Gemälde ſogar herabgenommen wurden. In ihrem Verſchlage ſaß gewöhnlich die Kammerjungfer neben ihr, welche ihr leiſe vorleſen und zu beſtimmter Stunde das zweite Frühſtück kredenzen mußte.

Fräulein aus dem Winkel bewohnte im „Italieniſchen Dörfchen“ ein einſtöckiges Häuschen, welches reizend an der Elbe gelegen und mit Kopien aller Art förmlich austapeziert war. Wenn Fremde kamen, um ihre Gemälde zu ſehen, ſo ſchuf ſie durch Sperrung und Öffnung von Läden im Nebenzimmer eine künſtliche Beleuchtung; zugleich ſuchte ſie durch Geſchichte und Charakteriſtik des Originals das Intereſſe an der Kopie zu erhöhen.

Ziemlich oft empfing ſie kleine Geſellſchaften; gewöhnlich eröffnete ſie den Abend mit einem Harfenſolo, während deſſen eine einzige Taſſe Tee oder Kaffee gereicht wurde. Die Unterhaltung beſtand meiſtens darin, daß man ihren Talenten Bewunderung zollte und dazwiſchen ſich an der ſchönen Ausſicht auf die Elbe erquickte. Als ich zum drittenmal nach Dresden kam, hatte Thereſe aus dem Winkel ihre Mutter verloren und nahm Penſionärinnen in ihr Haus; ich ſelbſt war glücklich genug, ihr eine ſolche zuweiſen zu können. Durch dieſe erfuhr ich noch Näheres über Thereſens eigentümliche Perſönlichkeit. Fräulein aus dem Winkel, eine Art von weiblichem Polyhiſtor, hatte bedeutende Sprachkenntniſſe und unterrichtete im Italieniſchen, Franzöſiſchen und Deklamieren, die ſächſiſchen Prinzeſſinnen auch im Harfenſpiel. Ihr Lehreifer ging ſo weit, daß ſie noch abends ſpät beim Aufwickeln ihrer Locken den Scharfſinn ihrer Penſionärinnen durch Rätſelaufgaben übte. Dabei lebte ſie ſehr einfach und tat im Stillen außerordentlich viel Gutes, ſo z. B. unterſtützte ſie fortdauernd eine ehemalige Dienerin, die ſich bei ihr verheiratet und eine Reihe von Kindern bekommen hatte. Dieſe ließ Thereſe aus dem Winkel ſämtlich kleiden und unterrichten. Als ein neues Direktorium ihr ſpäter das Kopieren auf der Galerie verleidete, arbeitete ſie zu Hauſe nach modernen Künſtlern; da indeſſen die Kopien von Bildern lebender Maler ſich nicht ſo gut verkauften, ſo griff ſie zu dem Mittel, ihre eignen Kopien der alten Meiſter zu kopieren. So vergingen ihr in raſtloſer Tätigkeit viele Jahre, bis ſie das Unglück traf, ihr mühſam erworbenes Vermögen durch den Bankerott ihres Bankiers zu verlieren. Doch jetzt zeigte ſich die Teilnahme und Achtung, deren ſie überall genoß. Die Prinzeſſinnen erboten ſich, ihr die Zinſen des verlorenen Kapitals zu erſetzen; Herr v. Quandt, der große Kunſtkenner, kaufte ſogleich eine ihrer Kopien, was ſie beſonders beglückte. In den fünfziger Jahren



10. Veit, Jugendliches Selbſtbildnis

ſollte ihr aus der Tiedgeſtiftung ein Zuſchuß zuteil werden, allein ſie lehnte denſelben dankend ab, da ihr einfaches Leben wenig Bedürfniſſe erfordere und ſie jene Hilfe einem vielleicht Ärmeren nicht entziehen wolle.

Wie rührend war mir das Wiederſehen mit ihr, als ich ſie im Jahre 1863 in Dresden noch einmal aufſuchte und ſie in der nämlichen Toilette wiederfand, in welcher ich ſie in ihrer Jugend verlaſſen hatte! Das eigene Lockenhaar war durch eine blonde Perücke, mit Samtband umſchlungen, erſetzt; der Rücken war zwar etwas gekrümmt, doch der weiße Spenzer ſchmückte ihn wie vordem; auch der ſchwarze Rock fehlte nicht. Als wäre das hinabgeſunkene halbe Jahrhundert nicht geweſen, lebte ſie noch in ihrem Häuschen; wie früher umgab ſie das mit grauer Ölfarbe und grünen Linien angeſtrichene beſcheidene Mobiliar; freilich war es mit ihr veraltet, aber es ſtand in Harmonie mit ſeiner Beſitzerin. Wie ehedem bedeckten Bilder aller Art die Wände von oben bis unten; auch die Harfe fehlte nicht, da Thereſe noch immer Unterricht erteilte. Gottlob, ihre Sinne waren noch friſch, obgleich ſie in den achtziger Jahren ſtehen mußte. Eine beinahe Blinde ſaß ich neben ihr; wir plauderten von vergangenen Tagen. Die Glückliche! Sie ſchreibt, ſie lieſt, ſie näht, ja, ſie dirigiert noch ein äſthetiſches Kränzchen, in welchem ſie alle vierzehn Tage Vorleſungen hält. Alles dies iſt mir nicht mehr vergönnt. — Thereſens große Herzlichkeit und die Erinnerung an gemeinſchaftlich durchlebte Tage fröhlicher Jugend gewährten mir eine ſchöne, wenn auch recht wehmütige Stunde.

Im Herbſt 1811, als die Galerie geſchloſſen wurde, verließ ich Dresden; der Winter führte mich nach Gotha in das gaſtliche Haus meiner Tante Ettinger, wo ich die gewohnte Geſelligkeit und den anregenden Verkehr mit gelehrten Männern, welche in dem Buchhändlerhauſe zahlreich aus- und eingingen, wiederfand. Außerdem trat ich bald in nähere Beziehungen zu dem Hofe, da ich nicht lange nach meiner Ankunft den Auftrag erhielt, die regierende Herzogin, die Prinzeſſin aus erſter Ehe und den regierenden Herrn ſelbſt zu malen. Die Herzogin Karoline Amalie, ſeit dem 24. April 1802 des Herzogs zweite Gemahlin, war eine geborene Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel. Eine gute, wohlwollende, aber nicht eben hervorragende Dame, liebte

ſie ihren etwa anderthalb Jahr jüngeren Gemahl ſchwärmeriſch, deſſen Geiſt ſie anſtaunte. Die Prinzeſſin Louiſe, deren Geburt im Dezember 1800 ihrer Mutter Louiſe Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, das Leben gekoſtet hatte, war ein lebhaftes, neckiſches Weſen, klein, blühend und munter. Leider ſtand ſie unter dem ſchädlichen Einfluſſe einer franzöſiſchen Gouvernante, welche auf das Wohl des ihr anvertrauten Kindes ſo wenig bedacht war, daß ſie deſſen Augenmerk ſogar eines Tages in meiner Gegenwart auf die Schönheit und das Benehmen der Offiziere während der Wachtparade unter den Fenſtern des Schloſſes lenkte und der Prinzeſſin allerlei Bemerkungen darüber zuflüſterte. Auch die ſarkaſtiſche Art des Herzogs hatte ſicherlich keine gute Wirkung auf das junge, leicht empfängliche Gemüt; einmal hörte ich ſelber bei einem Souper im engeren Kreiſe des Hofes, zu welchem ich mit meinen Tanten eingeladen war (die Herzogin war nicht anweſend), was für unpaſſende Neckereien der Vater ſich gegen ſeine Tochter erlaubte. Am 31. Juli 1817 wurde dieſe mit dem Herzoge Ernſt I. von Sachſen-Coburg-Saalfeld vermählt. Nachdem ſie zwei Prinzen geboren hatte, von denen der älteſte der jetzt regierende Herzog Ernſt II. von Coburg-Gotha iſt, der zweite, Prinz Albert, Gemahl der Königin Viktoria von England wurde, entdeckte ſie die Untreue ihres Gemahls und glaubte ſich ihrerſeits nun dafür entſchädigen zu dürfen. Dies führte die Scheidung herbei. Später vermählte ſie ſich mit einem Grafen Pölzig, lebte mit dieſem in Paris und ſtarb dort jung an langer ſchmerzlicher Krankheit. Viele Jahre ſtand ihr Sarg von der Heimat fern, bis ihn endlich ihre Söhne in die Familiengruft des Herrſcherhauſes bringen ließen.

Bei richtiger Leitung ihrer Jugend und in einer glücklicheren Ehe wäre das Schickſal dieſer beklagenswerten Fürſtin, die vermöge ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und Schönheit geſchaffen ſchien, zu beglücken und beglückt zu werden, gewiß ein beſſeres geworden. Unvergeßlich mußte ſich um jener beiden Eigenſchaften willen ihr Bild einem jeden in das Herz prägen, der das Glück hatte, ſie näher kennen zu lernen. Auch mir wurde dasſelbe zuteil; als ſie noch Herzogin von Coburg war, traf ich ſie im Hauſe meines Couſins, des Superintendenten Gensler, auf der Roſenau bei Coburg. Sie war damals in

der Tat eine blühende Roſe und empfing mich ſo anmutig, ſo gütig und gewinnend, daß mein ganzes Herz ihr entgegenſchlug und ich ſtets von innigſter Teilnahme für ihre traurigen Lebensſchickſale erfüllt geblieben bin.

Der ſeit dem 20. April 1804 regierende Herzog Emil Auguſt von Sachſen-Gotha-Altenburg, ihr Vater, dieſes größte Original ſeiner Zeit, geboren am 23. November 1772, alſo 1811 39 Jahre alt, war ſchön von Geſtalt; ſeine Erſcheinung hatte etwas damenhaftes, beſonders wohlgeformt waren ſeine ſorgfältig gepflegten Hände und Füße. Auch der Kopf wäre ſchön geweſen, hätte ihn nicht ein ſchielendes Auge verunſtaltet. Barock in allem was er tat, liebte er es, bisweilen mit einem türkiſchen Schal drapiert oder in noch phantaſtiſcheren Koſtümen zu erſcheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perücke vom zarteſten Blond, die in Paris verfertigt war. Der herzogliche Bibliothekar und Sekretär, mein guter Onkel Jacobs, dieſer gelehrte Philolog, mußte zu ſeinem größten Kummer ſehr oft wegen der Allerhöchſten Perücke mit Pariſer Friſeuren korreſpondieren. Des Herzogs Finger — die Daumen eingerechnet — ſtrotzten von koſtbaren Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er ſich einbildete, krank zu ſein, blieb er wochenlang im Bette liegen. Dort erteilte er Audienzen und empfing ſogar Damen. Als ich mit meiner Tante mich einſt nach ſeinem Befinden erkundigte, nahm er auch unſern Beſuch in ſeinem Bette liegend an. Während des Geſpräches ſtreifte er den Ärmel ſeines weiten weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollſten Armbänder geſchmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit koſtbaren Spitzen garniert. Großen Wert legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick muſterte; mit ſeinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück. „Das iſt ja ein wahres Pfauenkleid", ſagte er, als ich einſt in einem Gewande von buntem Seidenſtoff erſchien; bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Welch ein ſchöner, feiner Samt!" und ſtrich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein beſonderes Vergnügen fand er daran, Eintretenden ganze Gläſer davon entgegen zu ſchütten. Nichts verurſachte ihm größere Freude, als Geſchenke zu machen; nur waren dieſelben

gewöhnlich unnütz und unpaſſend; ſo bekam z. B. ein Küchenjunge — eine aſtronomiſche Uhr. Zu einer Reiſe nach Reinhardsbrunn, wo er die Särge der alten Landgrafen öffnen ließ, um zu ſehen, welchen Schmuck ſie trügen, beſchenkte er ſeine Begleiter mit buntfarbigen ſeidenen Talars; den Frauen der kleinen Beamten in Reinhardsbrunn ließ er ſeidene Schleppkleider anfertigen, die mit Blumengirlanden geziert waren. Durch Ankauf von Raritäten aller Art verſchwendete er ſein eigenes und ein geerbtes enormes Vermögen; daneben hatte er indeſſen auch Sinn für wahre Kunſt und kaufte zuweilen gute Gemälde um die höchſten Preiſe; ſo zahlte er für eine gar nicht große, aber meiſterhaft gemalte „ſpinnende Alte" von Gerhard Dow die Rieſenſumme von 13000 Talern. Für ſeine reichhaltigen Sammlungen ſetzte er bei ſeinem Tode das Herzogtum Gotha zum Erben ein. Dieſes kleine Land kam überdem durch die hohe Verehrung, welche Herzog Auguſt dem Kaiſer Napoleon warm entgegentrug, im Jahre 1806 ſehr gut davon, denn der Eroberer, dem die Bewunderung eines deutſchen Souveräns ſchmeichelte, erließ Gotha die bereits ausgeſchriebene Kontribution von 1700000 Franken. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch, daß der Herzog nur für ſeine Perſon verſchwendete, niemals aber die Einkünfte des Landes angriff, deſſen Ökonomie und Kredit ſtets ungeſchwächt blieb; auch hat der wunderliche, aber ebenſo gutmütige wie geiſtreiche Fürſt die Gunſt des Kaiſers Napoleon nie zur Erwerbung perſönlicher Vorteile benutzt, wie das damals ſo viele gekrönte Häupter nicht verſchmähten.

Übertrieben eitel wie Herzog Auguſt war, hatte er die Eigenheit, ſich von allen Malern, die nach Gotha kamen, porträtieren zu laſſen, um zu ſehen, wie jeder ihn auffaßte. Ich hatte ihn zu malen in einem violetten Sammetrock und einer Weſte von Goldſtoff. Von dieſer Weſte erbat ich mir eine kleine Probe, um den Stoff richtig nachzuahmen. „Nein!" ſagte er, „keine Probe, ſondern ein ganzes Stück von der Goldtreſſe ſollen Sie haben." Wollte jemand ſeine Freigebigkeit abwehren, ſo verdoppelte er ſie; ich weiß dies aus eigener Erfahrung.

Bisweilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und ſeinem Kammerherrn allein zu ſpeiſen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ ſich von mir erzählen oder er tat in ſeiner originellen Art

allerlei Fragen. So rief er eines Tages: „Was macht Euer Kunſtpapſt?“ Damit meinte er Goethe. Sein beißender Witz verſchonte niemand; hatte man Geiſtesgegenwart genug zu einer paſſenden Entgegnung, ſo imponierte man ihm. Einem wenig begüterten, ſehr häßlichen Fräulein vom älteſten Adel gab er einſt das Rätſel auf: „Das erſte haben Sie nicht, das zweite ſind Sie nicht; das Ganze iſt die Farbe Ihres Teints.“ (Orange.) Den Kammerherrn von Seebach fragte er: „Was iſt das: die erſte Silbe iſt ein großes Waſſer, die zweite iſt ein kleines Waſſer, das Ganze iſt doch unbeſchreiblich trocken.“ Die Gräfin Auguſte von W. empfing er bei einer Audienz mit dem Ausrufe: „Der Blitz! Iſt das nicht die Guſtel von Blaſewitz?“ Und als ſie vor verſammeltem Hofe erwiderte: „O je! Da iſt ja der lange Peter von Itzehoe!“ lachte er aus vollem Halſe. Auf einem Maskenballe bemerkte er, wie ein junger Kaufmann namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske ſtark den Hof machte. Der Herzog trat auf ihn zu, ſchlug ihm auf die Schulter und ſagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle verliebt ſich ſchnelle!“ Der Angeredete, welcher den Herzog ſofort erkannte, antwortete mit großer Geiſtesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verſtand; das Zepter — ruht in Auguſts Hand!“ Weit entfernt, dergleichen Sarkasmen übel aufzunehmen, ergötzte ſich der Herzog darüber im Gegenteil außerordentlich.

Gern hätte er auch als Schriftſteller geglänzt, allein die literariſchen Arbeiten des Herzogs, an denen mein Onkel Jacobs die Verſe feilen mußte, ſind — obwohl nicht ohne Geiſt und Witz — im ganzen doch ſehr konfus. Gedruckt erſchien von ihm ein Roman, zu welchem ſein von ihm königlich beſoldeter Hofmaler, Profeſſor Graſſi, ein Bild: „Die Arkadier“ anfertigen mußte. Außerdem malte dieſer phantaſiereiche Italiener zu einem andern Roman des Herzogs: „Panedonia“, eine ganze Reihe lebensgroßer Gemälde, z. B. zwei in ein Sternengewand gekleidete Prinzen, auf einem Throne ſitzend; der eine wird durch ein kleines chamäleonartiges Ungeheuer angehaucht und verfällt, leichenblaß, dem Tode. Eine andere Illuſtration zu dieſem Roman zeigt einen phantaſtiſchen Jäger; der Himmel auf dem Bilde iſt grün, die Landſchaft blau. Ferner entwarf Graſſi eine ihren Wagen lenkende Fee, deren ränkevoller Charakter durch grell geſchminkte

Wangen angedeutet werden mußte uſw. Als Papſt Pius VII. aus ſeiner Gefangenſchaft in Frankreich entlaſſen und nach Rom zurückgekehrt war, ließ der Herzog durch Graſſi ein mächtiges Bild mit lebensgroßen Geſtalten malen, welches Petrus vorſtellt, wie er dem heiligen Vater die Schlüſſel des Himmels überreichte. Dies rieſengroße Gemälde machte er dem Papſte zum Geſchenk, um demſelben eine Artigkeit zu erweiſen und ihm ſeine Teilnahme zu bekunden. Der ſchönen Herzogin von Kurland ſchenkte er ein Bild, das ſie ſelbſt in Lebensgröße darſtellt, wie ſie ein weißes Reh mit Vergißmeinnicht füttert. Unter dem Reh hatte er ſich ſelbſt gedacht. Von dem Weimariſchen Hofmaler Jagemann ließ er ſich lebensgroß in mittelalterlicher Tracht mit Federbarett malen, wie er eine Gänſeblume als Liebesorakel auszupft.

Doch legte er auch Proben eines beſſeren Geſchmacks ab. Er ließ z. B. eine Reihe von Zimmern reich, phantaſtiſch, aber dabei höchſt geſchmackvoll dekorieren; beſonders gefiel mir ein nach des Herzogs eigenen Angaben eingerichteter Salon von dunkelblauer Grundfarbe. Die ſeidene Tapete war herrlich bemalt mit Blumen, Früchten, Schmetterlingen und kleinen Vögeln; letztere ſchauten ſämtlich angſtvoll nach dem Deckengemälde empor: welches eine gewaltige ſchwebende Eule mit glühenden Augen vorſtellte. An den Seitenwänden dieſes Gemachs hatten große Vaſen, Büſten und ähnliche Dinge in gefälligſtem Arrangement Platz gefunden. Um die Regierung kümmerte ſich Herzog Auguſt wenig; dieſe war lediglich ſeinen trefflichen Miniſtern überlaſſen. Das Land befand ſich dabei ſehr wohl, beſonders blühte die Reſidenzſtadt Gotha, welche unter ihm ein glänzender Mittelpunkt geiſtreicher Geſelligkeit blieb; die Hofhaltung war prachtvoll, immerwährend verweilte Beſuch von fremden Fürſtlichkeiten und ausgezeichneten Perſonen aller Art in dem gegenwärtig ſo ſtillen Orte. Die Erinnerung an jene glanzvollen Tage hat ſich im Gedächtnis der Bürger von Gotha lange erhalten, denn Herzog Auguſt war trotz ſeiner vielen Schrullen doch von ſeinen Untertanen aufrichtig geliebt worden. Bei ſeinem frühen Hinſcheiden im Jahre 1822 zeigte ſich überall tiefe und ungeheuchelte Teilnahme. Er ſelbſt ſprach von ſeinem Tode ganz ruhig; ja, er hatte ſich auf einer Inſel im Park ein Mauſoleum hergerichtet, welches er inwendig ſtets mit friſchen Blumen

11. Jagemann, Herzog Auguſt v. Gotha

bekleidete. Dahinein ohne Sarg gelegt zu werden, war ſein letzter Wunſch. In der Tat wurde die Leiche des Herzogs auf dieſer Inſel beſtattet, neben ſeinem Vater (dem kunſtſinnigen, prachtliebenden Herzog Ernſt II.) und ſeinen zwei früh verblichenen Brüdern. Als Herzog Auguſt geſtorben war, wurde ſein einziger überlebender Bruder, der in Rom zur katholiſchen Kirche übergetretene Prinz Friedrich (geb. am 28. Nov. 1774), zurückberufen und folgte ihm als vierter ſeines Namens in der Regierung von Sachſen-Gotha-Altenburg. Mit dieſem erloſch die Dynaſtie, das Land ward geteilt, Altenburg wurde ein ſelbſtändiges Herzogtum und Gotha fiel an Coburg, deſſen Herzog Ernſt I. in Gotha als Ernſt III. den Thron beſtieg.

Noch wurde mir 1811 von dem als Aſtronomen und Staatsmann rühmlichſt bekannten Herrn von Lindenau in Gotha der ehrenvolle Auftrag zuteil, ſein Porträt zu malen. Er war ein ebenſo ſchöner, wie geiſtreicher Mann, dabei ein ausgezeichneter Kunſtkenner. Begeiſtert und lebendig ſtrömte der Fluß ſeiner Rede; großartig waren ſeine Anſchauungen von dem Sternenhimmel, wie von der Menſchheit. Doch ſtand ihm auch die Grazie im Umgang wie ſo leicht keinem andern zu Gebote; er ſcherzte ebenſo anmutig, als er gelehrt zu ſprechen verſtand.

Als Friedrich IV., Herzog Auguſts Nachfolger, ſchon 1825, drei Jahre nach ſeinem Regierungsantritt, ſtarb und das gothaiſche Haus mit ihm erloſch, ordnete Lindenau als erſter Miniſter die Teilung der Gothaiſchen Lande. Nachdem dieſe bewerkſtelligt worden, trat Lindenau zum allgemeinen Bedauern der Gothaer in königlich ſächſiſche Dienſte; nach und nach bekleidete er hier, meiſtens ohne Gehalt zu beanſpruchen, die hervorragendſten Staatsdienerſtellen, bis er endlich Präſident des ſächſiſchen Geſamtminiſteriums wurde. Nur eine ſo außerordentliche Arbeitskraft wie die ſeine konnte die umfaſſenden Geſchäfte überwältigen, welche ihm oblagen. Im Jahre 1843 zog er ſich vom Dienſte zurück und nahm ſeinen bleibenden Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt Altenburg, wo er ſchon ſeit 1826 der Landſchaft präſidiert hatte. Seine ſächſiſche Penſion überwies er ungeſchmälert der Unterſtützung für Künſtler ſowie der Verbeſſerung gering dotierter Prediger- und Schullehrerſtellen im Königreich Sachſen und im Herzogtum Altenburg. Bei ſeinem im Jahre 1854 erfolgten Tode hinterließ er der

Stadt Altenburg ein von ihm gegründetes Muſeum, welches ſeine eigenen reichen Kunſtſchätze enthielt; auch ſetzte er jährlich tauſend Taler für ein gutes hiſtoriſches Bild aus, zur Aufmunterung für talentvolle junge Künſtler.

Der Frühling des Jahres 1812 führte mich nach Drackendorf, dem Landſitze des Geheimrats von Ziegeſar. Ihm verſchönte ſeine Tochter Silvia, meine ſchon erwähnte teure Freundin, durch anmutige Heiterkeit und umſichtige Führung des Hausweſens das Leben. Auf dem romantiſch gelegenen Gute, wo ich oft Monate zubrachte, entfaltete ſich zwiſchen Silvia und mir ein wahrhaft poetiſches Mädchenleben. Das Schloß war ſehr groß; im oberſten Stockwerk wohnte der Geheimrat, im Erdgeſchoß die zahlreiche Dienerſchaft, in der Mitte Silvia und ich. Mein Stübchen, welches eine gar freundliche Ausſicht gewährte, war allerliebſt; jede mögliche Bequemlichkeit, die man mir darin bereitet hatte, mußte es mir ſogleich völlig heimiſch erſcheinen laſſen. Auch Silvia wohnte ſehr traulich und hübſch.

Nachdem wir des Morgens die Blumenvaſen mit friſchen Blumen gefüllt hatten, malte ich fleißig; ſpäter luſtwandelten wir in den reizenden Parkanlagen oder verweilten an ſchön gelegenen Plätzen, die Früchte des Gartens genießend. Unter einem majeſtätiſchen alten Birnbaum ſtand ein zierliches Gartenhaus mit der Ausſicht auf den grünen Wieſengrund, durch welchen die Saale ſich wie ein glitzerndes Silberband ſchlängelt. Hier wurde gewöhnlich zu Mittag geſpeiſt; der alte Herr von Ziegeſar verweilte an dieſer Stelle beſonders gern, ſchenkte unſerm Geplauder ein nachſichtiges Ohr und beantwortete freundlich unſere Fragen. Silvias Gitarre leiſtete Geſellſchaft; ihre Lieder tönten im Wettſtreit mit jenen der Sänger des Waldes; ſie wußte beſonders Tirolerliedchen reizend vorzutragen. Die Abende verlebten wir häufig in der Ruine Lobeda, ſahen von dort aus die Berge im Abendgold leuchten und ließen uns von den Sternen heimgeleiten. Dieſe anmutige Zeit teilte manchmal meine liebe Inſtitutsfreundin Pauline Gotter mit uns; durch ihr ſchönes poetiſches Talent, welches ſie von ihrem Vater ererbt hatte, erhöhte ſie immer den Reiz des Beiſammenlebens. Noch lange nachher dachte ſie lebhaft an jene Tage zurück; gegen Oſtern 1837 ſchrieb ſie mir aus München: „Wir werden ohne Frage ein grünes Feſt haben, was gar lieblich und ſchön iſt; ich

erinnere mich dergleichen einmal im lieben Dackendorf gefeiert zu haben, wo die roten Eier in dem friſchen Grün der Blätter für die Kinder verſteckt lagen.“

Bei einem dieſer häuslichen Feſte begegnete ich auch Goethe wieder, der ſich an Silvias heiteren Liedern ſehr erfreute, ja einmal ſogar trotz ſeiner dreiundſechzig Jahre munter an einem Tänzchen teilnahm. Zugleich erblickte ich hier zum erſten Male die hochherzige Gräfin Karoline von Egloffſtein, Schweſter der bekannten, talentvollen Malerin Julie von Egloffſtein. Von dieſen Schweſtern und der ſchönen Frau von Spiegel in Weimar ſoll Goethe, im Vergleich zu dem ſpäteren Geſchlechte, geſagt haben: „Gebt mir ſolche Geſtalten, und ich ſchreibe Euch einen zweiten Taſſo!“

Gräfin Karoline von Egloffſtein möchte ich einer Lilie vergleichen, obwohl ſie brünett war. Ihr Wuchs war hoch und ſchlank, eine zarte Bläſſe bedeckte ihr edles Antlitz, aus welchem die ſchönſten dunkelbraunen Augen hervorleuchteten. Sie ſang ausgezeichnet und komponierte ſelbſt. Wenn ſie ſich ihre einfachen, ſeelenvollen Lieder zur Gitarre begleitete, bot ihre ganze Erſcheinung ein Bild, das mir für alle Zeit in der Seele lebendig geblieben iſt. Bei ihr bewährte ſich mir aufs neue, daß der erſte Eindruck ſelten trügt; je länger ich ſie kannte, deſto mehr lernte ich ihr edles Herz verehren. Als Hofdame der Großfürſtin Maria Paulowna konnte ſie ſpäter ihrer ſchönen Seele im aufopferndſten Wirken für andere volles Genüge tun.

Während meines Aufenthaltes in Dackendorf hatte ich häufig Gelegenheit zum Porträtieren. Das Bild des Herrn von Ziegeſar wiederholte ich mehrmals; außerdem ſaßen mir einige aus dem benachbarten Jena herübergekommene Freunde. Zu den aus meiner Vaterſtadt öfters herbeieilenden Beſuchern gehörte der geiſtreiche junge Arzt Dr. Kieſer und der nachmalige Gatte Silvia von Ziegeſars, der liebenswürdige Profeſſor der Theologie, Köthe, ein geborener Lauſitzer, der, kunſtſinnig und poetiſch wie er war, viel Gutes anregte. Zuweilen predigte er auch in der kleinen Dorfkirche. Nach dem Tode des Geheimrats von Ziegeſar führte ſeine Freundſchaft für Silvia die eheliche Verbindung mit dieſer herbei; 1819 kam er von Jena als Konſiſtorialrat und Superintendent nach Allſtädt, wo er 1850 ſtarb. Er hat ſich als theologiſcher Schriftſteller und Dichter vorteilhaft

bekannt gemacht; noch nach ſeinem Tode erſchienen zwei Sammlungen religiöſer Gedichte von ihm: die „Lieder eines Kranken“ und die von wahrhaft chriſtlichem Sinne zeugenden „Geiſtlichen Lieder“, denen auch ein kurzer Lebensabriß ihres Verfaſſers beigegeben iſt.

Die ſchönen Tage von Dackendorf erreichten zuletzt ihr Ende und ich ging — diesmal in Begleitung der lieben Freundin Lottchen Stieler — wieder nach Dresden, wo mir die hehre Kunſt die Stelle der Natur erſetzen mußte; die Galerie war mein und Lottchens beſtändiger Aufenthalt. Wir wohnten in einem Zimmer, welches Gerhard von Kügelgen, der eine Sommerwohnung in Loſchwitz bezog, von ſeiner Etage in der Neuſtadt uns überließ; gleich nach meiner Ankunft ſchrieb ich an Goethe, berichtete ihm von der herzlichen Aufnahme, die ich gefunden, und wie ich meine Studien eifrig fortſetze. Gleichzeitig legte ich ein gutes Wort ein für etliche Zeichnungen des Malers Friedrich, welche dieſer dem Dichter geſandt hatte, damit derſelbe ſich, wenn möglich, für deren Verkauf verwende.

Ein traulicher Freundeskreis umgab mich binnen kurzem in dem lieben Dresden. Beſonders häufig ſah ich damals Henriette von der Gröben — welche ich auch porträtierte — und deren Bräutigam, den Profeſſor Solger bei mir, und ſo luſtig ging es manchmal in meinen ſchlichten Räumen her, daß ich mich eines Abends entſinne, an welchem wir endlich alle munter zu tanzen anfingen. Die Fröhlichkeit dieſer Tage wurde für mich noch beſonders erhöht durch die Nachricht von der ſchnellen Heirat Pauline Gotters mit dem Philoſophen Schelling, der damals in München angeſtellt war. Die erſte Frau desſelben, Karoline, geborene Michaelis, verehelicht geweſene Doktorin Böhmer aus Göttingen, A. W. Schlegels geſchiedene Gattin, war die beſte Freundin von Paulines Mutter geweſen und hatte mit dieſer in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden, welcher zuletzt zur Erleichterung der Matrone von deren Tochter Pauline geführt wurde. Nach dem für Schelling unſäglich ſchmerzlichen Verluſte ſeiner Gattin (7. Sept. 1809) ſetzte der Witwer die Korreſpondenz fort, und äußerte dabei den Wunſch, die lieben, ihm geiſtig ſchon ſo naheſtehenden Frauen auch perſönlich kennen zu lernen. Er ſchlug deshalb ein Rendezvous an der Nordgrenze Bayerns vor; dieſes gewährte man ihm, und Pauline machte beim erſten Begegnen im Poſthauſe zu Lichtenfels gleich

einen ſo tiefen Eindruck auf den Philoſophen, daß dieſer am folgenden Tage um ihre Hand bat. Ja, er wünſchte dringend, daß die Hochzeit ſchon binnen acht Tagen folgen möchte; ein Verlangen, welchem man nachgab. Schelling kam nach Gotha, dort wurde die Hochzeit gefeiert und Pauline begleitete als junge Frau ihren Gatten nach München. Im glücklichſten Verein lebten beide in der Iſarſtadt, bis Schelling als Greis durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde. Trotzdem die Ehe mit ſechs Kindern geſegnet war, machten Schellings doch oft große Reiſen; auf einer derſelben ſtarb der Philoſoph in ſeinem achtzigſten Jahre (20. Auguſt 1854) zu Ragaz in der Schweiz, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, die glückliche Verſorgung ſeiner ſämtlichen Kinder zu erleben.

Unterdeſſen war 1812 der Krieg wieder ausgebrochen; ich ſah den Kaiſer Napoleon, als er vor ſeinem Zuge nach Rußland in Dresden verweilte. Er ſtand auf der Höhe ſeiner Macht; Könige und Fürſten warteten in ſeinem Vorzimmer oft ſtundenlang, bis es ihm gefiel, ſie vorzulaſſen. Die deutſche Hauptſtadt veranſtaltete zu Ehren des Unterdrückers des deutſchen Volkes eine Illumination, ſo glänzend und prachtvoll, wie ich ſie kaum jemals wieder geſehen habe. Wenig Monde ſpäter — und Napoleon kam flüchtig aus Rußland zurück, beſiegt, zertreten, er, der ſoeben noch auf ſchwindelnder Höhe geſtanden!

Der Winter von 1812 auf 1813 verging unter bangen Sorgen und ängſtlichen Erwartungen für die Zukunft. Die Gemüter wurden von den widerſpruchsvollſten Stimmungen beherrſcht; gegen politiſche Unterhaltungen erging bei vielen ein förmliches Verbot, denn man kam ja nie ohne tiefes Herzweh davon, und man gebrauchte doch friſchen Mut und Kraft niemals nötiger als in jenen Tagen! Da die Zuſtände ſich immer drohender geſtalteten, flüchtete ſich Kügelgen, der Dresden nicht ohne Grund für ſehr unſicher hielt, mit ſeiner ganzen Familie; anfangs nach Ballenſtädt zu den Eltern ſeiner Schülerin Karoline Bardua, ſpäter zu ſeinen Verwandten nach Hummelshain; ich ſelbſt war nach Jena in das elterliche Haus zurückgekehrt. Wir verlebten das Weihnachtsfeſt in aller Stille; nur deshalb will ich des Tages gedenken, weil Goethe in dieſer Zeit Gelegenheit nahm zu einer beſonderen Aufmerkſamkeit gegen mich. Weihnachten 1810 hatte er mir eine Stickerei geſchenkt; ich war weit davon entfernt, jemals

wieder eine ähnliche Freundlichkeit zu erwarten. Um ſo mehr überraſchte mich die ſchöne Gabe eines allerliebſten Spiegels, den mir der Dichter in den erſten Tagen des Jahres 1813 mit folgenden eigenhändigen Zeilen ſandte:

„Da wir unſrer lieben Freundin zum neuen Jahre nichts erfreuliches erwieſen, ſo ſpiegle ſie zu Epiphanias ſich an ihren eigenen Tugenden und denke der Liebenden und Teilnehmenden. G.“

Sich im Spiegel eitel zu beſchauen oder gar ſich zu putzen — dafür ſollte freilich bald Zeit und Luſt ſich verlieren. Schon jagte eine Gemütsbewegung die andere; die Trümmer von Moskau hatten Napoleons Stern unter ihrem Schutte begraben; Yorks mutvolle Tat der Konvention von Tauroggen belebte auch in Deutſchland den patriotiſchen Geiſt. In aller Herzen entbrannte die Hoffnung, daß endlich die Stunde der Erlöſung von dem ſchmachvollen Joche der Fremdherrſchaft für uns geſchlagen habe; heimlich rüſteten ſich nicht weniger als ſechs meiner Vettern, bei dem bevorſtehenden Entſcheidungskampfe ſelbſttätig eine Rolle zu ſpielen.

So ſehr auch in meiner Bruſt warme Anteilnahme für die Geſchicke des Vaterlandes lebendig war: zu viele ſchmerzliche Erinnerungen wurden bei dem ringsum herrſchenden kriegeriſchen Leben wieder in mir wach; ich lebte deshalb, von dem Treiben der Öffentlichkeit zurückgezogen, ſtill für mich und beſchäftigte mich nur eifrig mit Malen. Frau v. Heygendorf in Weimar (die Jagemann), die ſich ſtets auf das liebreichſte für mein Streben intereſſierte, lieh mir mehrere ihrer ſchönſten großen Ölgemälde, welche ich kopierte; ebenſo ſendete mir Kügelgen einige ſeiner Arbeiten zu demſelben Zwecke, z. B. die Germania, wie ſie voll tiefer Trauer den Aſchenkrug ihrer gefallenen Söhne umfaßt. Es glückte mir, Kügelgens Original vorteilhaft nach Altenburg zu verkaufen; ein für den Künſtler doppelt erfreuliches Ereignis in jener drangſalsvollen Zeit.

Mancher intereſſante Kopf bot ſich mir zum Porträtieren dar, unter anderen derjenige Knebels, deſſen Wiedergabe zu meiner Freude allgemein anſprach. Ich verlebte liebe Stunden mit dieſem edlen Greiſe; auch Goethe fand ſich häufig bei den Sitzungen ein. Knebel ſchrieb mir in Beziehung auf ſein Porträt: „Ich danke Ihnen nochmals recht ſehr, liebe und gütige Freundin, für alle die Mühe und

Liebe, die Sie an mein Bildnis gewendet haben. Es wird mich immer an die guten Stunden erinnern, in denen ich Ihr freundliches und liebenswürdiges Gemüt näher habe kennen lernen. Eben dasſelbe bildet ſich auch in allem dem ab, was Sie machen, und wird Ihren Bildern immer Reiz und Beifall erhalten. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie die bunten ſchönen Farben auf die Leinwand malen können, da der Himmel ſo lange verweigert, ſie uns an ſich und auf der trüben Erde zu zeigen!"

Als ich das Porträt Knebels vollendet hatte, malte ich dasjenige des Direktors des Mineralogiſchen Kabinetts in Jena, Bergrats Lenz. Dies trug mir nichts Geringeres ein, als ein Diplom der Mineralogiſchen Sozietät, wodurch ich zum Ehrenmitglied derſelben ernannt wurde; poſſierlich genug, da ich mich für dieſes Fach niemals intereſſiert habe und kaum den Ziegelſtein vom Granit zu unterſcheiden weiß.

Unter anderen Beſuchen empfingen meine Eltern beinahe allabendlich auch denjenigen des bereits erwähnten, in der gelehrten Welt rühmlichſt bekannten Mediziners Profeſſor Kieſer, zuletzt Präſident der Leopoldiniſchen Caroliniſchen Geſellſchaft. Wir widmeten die Abendſtunden dem Studium der italieniſchen Sprache und laſen den Taſſo, zur Verzweiflung meiner guten Schweſter, welche dieſe Lektüre höchlich langweilte.

So gab es inmitten verworrener Zuſtände, trotz Angſt und Not, wovon ein jeder ſeinen Teil zu tragen hatte, doch auch manche Lichtpunkte, ja, vielleicht würdigte man dieſe in der allgemeinen Bedrängnis gerade um ſo mehr. Zu dieſen Lichtpunkten zähle ich ein ſogenanntes „Kartoffelkränzchen", welches ſich allwöchentlich verſammelte und woran ſich u. a. die Schweſtern der Frau Frommann, deren geiſtvoller Bruder, Herr Weſſelhöft, und der Profeſſor Köthe beteiligten. Fouqué war damals der Held des Tages; ſein „Zauberring" erfreute uns vor allem bei dieſen Zuſammenkünften. Mich entzückte aber beſonders „Undine".

Dies ſprach ich einmal lebhaft gegen Goethe aus, daher die Anſpielung in einem nachfolgenden Briefe, der, ſcherzhaft wie er iſt, zugleich einen tiefen Blick in das menſchenfreundliche Herz des Dichters tun ließ.

Ich hatte dieſem nämlich die bedrängte Lage des ſchon erwähnten Malers Kerſting in Dresden geſchildert und einige Bilder desſelben auf Goethes Wunſch zur Anſicht nach Weimar kommen laſſen. Allein ſie fanden keine Käufer, mit Ausnahme der „Stickerin" (wozu ich ſelbſt geſeſſen hatte). Dieſes Bild erwarb auf Goethes Verwendung Herzog Karl Auguſt für ſich.

Hieran ließ ſich indeſſen der hilfsbereite Dichter noch nicht genügen; um Kerſting erfolgreicher zu unterſtützen, griff er zu dem Auskunftsmittel einer Lotterie. Wenn es gelang, 114 Loſe, jedes zu drei Kopfſtück, unterzubringen, ſo konnten wir dem Künſtler eine erkleckliche Summe überſenden.

Den Erfolg einer Sache, welche Goethe in die Hand genommen, hielt ich für vollkommen geſichert; an die Schwierigkeit, ſo viele Loſe unterzubringen, dachte ich nicht. In meiner Herzensfreude ſchrieb ich daher an Kerſting und verkündigte ihm ſein Glück. Es fand ſich jedoch, daß das Unternehmen weitläufiger war als ich anfangs geglaubt, ja, beinahe wäre es gar nicht zuſtande gekommen.

Der Zufall wollte, daß mein Vater bei der unter Goethes Leitung erfolgten Verloſung eins der Bilder gewann, nämlich den bereits erwähnten „eleganten Leſer", der bei dem Schimmer einer argandſchen Lampe ſtudiert. Goethe ſetzte mich von dem Glücksfalle in Kenntnis. Als mein Vater das Bild veräußerte, kaſſierte Goethe das Geld ein und ſandte es mir.

In dieſem März des Jahres 1813 bereiteten große politiſche Ereigniſſe ſich vor. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ſein Volk in die Waffen gerufen; Theodor Körners ſchwungvolle Lieder mit den herrlichen Melodien C. M. von Webers, Ernſt Moritz Arndts feurige, patriotiſche Schriften entflammten die deutſche Jugend; das Volk ſtand auf, der Sturm brach los. Auch meine ſechs ſchon lange ungeduldigen Vettern waren jetzt nicht länger zu halten; kampfesmutig zogen ſie mit ſoviel tauſend anderen hinaus in den Krieg für das deutſche Vaterland.

Es war eine fieberhafte Zeit; eine Nachricht jagte die andere, kriegeriſches Leben kam in unſere unmittelbare Nähe. Am 2. Mai wurde die Schlacht bei Groß-Görſchen geſchlagen; zerſtreute Truppenteile jeder Waffengattung durchzogen unſere Täler; auch das Lützowſche

12. Kersting, Stube mit Stickerin

Freikorps marſchierte durch Thüringen. Eines Sonntags morgens hatte die Frühlingspracht meinen Vater und mich ins Freie gelockt; die Bäume ſtanden in voller Blüte und glänzten im Sonnenſchein; die Vögel ſangen, die Glocken läuteten in den nahen Dörfern — aber unten im Tale hörten wir ein ſtarkes Schießen; die Franzoſen lieferten den Verbündeten ein blutiges Scharmützel.

Daß während des kriegeriſchen Treibens die Kunſt nicht in der Weiſe zu pflegen war, wie es ohne dieſes geſchehen ſein würde, brauche ich kaum zu ſagen. Hatte doch alle Welt nur ein Intereſſe, nur ein Geſpräch! An Muſik war faſt nicht zu denken; nur mechaniſch ſpielte ich bisweilen, um nicht meine ganze Fertigkeit einzubüßen. Etwas lebhafter betrieb ich die Malerei. Silvia von Ziegeſars ſpäterer Gatte, Profeſſor Köthe, der als Feldprediger mit gegen Frankreich zog, wurde im Prieſterrock gemalt; ich hielt dies Porträt für eines meiner gelungenſten. Silvien ſelbſt zeichnete ich in Kreide; überdem begann ich eine heilige Katharina in Paſtell. Aber die leidige Politik, dieſe gräßliche Hydra, ertötete die Freude an allem Schaffen.

Goethe hatte ſich vor den Unruhen nach Töplitz zurückgezogen; „mit welchen Wünſchen und Hoffnungen, bedarf keiner Worte!“ lautete ſein Scheidegruß an liebe Freunde. Seine Entfernung war vollkommen begreiflich; die vielen Einquartierungen wurden am Ende unerträglich, dazu die Teuerung und große Armut! Gern und freudig würde man dies alles hingenommen haben — fühlten wir doch mit jedem Guten, Redlichen aufs ſchmerzlichſte die Not des Vaterlandes! — hätte man nur geſehen, wo es denn endlich hinaus wollte mit dem Feldzuge. Aber an der Spitze der Bewegung ein Öſterreich, deſſen Prinzeſſin die Gemahlin eben jenes Napoleon war, den man bekämpfte — was war da zu hoffen!

So mußte denn der Jammer ertragen werden, und — er ward ertragen. Freilich taten die Behörden zu ſeiner Linderung das Mögliche; der jugendliche Prinz Bernhard von Weimar, Karl Auguſts zweiter Sohn (geb. am 30. Mai 1792, alſo damals einundzwanzig Jahre alt), übernahm ſelbſt die Leitung der Einquartierungsgeſchäfte des ganzen Landes. Bald war er in denſelben völlig orientiert und bewies ſich als äußerſt tüchtiger, braver und tätiger Mann. Oft kam er auch nach Jena, um Ordnung und Fluß in die Dinge zu bringen;

da war er denn von Herzen froh, wenn ihn die Einwohner ganz schlicht und bürgerlich zu sich einluden. Auf der Schneidemühle, einem Sommervergnügungsorte vor Jena, wurden ihm kleine Festlichkeiten von einfachstem Charakter, meist Picknicks, veranstaltet; die Jugend spielte dabei Gesellschaftsspiele und war ausgelassen lustig. Steife Diners liebte der Prinz gar nicht; einmal gab ihm mein Vater ein bescheidenes Mahl in einer kleinen improvisierten hübschen Laube in unserem Gärtchen; Prinz Bernhard ging mit uns hinaus und wieder herein, war sehr liebenswürdig und vertraulich herzlich und unterhielt sich aufs lustigste namentlich mit Louise Marezoll und mir. Ich mußte ihm die Entstehungsgeschichte unseres Gärtchens erzählen, die allerdings drollig genug war: mein Vater hatte dasselbe einem steinigen Weinberge von wenig Brauchbarkeit mit großer Mühe abgerungen; als Kinder hatten wir fleißig an der Urbarmachung des schönen Platzes, der eine wundervolle Aussicht über das ganze Saaletal gewährte, durch Heraussuchen der Steine mitgeholfen. Aus diesen war dann das kleine Haus erbaut worden, welches nun auf dem Grundstück stand und Schutz gegen die Unbilden des Wetters gewährte. Die Mitteilung dieser Umstände machte unserm hohen Gaste ersichtlich Vergnügen; „da müsse man freilich", meinte er, „den Acker lieb haben wie ein eigenes Kind."

Ganz Jena jubelte, als dieser begabte junge Prinz in der Mitte des Juli an Hendrichs Stelle Kommandant wurde; er zog aufs Schloß und war uns ein guter Nachbar, der täglich in unserer schlichten Wohnung einkehrte und manches Mal zu Tische bei uns fürlieb nahm. Der Kavalier des Prinzen, Graf Edling, gefiel mir weit weniger als sein Gebieter; er war das Urbild eines Hofmanns, die fleischgewordene Artigkeit. Ich fand ihn immer zu höflich; stets hatte ich in seiner Gesellschaft die Empfindung, als lasse er sich zu mir herab. Mein Vater, der oftmals bei dem Prinzen Bernhard speiste und dabei Gelegenheit hatte, sehr genau zu beobachten, urteilte über Herrn und Diener ebenso wie ich.

Leider dauerte diese heil- und freudebringende Episode in jener drangsalvollen Zeit nicht lange; nach wenigen Monden schon ging Prinz Bernhard, ein ebenso tapferer Krieger wie echt deutscher, patriotisch entflammter Mann, wieder zu seinem Regimente nach Merseburg, wo dasselbe nur auf die Order wartete, um gegen den Feind

zu rücken. Immer näher kam der ewig denkwürdige Herbſt; große Heere hatten ſich geſammelt; nach den vielen Scharmützeln, welche ſtattgefunden und manchmal ſogar unſer Tal durchtobt hatten, konnte man jetzt von Tag zu Tag eine entſcheidende Schlacht erwarten. Wiederum verſteckten wir unſere beſte Habe, diesmal ſorgſamer als vor ſieben Jahren. Daß des Vaterlandes Geſchick nicht wieder ein ſo herbes ſei wie 1806, war jedes Patrioten Gebet; endlich, endlich löſte ſich die bange Erwartung in der wir geſchwebt hatten: der Maler Jagemann kam in den Schloßhof geſprengt unter dem begeiſterten Rufe: „Sieg! Sieg!“ Mit Freudentränen in den Augen betrat er einen Augenblick mein kleines Atelier, um dann ſogleich weiter nach Weimar zu eilen. Die Völkerſchlacht bei Leipzig war geſchlagen.

Von nun an galt es, den Feind gänzlich vom deutſchen Boden zu vertreiben. Jung und Alt ſtrömte zu den Waffen; Männer verließen ihre Familie, Knaben liefen aus der Schule, um ſich anwerben zu laſſen, eine nie erlebte Begeiſterung bemächtigte ſich des ganzen Volkes. Endlich kam auch der lange mit ſchmerzlichſter Ungeduld erwartete ſächſiſche Aufruf zur Bildung freiwilliger Korps, und ich mußte alle liebſten Freunde und Bekannte, alle, die unſer enges häusliches Leben erheitert hatten, den ſchönen Entſchluß ergreifen ſehen, für die glorreiche Sache zu fechten. So innig mich dies zwar erfreute, ein ſo ſtolzes Glück es mir war, gerade unſere Freunde zuerſt unter dieſe Edlen zählen zu können, ſo behauptete doch auch das Herz ſeine Rechte, und die bittere Trennung, die Ausſicht auf tauſend Gefahren, denen dieſe Heldenmütigen entgegen gingen, goß Wermutstropfen in jene Freude.

Die berauſchende Siegeskunde von der Einnahme der Stadt Paris durch die Verbündeten, welche in der erſten Woche des April durch das ganze, laut aufjubelnde Vaterland erſcholl, verſetzte auch unſere Familie in ſo frohe Stimmung, daß beſchloſſen wurde, die Hochzeit meiner Schweſter Wilhelmine, die ſchon ſeit fünf Jahren mit dem Prediger Strack zu Bachra (zwei Stunden von Cölleda) verlobt war, ſogleich zu feiern.

Der Frühling beging das Feſt mit uns, ſchon im April ſtanden die Apfelbäume in vollſter Blütenpracht. Außer unſeren Verwandten

und nahen Bekannten hatte ſich auch Gerhard von Kügelgen mit ſeiner Familie aus Hummelshain eingefunden; die Gegenwart dieſer wackeren Menſchen erhöhte noch die Freude des Tages. Der Polterabend wurde bei Frommanns allerliebſt gefeiert; als Gäſte erſchienen Bauern des Dörfchens, deſſen Pfarrſtelle mein Schwager bekleidete, und überreichte dem jungen Paare allerlei nützliche Geſchenke. Am nächſten Tage beſtieg die Hochzeitsgeſellſchaft, nachdem Superintendent Marezoll in unſerer feſtlich geſchmückten Wohnung die Trauung vollzogen hatte, bei ſchönſtem Wetter die Kunitzburg, wo die Neuvermählte die Mutter ſämtlicher jungen Mädchen ſpielte, was große Heiterkeit hervorrief.

Nach der Abreiſe des jungen Paares wurde es ſtill bei uns; auch Kügelgens ſchickten ſich an, nach Dresden zurückzukehren. Die Lage der Dinge in Sachſen ließ dies jetzt zu, denn Dresden, das nach der Schlacht bei Leipzig von 300000 Mann Franzoſen beſetzt geblieben war, hatte nach kurzer Belagerung kapituliert, die franzöſiſche Beſatzung ward kriegsgefangen erklärt, und der ruſſiſche Fürſt Repnin übernahm das Stadtkommando. Nachdem Ordnung und Ruhe wiedergekehrt war, ſehnten Kügelgens ſich nach der Heimat zurück, um ſich mit eigenen Augen von den dortigen Zuſtänden zu überzeugen; bereitwillig ſtellte ihnen mein Vater ſeinen Wagen zur Verfügung. Kügelgens luden mich ein, die Reiſe mitzumachen und in Dresden bei ihnen zu bleiben; ich nahm dies dankbar an. Die Fahrt ging ohne Unfall vonſtatten, gegen Ende des Monats Mai 1814 langten wir in Dresden an.

Ich fand die Stadt nichts weniger als unverändert; ſie hatte vom Kriege furchtbar gelitten. Die vor Napoleons Heeren davonziehenden Ruſſen hatten die herrliche Elbbrücke geſprengt; die ſtehengebliebenen Reſte derſelben waren durch hölzernes Fachwerk notdürftig wieder paſſierbar gemacht. Fieber und Seuchen hatten geherrſcht; das Elend war groß und ſchwer. Von den alten Freunden traf ich weder Friedrich noch Kerſting; jener war aus Furcht vor anſteckenden Krankheiten nach einem Fiſcherdorfe in der Sächſiſchen Schweiz übergeſiedelt, dieſer mit in den Kampf gezogen. „Kerſting, der ſo ausgezeichnet treffende Schütz und Maler“, ſagte der Kriegsbericht einer Zeitung damals von ihm, „der Oberjäger Kerſting war bei der Erſtürmung der

13. Kersting, Haarflechtendes Mädchen

erſte auf dem Steimker Hügel bei Lüneburg.“ Als Offizier und Ritter des Eiſernen Kreuzes kehrte er ſpäter in das befreite Vaterland zurück.

Kügelgens bewieſen mir auch jetzt wieder die bewährte Freundſchaft; der gütige Künſtler räumte mir ein Arbeitszimmer neben ſeinem Atelier ein, wo ich trefflich malen konnte. Den Lebensunterhalt, deſſen ich in Dresden bedurfte, bezahlte ich von einer kleinen Summe, die ich mir in Jena durch heimliches Nähen von Wäſche und Anfertigung von Stickereien erworben hatte; mein Ehrgeiz litt es nicht, daß ich dem Vater zur Laſt fiele, und noch konnte ich mich durch die Kunſt um ſo weniger ernähren, als die trüben Zeitläufte mir mein Vorhaben in jeder Weiſe erſchwerten.

Bald nach unſerer Ankunft in Dresden beſuchte Kügelgens Frau ihrer ſchwankenden Geſundheit halber das Radeberger Bad, aber ſie war freundlich genug, mir zu erlauben, daß ich während ihrer Abweſenheit ganz in ihr Haus ziehen und die blinde Schweſter des Münzmeiſters Kummer, Auguſte, zu mir nehmen durfte. Leider mußte dieſe bald einen entſetzlichen Schrecken mit teilen.

Als ich am 24. Juni früh neun Uhr trotz heftigen Regens mich eben anſchickte, in die Galerie zu gehen, ertönte plötzlich ein fürchterlicher Knall. Die Fenſter zerſprangen, der Ofen ſtürzte zuſammen, die Türen flogen auf, Bilder fielen von den Wänden. Kügelgen rannte mit dem Angſtrufe: „Retten wir uns!“ aus ſeinem Zimmer; die Luft verfinſterte ſich durch dicken Qualm: „eine Pulvererploſion!“ rief es auf der Straße. In der Tat war eine ſtark gefüllte Mine, welche die Franzoſen angelegt hatten, durch die Unvorſichtigkeit der Ruſſen, die dieſelbe entladen ſollten, entzündet worden. Die Mine befand ſich in der Nähe des ſchwarzen Tors, wo der Verkehr ſehr lebhaft war; dreißig Menſchen und ein Wagen mit vier Pferden wurden das Opfer dieſes Unglücks. Der Druck der Luft war ſo gewaltig, daß in dem ſtundenweit von Dresden entfernten Pirna etliche Fenſter zertrümmert wurden. In unſerm Hauſe blieb keine Scheibe unverſehrt; Kügelgens auf der Staffelei befindliche Bilder waren mit Glasſplittern förmlich geſpickt.

Es war ein furchtbarer Morgen; wenn man es wagte, aus dem Fenſter zu ſehen, ſo begegnete der Blick nicht ſelten Bahren, auf denen Tote vorübergetragen wurden. Kügelgen reiſte noch in der nämlichen

Stunde nach dem Bade Radeberg, um seine Frau zu beruhigen, damit kein falsches Gerücht sie erschrecke.

In seiner Abwesenheit hatte ich die Ehre, der Prinzessin Karoline von Weimar, vermählten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, welche auf ihrer Reise durch Dresden Kügelgens Atelier besuchte, die Honneurs zu machen. Sie war eine durch Geist und Gemüt ausgezeichnete Fürstin und wurde allgemein verehrt; ihre Gegenwart tat mir nach dem entsetzlichen Schrecken doppelt wohl, allein die Spuren der Zerstörung in dem Atelier waren noch zu furchtbar, als daß ich zu dem Gefühle ruhiger Freude hätte kommen können.

Daß die Kunst in dieser Zeit brach liegen mußte, ist nur zu natürlich, Sinn und Geld dafür fehlten. Einquartierung aller Art, Durchmärsche, Teuerung, Krankheiten erschöpften die Mittel. Zum Glück hatte mir Graf Edling einen nicht unbedeutenden Auftrag gegeben, nämlich den, aus einer in der Dresdener Galerie vorhandenen, von Dionysius Calvaert herrührenden Kopie nach Raffaels „heiliger Cäcilie auf den Gesang der Engel hörend" sämtliche Köpfe zu kopieren. Außer der Heiligen selbst waren dies St. Paulus und Geminianus, Magdalena und der Evangelist Johannes. Nächstdem beauftragte mich Frau Rodde aus Lübeck, die ich in Gotha bei ihrer dort verheirateten jüngeren Schwester kennen gelernt und welche mir ihre freundliche Neigung geschenkt hatte, ihre beiden Töchter zu malen. Sie war zu meiner großen Freude mit den Bildern zufrieden; Luft und Hintergrund hatte Freund Friedrich später auszuführen die Güte. Frau Rodde war die Tochter des berühmten Geschichtsforschers Professor Schlözer in Göttingen und von ihrem Vater mit einer so staunenswerten gelehrten Bildung ausgerüstet worden, daß die Georg-August-Universität 1787 bei ihrem Jubiläum dem 17jährigen Mädchen die philosophische Doktorwürde verlieh. Auf Wunsch ihres Vaters hatte Dlle. Schlözer sogar einige botanische Kollegien gelesen. Aber wie sehr sie auch die Wissenschaften liebte: eine häusliche Stellung zog sie doch vor, und so heiratete sie den reichen Bankier Rodde in Lübeck, wo sie auf sehr glänzendem Fuße lebte. Die Erziehung ihrer beiden Töchter leitete sie selbst und unternahm mit denselben jährlich große Reisen, auf denen sie damals nach Dresden gekommen war; einmal ging sie mit den jungen Mädchen auch nach Paris, wo sie gelehrte Verbindungen mit

einigen Männern der Wiſſenſchaft unterhielt. Die Töchter waren ungeachtet ihrer mehr als gewöhnlichen Bildung ſehr beſcheiden und liebenswürdig, leider aber kränklich; die älteſte ſtarb ſchon zwei Jahre, nachdem ich ſie kennen gelernt, an einem Bruſtübel.

Wie dieſer Auftrag der kunſtſinnigen Dame für mich, ſo war es für Kügelgen eine Wohltat, als die edelmütige Freiin Eliſe von der Recke ihr Porträt bei ihm beſtellte. Ich hatte nun öfters Gelegenheit, auch mit dieſer geiſtreichen Frau zu verkehren.

Ende Auguſt verließ ich Dresden und reiſte in die Heimat zurück; Kügelgen zog mit mir, um ſeine in Weimar angefangenen Bilder zu vollenden. Er malte damals Frau Johanna Schopenhauer, die Großfürſtin Maria Paulowna, Schiller (dieſen nach vorhandenen Zeichnungen), Wieland, und zuletzt auch die Köpfe meiner Eltern. Das Bild meiner guten Mutter, die ſich ſchon damals ſehr leidend fühlte, ward mir ein doppelt teures Geſchenk von des Künſtlers Hand, da nach ſchwerem Krankenlager bald darauf der Tod die arme Dulderin ereilte. In wahrer Glaubensfreudigkeit ſchloß ſie am 22. Sept. 1814 die Augen, Friede mit ſich und ihrem Gott lag auf dem Geſichte der Entſchlafenen.

Nach dieſem tiefſchmerzlichen Verluſte begann für mich eine neue Lebensepoche. Es galt nun, meinem Vater, der leider ſchon ſeit längerer Zeit mit einer nicht ſehr würdigen Frau Beziehungen angeknüpft hatte, die gewohnte Häuslichkeit treulich zu erhalten, damit er womöglich nicht zu einer zweiten Ehe ſchreite. Er aber verlangte, daß ich mich meiner Kunſt ferner fleißig widmen ſolle, denn auf dieſe ſei meine Zukunft gebaut. Ich bedurfte des Aufgebots meiner ganzen phyſiſchen wie moraliſchen Kraft, um Anſprüchen gerecht werden zu können, welche ſo widerſprechend und daher nur ſehr ſchwer zu erfüllen waren.

Meine Geſundheit litt unter dieſen drückenden Verhältniſſen und geriet endlich in fortwährendes Schwanken; ich durchlebte ein trübes, trübes Jahr, namentlich nachdem mein Vater den Entſchluß einer Wiederverheiratung beſtimmt gefaßt hatte und ſehr bald wirklich auszuführen ſich anſchickte, während gleichzeitig infolge der durch Napoleons Rückkehr von Elba aufs neue eingetretenen Wirren die Kunſt wiederum, wenn auch zum Glück nur auf kurze Zeit, das Aſchenbrödel

wurde. Um ſo dankbarer erinnere ich mich der Fürſorge meines edlen Gönners Goethe, der mich im Herbſt 1815 auf einige Tage zu ſich nach Weimar einlud. Auch bei Frau v. Heygendorf-Jagemann machte ich dann und wann einen kurzen Beſuch; Goethe hatte nichts dagegen einzuwenden, obſchon die Künſtlerin oft ſtörend in ſeine Verfügungen beim Theater eingriff. Er achtete ſie jedoch als ſchauſpieleriſche Kraft ſo hoch, wie ſie es verdiente, und ließ ihr neben ſeinen Lieblingen, Pius Alexander Wolff nebſt deſſen Gattin, volle Gerechtigkeit widerfahren. Das erwähnte Dreigeſtirn leuchtete hell am Kunſthimmel Weimars und machte glänzende Aufführungen der Meiſterwerke Shakeſpeares, Calderons, Goethes, Schillers und anderer möglich. Einmal war es mir vergönnt, einer Leſeprobe des Trauerſpiels „Romeo und Julia" in Goethes Hauſe beizuwohnen. Die unermüdliche Geduld, mit welcher Goethe einzelne Stellen von den Schauſpielern bis zum Gelingen der kleinſten Tonſchattierungen wiederholen ließ, war bewundernswürdig. Freilich konnte er nur ſo das Weimariſche Theater zu jener Blüte bringen, welche unter ihm ſich ſo voll und ſtrahlend entfaltete.

Wenige Wochen ſpäter, in den erſten Tagen des Jahres 1816, erhielt ich von Goethe eine Beſtellung. Er hatte gelegentlich einer Rheinreiſe im Sommer des Jahres 1814 der Rochuskapelle bei Bingen, welche renoviert wurde, ein Altarbild gelobt; Hofrat Meyer machte den Entwurf, und ich wurde mit der Ausführung in Ölfarbe beauftragt. Mit innigem Vergnügen übernahm ich es, bei dieſem Vorhaben mitzuwirken. Der Meyerſche Karton ſagte mir beſonders zu; der Heilige iſt darauf — nach Goethes Worten in der dazu gelieferten Beſchreibung — als Jüngling vorgeſtellt, der ſeinem verödeten Palaſt den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt den Stand, welchen er ergriffen. Zu ſeiner Rechten ſieht man ein Kind, das ſich an Silbergeſchirr und Perlen, als einer Ausbeute frommer Güterſpende, freut; zur Linken ein zu ſpät gekommenes, unſchuldig flehendes Geſchöpf, dem er die letzten Goldſtücke aus dem Beutel hinſchüttet, ja, den Beutel ſelbſt nachzuwerfen ſcheint. Unten, zur Rechten, drängt ſich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit; es iſt freilich nicht dasſelbige, welches ihm in der Folgezeit ſo wunderbar hilfreich geworden, aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch ſolchen Geſchöpfen wohltätig geweſen und

14. Louise Seidler, Der Heilige Rochus

dadurch verdient, von ihresgleichen künftighin unverhofft gerettet zu werden. Hinten, über die mit Orangenbäumchen gezierte Mauer, sieht man in eine Wildnis, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Zugvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgeteilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird — der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden oder sterben.

Nach einem ziemlich lebhaften Briefwechsel zwischen Goethe und mir traf die von Goethe besorgte Leinwand bei mir ein; ich eilte, ihm dies zu melden, und sofort erhielt ich den inzwischen fertig gewordenen Karton, wegen dessen Ausführung ich mich mit dem Hofrat Meyer in Verbindung setzte. Allein jetzt ereignete sich ein trüber Vorfall, welcher die ganze Angelegenheit ins Stocken zu bringen drohte. In den ersten Tagen des Junimondes 1816 nämlich erkrankte Goethes Lebensgefährtin Christiane geborene Vulpius. Das Übel wurde bald tödlich; sie starb an einer Entzündung (6. Juni 1816).

Da ich dem Dichter in diesen trüben und schweren Tagen nicht lästig fallen mochte, so hatte ich ohne nochmalige Anfrage in Weimar das Bild bereits nach den Anweisungen des Hofrats Meyer fertig untermalt, wobei ich mir im Interesse der Komposition mancherlei kleine Änderungen erlaubt hatte. Dem in Aussicht gestellten Besuche sah ich deshalb mit nicht geringem Herzklopfen entgegen. Doppelte Freude empfand ich aber, als Goethe in seiner gewinnenden Art beifällig meinte, daß in solchen Sachen Frauengefühl stets das Richtige träfe.

Unterdessen hatte ich das Ölgemälde des h. Rochus vollendet und war so glücklich, mir des Dichters ganze Zufriedenheit zu erwerben, so zwar, daß er des Bildes öffentlich ehrend gedachte.

Vielleicht war es auch mit eine Rückwirkung dieser Zufriedenheit, wenn mir kurze Zeit danach von dem gütigen Großherzoge Karl August eine außerordentlich freudige Überraschung zuteil wurde, von der ich vorher auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatte. Eines Tages, als ich Frau von Heygendorf-Jagemann in Weimar einen Besuch abstattete, trat mir diese liebenswürdige Künstlerin, welche in jener Zeit öfter mit mir über meine unglücklichen häuslichen Verhältnisse

geſprochen und eine mögliche Abhilfe beraten hatte, unerwartet mit der frohen Nachricht entgegen, daß der Großherzog mir auf ihre Fürbitte aus ſeiner Schatulle vierhundert Taler bewilligt habe, damit ich in München ein Jahr lang die Kunſt ſtudiere. „Nun brauche ich mich nicht mehr nutzlos aufzuopfern und könne in der Malerei tüchtige Fortſchritte machen," ſetzte ſie freundlich hinzu, als mir vor Glückſeligkeit Tränen in die Augen traten. Dem edlen Fürſten konnte ich noch am nämlichen Abend bei Frau von Heygendorf meinen innigſten Dank ausdrücken, den er väterlich und herzlich entgegennahm.

In der Tat, wie glücklich war ich! Losmachen konnte ich mich nun von den drückenden, ja, erdrückenden häuslichen Verhältniſſen; der Anfang einer ſelbſtändigen Exiſtenz war in meine Hand gegeben. Ein freies Künſtlerleben winkte mir mit all ſeinem Zauber; mit ſeinen Mühen, aber auch mit ſeinen lohnenden, herrlichen Aufgaben!

Nun ging es mit dem Anfang des neuen Jahres 1817 an die Vorbereitungen zu der für mich ſo wichtigen Reiſe nach München. Ich ordnete alle meine Verhältniſſe gleichſam teſtamentariſch; dann nahm ich Abſchied von den Verwandten und Freunden in Weimar und Gotha. Hier wurde mir noch eine Audienz vom Herzog Auguſt bewilligt, in welcher er mir einen letzten, wunderbaren Auftrag erteilte. Er beſchäftigte ſich nämlich damals grade mit der indiſchen Religion und nahm an, daß Brahma, Wiſchnu und Schiwa das Nämliche wie unſere Dreieinigkeit wäre. Er ſprach mit mir lange darüber und ſtellte mir endlich die Aufgabe: Chriſtus als Wiſchnu zu malen; er müſſe Perlmutter-Augen haben, die Fingernägel ſeien mit Alhenna — jener Wurzel, die im Orient von den Weibern zum Schminken gebraucht wird — rot gefärbt, auf ſeiner Bruſt erblicke man einen Fiſch uſw. Mir ſchwindelte der Kopf; ich verneigte mich und ſtammelte etwas wie: „Ich will's verſuchen!"

Bei dieſem letzten Beſuche in Gotha machte ich noch die Bekanntſchaft des ehedem allmächtigen Gothaiſchen Miniſters von Thümmel, der ſich vor nicht langer Zeit nach Altenburg zurückgezogen hatte. Er war der Bruder des Verfaſſers der berüchtigten „Reiſe in das mittägliche Frankreich" und hegte den Wunſch, daß ich den Autor dieſes Werkes noch vor meiner Abreiſe nach München malen möchte; eine Beſtellung, der ich nicht wohl aus dem Wege gehen konnte.

Der Auftraggeber, Exzellenz von Thümmel, der vormalige Miniſter, war ein ſchöner, origineller, geiſtreicher Mann, von dem die geheime Geſchichte berichtet, daß er ſich die Gunſt der einſtigen Erbprinzeſſin von Gotha, geborenen Prinzeß von Mecklenburg, erworben, deren weibiſcher Gemahl (der wunderliche Herzog Auguſt) der Krone keinen Erben verhieß. Noch ſpät ſchienen die Wünſche des Landes in Erfüllung gehen zu ſollen, jedoch kein Prinz, ſondern eine Prinzeſſin wurde geboren; die von mir in dieſen Blättern bereits erwähnte nachmalige Herzogin von Koburg.

Ehe ich der Einladung des Miniſters von Thümmel folgen konnte, wurde es April; in den letzten Tagen dieſes Monats traf ich in Altenburg ein. Dort hatte ſich der reich begüterte Mann nach ſeinem Rücktritt vom Staatsdienſt eine Villa erbaut; die höchſt geſchmackvolle Beſitzung lag auf einem kleinen Berge, rings um dieſelbe zog ſich ein weitläufiger Park, worin ſich ein großer Fiſchteich befand. In dieſem Parke ſah man fünf oder ſechs Schweizerhäuschen, an welche das Gerücht manches Liebesabenteuer des galanten Miniſters knüpfte. Kein Wunder alſo, daß deſſen Gemahlin (geb. von Rothkirch), als ſie von der Einladung gehört hatte, welche mir zuteil geworden war, erſt genaue Erkundigungen über mich einzog. Da dieſe beruhigend ausfielen, wurde mir ein Atelier und Schlafzimmer dicht neben den Gemächern der Töchter des Hauſes eingeräumt.

Ein unverheirateter Sohn des Miniſters war in der Nähe von Altenburg als Oberforſtmeiſter angeſtellt. Als wir ihn eines Tages beſuchten, fiel uns ein ſchmucker und trotz ſeiner anſcheinend großen Jugend ſehr gewandter Jägerburſche angenehm auf, welcher die Bedienung bei Tiſche beſorgte. Daß dieſer ſchöne und kräftige Jüngling — ein Weib war, ahnte niemand. Dennoch war dem ſo; ohne es zu wiſſen, ſahen wir eine Geliebte des jungen Thümmel vor uns, welche dieſen auf Reiſen, in die Bäder uſw. als Diener begleitete.

Der Miniſter von Thümmel, immer noch eine ſehr ſtattliche Erſcheinung, war ein barocker Menſch; einmal ließ er auf dem Dache eines türkiſchen Kiosks, wo ſich ein länglicher Altan befand, im Freien das Diner ſervieren, obwohl es im April und eiſig kalt war. Schnee und Hagel fiel auf die Tafel nieder, allein wir mußten ausharren. Das Abenteuerliche hatte eben für den Herrn des Hauſes einen

besonderen Reiz. Noch auf dem Totenbette befahl er, daß man ihn, wenn er gestorben sei, in aufrechter Stellung, nur mit einem Betttuche umwickelt, auf seinem Landgute Nöbdenitz bei Löbichau, in dem inneren Raume einer uralten riesenhaften Eiche, wo er häufig getafelt hatte, beisetzen solle; ein Verlangen, welchem man, wie ich gehört zu haben glaube, wirklich nachgab.

Des Ministers Bruder, der Dichter Moritz August von Thümmel, den ich porträtieren sollte, war damals schon ein zusammengesunkener, abgelebter Greis mit verschrumpften Zügen und kleinen, blinzelnden, grauen Augen. Trotz seiner Häßlichkeit machte er indessen einen freundlichen Eindruck. Da er sehr schwächlich war — kein Wunder bei seinen neunundsiebzig Jahren! — so vermied er es, viel zu sprechen; die Aufgabe, ihn zu malen, war daher keineswegs anziehend. Einige Entschädigung für dieselbe gewährte mir eine angenehmere Arbeit, welche bei mir bestellt ward, nämlich ein lebensgroßes Bild der Domina des Altenburger Damenstiftes, der schönen Freiin von Friesen, diese in der malerischen Ordenstracht darstellend.

Endlich waren beide Gemälde vollendet. Ich kehrte nach Jena zurück, traf meine letzten Vorbereitungen, und am 4. Juli 1817 brach ich bei herrlichstem Reisewetter von meiner Vaterstadt auf, ausgerüstet mit zwei Empfehlungsbriefen Goethes, von dem ich am Tage zuvor dankbaren Herzens und in tiefer Bewegung Abschied genommen hatte.

Mein erstes Ziel war Koburg, wo ich bei den lieben Stockmars die freundlichste Aufnahme fand. Christian Friedrich, mein Jugendfreund, war bereits vor Jahresfrist als Leibarzt des Prinzen Leopold von Koburg (der sich mit der Prinzessin Charlotte von England vermählt hatte) nach London abgegangen, aber die Eltern empfingen mich mit der größten Herzlichkeit. Nach kurzem Aufenthalte in ihrem gastlichen Hause zog ich weiter nach Nürnberg, wo ich einige Tage verweilen wollte, um die schönen Vermächtnisse vaterländischer Meister zu betrachten. Ich fand die Familie Seebeck daselbst wieder, welche sich inzwischen dort niedergelassen hatte; freundlich ward ich begrüßt und gastlich aufgenommen. Ein Hauch des Friedens, der Behaglichkeit und Ordnung durchwehte das ganze Haus, man fühlte sich darin heimisch. Der liebenswürdige Mann führte mich überall selbst umher; die altdeutsche Kunst, der ich früher etwas fern gestanden,

ging mir in ſtrahlender Glorie auf, und nachdem ich Herz und Sinn an der Beſchauung jener herrlichen Denkmale ehrwürdigſter Vergangenheit geweidet, ſtieg ich, tiefbewegt durch den Abſchied von Seebecks, wieder in den Poſtwagen, und weiter ging es über Weißenburg und Donauwörth nach Augsburg. Mein Inneres war noch erfüllt von den wundervollen Eindrücken, die ich empfangen; ſchlecht paßte es daher zu meiner Stimmung, als ich die Inſaſſen des Poſtwagens nur die materiellſten Dinge beſprechen hörte. Das Hauptthema der Unterhaltung bildete die damals herrſchende, allerdings ſehr große Teuerung, infolge deren die Semmeln auf die Größe mäßiger Wallnüſſe zuſammengeſchrumpft waren. Über dieſe Kalamität redeten die Paſſagiere den lieben langen Tag; endlich war Augsburg erreicht, und ich eilte in das Hotel zu den drei Mohren, wo ich bei dieſer Gelegenheit die Gemäldeſammlung des reichen Wirtes, welche man mir ſehr gerühmt hatte, anſchauen wollte. In der Tat fand ich viel Bedeutendes, z. B. einen überraſchend ſchönen Giorgione.

Aber meines Bleibens war nicht lange; nur im Fluge begrüßte ich die Tochter des Bankiers Schätzler, die ich bei Gotters in Gotha kennen gelernt hatte. Man lud mich ein, zu verweilen, allein ich hatte keine Ruhe, ehe ich in München war. Nach mehrſtündiger Fahrt langte ich nächtlicherweile bei ſtrömendem Regen endlich an meinem Beſtimmungsorte an, wo mich zunächſt der „goldene Hahn" unter ſeine ſchützenden Flügel nahm.

Nun hatte mir Madame Asverus in Jena an ihre Freundin, Frau Profeſſor Niethammer, eine herzliche Empfehlung mitgegeben; ich beeilte mich, dieſe am nächſten Morgen zu überbringen. Sie hatte die über alle Erwartung günſtige Folge, daß die gütige Dame, die ſich meiner noch von jener Zeit her erinnerte, wo ihr Gemahl in Jena angeſtellt geweſen, mir gaſtfrei ein leerſtehendes Zimmer in ihrer Wohnung anbot, ſo daß ſich die ſchwierige Quartierfrage auf überraſchend ſchnelle und glückliche Weiſe für mich löſte. Ich war unſäglich froh, bei einer ſo geachteten und angeſehenen Familie Unterkunft gefunden zu haben; leichteren Herzens konnte ich nun der Entwickelung der Dinge entgegenſehen.

Ich wurde alsbald gewahr, daß ſich in München zu meiner ferneren Ausbildung die günſtigſte Gelegenheit darbot. Die Akademie

unter der Leitung des aus Düsseldorf berufenen Direktors J. P. von Langer war vortrefflich zu nennen. Langers Sohn Robert erteilte mit anderen tüchtigen Professoren den Unterricht. Alle Einrichtungen waren zweckmäßig, die Lokalitäten schön und geräumig, überall herrschte Ordnung und eine auf Akademien seltene Reinlichkeit. Abgüsse von fast allen berühmten Antiken fanden sich vor, so die in Deutschland bisher noch nicht gesehenen Dioskuren vom Monte Cavallo in Rom. Der schönste der beiden Pferdebändiger stand wegen seiner Höhe in einem besonderen Saale. Im Winter wurde abends nach Modellen gezeichnet, im Sommer dagegen frühmorgens gemalt. Um acht Uhr war Porträt-Studium nach der Natur, woran ich Anteil nahm; hierauf folgte klassenweis der übrige Unterricht. Die Komponierenden hatten ein eigenes Atelier; den Landschaftern diente ein großes Gemälde von Koch zum schönen Vorbilde, daneben waren wirkliche Baumstämme aufgestellt, nach denen Naturstudien gemacht werden konnten. Blieben diese auch dürftig, so war das Gebotene doch immerhin mehr als nichts und namentlich zur Winterszeit willkommen, wo ja Studien im Freien nicht möglich sind.

In der Akademie suchte ich gleich am Tage nach meiner Ankunft den Direktor von Langer auf, der mir sehr liebenswürdig entgegenkam. An ihn war das erste meiner empfehlenden Schreiben Goethes gerichtet; ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es mir zum Talisman wurde, vor dem sich, wie in Märchen durch einen Ring, Zweig oder Zauberspruch, auch eine sonst nicht leicht in ihren Angeln zu bewegende Tür gefällig öffnete.

Nachdem ich Herrn von Langer aufgewartet, machte ich einige fernere Besuche, um die anderen Empfehlungen abzugeben, mit denen ich versehen war; zunächst den zweiten Brief Goethes, der mich an den Romanschriftsteller und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi auf das gütigste empfahl.

Auch dieser Brief sicherte mir den freundlichsten Empfang, sowohl von dem alten Herrn, an den er gerichtet war, als auch von dessen beiden Schwestern. Bei Jacobis war ich, da meine lieben Wirte zu den intimsten Freunden des Hauses gehörten, wöchentlich wenigstens ein- oder zweimal des Abends oder zu Tisch; es fand sich dort der später durch seinen Aufenthalt in Griechenland hochberühmt

15. P. v. Langer, Familienbild

gewordene Hofrat Friedrich Thierſch mit ſeiner jungen Frau, einer Tochter des Superintendenten Löffler aus Gotha, ferner der grundgelehrte Friedrich Roth (ſpäter Oberkonſiſtorialpräſident) und außerdem mancher durchreiſende Fremde von Diſtinktion ein. An einem ovalen Tiſche ſaßen auf einer Seite die Frauen und auf der anderen die Männer; dieſe führten gewöhnlich die bedeutendſten Geſpräche. Mir war ein Platz in der Mitte der Frauen angewieſen, wo die lebhafte älteſte Schweſter Jacobis, Helene, die das Regiment im Hauſe führte, beſonders Wirtſchaftsangelegenheiten aller Art beſprach. Dieſe ewigen Küchen- und Gartengeſpräche wurden mir bald ſehr langweilig; vergebens ſtrengte ich mein Gehör an, um etwas von der Unterhaltung der Männer zu erfahren; das Kreuzfeuer der weiblichen Geſchwätzigkeit ließ mich von den Geſprächen jener keinen Nutzen ziehen. So verlor ich die Freude an dieſen Abenden um ſo ſchneller, als dem alternden Jacobi unaufhörlich Weihrauch geſpendet wurde; der ſonſt ſo geiſtreiche Mann hatte nämlich leider die Schwäche lächerlichſter Eitelkeit.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in München durfte ich Jacobi in Öl porträtieren, damit ich mich auf der nächſten Ausſtellung, die nur alle drei Jahre wiederkehrte, als Porträtmalerin empfehlen möchte. Ich begann die Arbeit am 11. September 1817; meines Wiſſens iſt mein Bild das letzte, welches den Philoſophen nach der Natur darſtellt, denn er ſtarb bereits, hochbetagt, am 10. März 1819.

Meinem Verkehr bei Jacobis trat es nicht weiter hindernd in den Weg, daß ich auch im Hauſe Schellings aus- und einging, obwohl dieſer damals wegen gelehrter Streitigkeiten im Zerwürfnis mit Jacobi lebte, weshalb die meiſten anderen Freunde des letzteren ſich von Schellings fern hielten. Auf mich hatte das indeſſen keinen Einfluß, und ich leugne nicht, daß ich mich im ganzen bei Herrn von Schelling wohler fühlte, als bei deſſen Gegner. Der Geiſt des großen Philoſophen ſprach ſich ſchlicht und einfach aus; ſeine biedere Herzlichkeit mußte unbedingt für ihn einnehmen. Alles an dem Manne war geſund; er ſtand eben damals in ſeinen beſten Jahren, während Jacobi, durch die Laſt ſeines Alters gedrückt, bereits ſehr hinfällig war und unausgeſetzter Pflege bedurfte.

In Schellings Gattin fand ich die liebe Institutsfreundin Pauline Gotter wieder; damals erst Mutter von drei Kindern, war sie die anmutigste Hausfrau; das häusliche Glück wurde in den ersten Wochen meines Münchener Aufenthaltes noch durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Mutter und zweier Schwestern Paulinens erhöht.

Wie aber auf Erden nichts vollkommen ist, so warf die Kränklichkeit der guten Schelling, wodurch diese oft wochenlang an das Bett gefesselt wurde, einen trüben Schatten auf unsere geselligen Freuden; der geistigen Frische und Teilnahme der edlen Frau an allem Schönen tat ihr Siechtum freilich keinen Abbruch. Wir erfreuten uns miteinander an den soeben erschienenen Gedichten Ludwig Uhlands; auch eigene Gedichte der begabten Pauline entstanden wohl bei passenden Gelegenheiten auf deren Schmerzenslager. Die Teestunde wurde gewöhnlich in dem an die Krankenstube grenzenden Zimmer gehalten; Paulinens zweite Schwester machte dabei die Honneurs.

Bedeutende Fremde aus allen Ländern fanden sich häufig ein; unter diesen der muntere, frische Däne Dr. Hjort und der sinnige schwedische Dichter Atterbom, beide Lieblinge von Schelling. Atterbom feierte die nordischen Volkssagen seines Vaterlandes sehr schwungvoll durch einige Balladen; ferner dichtete er „zu Ehren der Sixtinischen Madonna von Raffael" einen Kranz von zehn tief empfundenen Sonetten unter der Aufschrift: „Maria, die Mutter Gottes," welche Schelling sehr befriedigten. Seine Poesien, zart und sinnig, enthalten die schönsten Naturschilderungen, aber sie setzen die Kenntnis der nordischen Mythologie voraus, die überall hinein verwebt ist, wodurch das Verständnis sehr erschwert wird. Atterbom hatte für Schelling eine unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche ihren rührendsten Ausdruck fand am Neujahrstage 1818. Nach langem Krankenlager erschien die Hausfrau am Abend desselben zum ersten Male wieder unter den Ihrigen; man hatte die Weihnachtsbescherung aufgeschoben, um Paulinen daran teilnehmen zu lassen. Ein kleiner Kreis der nächsten Freunde war geladen; jeder erhielt eine sinnige Gabe, welche poetisch empfundene Verschen Paulines begleiteten. Schelling bekam ein Teegeschirr, worauf ein Kleeblatt (als Anspielung auf seine drei Kinder) gemalt war; der älteste Sohn, ein bildhübscher, lebhafter Knabe, ward

mit Helm und Harniſch ausgerüſtet; Atterbom erhielt ein Erinnerungsbuch. Von der ganzen Feier ſichtlich ergriffen, brachte er am nächſten Morgen folgendes ſchöne Gedicht:

An Frau von Schelling

Der gütigen Geberin

Es weiht ſich Dir, aus Deiner Hand empfangen,
Das Jahrbüchlein am zweiten Neujahrsmorgen.
O wohnt' in meinem ſehnenden Verlangen
Der väterlichen Skalden Kraft verborgen,
Hinweg von Dir zu ſingen jener langen
Erſt kaum gedämpften Leiden letzte Sorgen!
Doch Du bedarfſt ja keiner Runenlieder;
Dich ſchenkt die Liebe ſchon dem Leben wieder.

Derweil' indeſſen noch gewöhnt zu walten
Iſt Seherkunſt in jenen nord'ſchen Gauen:
Erblick' ich, wie ſich jetzt Dir weit entfalten
Verjüngten Erdenwallens Blütenauen.
In vier- und fünffach ſprießenden Geſtalten
Wirſt Du Dein Kleeblatt Dich umſchlingen ſchauen,
Und prangend in dem Schmuck unzähl'ger Lenzen,
Den Winter ſelbſt, wie geſtern auch, bekränzen.

Wir lauſchten an der Tür zur heil'gen Stelle,
Auf flog ſie: ſtaunend jauchzten ſchon die Söhne;
Du ſtand'ſt, umfloſſen von des Chriſtbaums Helle,
Der Weisheit Braut, in lichter Mild' und Schöne!
Zum Tempel-Eingang ward uns da die Schwelle,
Wie Hymnen klangen uns der Kinder Töne,
Und lächelnd wogte durch das Götterzimmer
Holdſel'ger Gattin, blüh'nder Mutter Schimmer.

Wohl läßt ſich fühlen, wie an ſolchem Herzen
Des großen Gatten Herz mag freudig ſchlagen,
Wohl, wie Dein hold Erſcheinen, Tröſten, Scherzen
Den Liebling ſtärkt nach ernſter Arbeit Tagen,
Und wie Dein Friedenshauch jedwedes Schmerzen
Dem teuern Haupt entſcheucht, und jedes Zagen!
So, hohe Frau, wird ewig in mir leben
Dein edles Bildnis, ſanft und lichtumgeben.

In ferne Heimat einſt zurückgezogen:
Wie wird mich Deine Gabe ſtill beglücken!
Wie kommt Erinn'rung dann weither geflogen
Und ſieht mich an mit klaren Sternenblicken!

Dann ſchwimm' ich mut'ger mit den Geiſteswogen
Die dort entſprungen an der Felſen Rücken,
Wo jetzt, aus ew'ger Tief' entfeſſelt, fluten
Uralter Sag' und neuer Sehnſucht Gluten.

In dunkeln Winternächten auch erfahren
Werd' ich von Zeit zu Zeit die Kund' am Herde,
Wie Deine Knaben, ſchlank, in gold'nen Haaren
Zu Hermanns Siegen ziehn mit Helm und Schwerte,
Und wie noch Er, geſchirmt von Engelſcharen,
Durch mächt'ger Rede Tat bezwingt die Erde,
Geſtaltend kühn zu einer Herzenswahrheit
Der Dichtung Zauber und des Wiſſens Klarheit.

Dann lodern heller auf die Feuerfunken,
Dann leuchten Herz und Herd wie Frühlingsſonnen;
Dann ſink' ich in die Knie, und freudetrunken
Dank' ich mit Tränen Gott für Eure Wonnen;
Die Ferne, die uns trennt, dem Aug' entſunken
In allvereinigender Freundſchaft Bronnen,
Läßt ungetrübt mich da im Spiegel ſchauen
An ſeiner Bruſt, die Krone aller Frauen.

Einſt, wenn der Erde Finſterniſſe ſchwinden,
Der Böſen Wut verſtummt, die eig'nen Qualen,
Wenn ſich am ew'gen Lebensbaum entzünden
Die Sternenlichter all' mit hellern Strahlen:
Wie frohe Kinder wollen wir uns finden
Und ſpielen in den morgenroten Talen;
Wie geſtern, ſchmilzt von einer Freude Flammen
Dort Weihnachtsfeſt und Neujahrstag zuſammen!

Neben Atterbom und Hjort verherrlichte auch der muntere und gutmütige Norweger Steffens oft den Schellingſchen Kreis. Trotz ſeines fremden Vaterlandes war er ein ganzer Deutſcher; hatte er doch, ſeine Profeſſur in Breslau aufgebend, die Freiheitskriege in Blüchers Hauptquartier als Freiwilliger mitgemacht, wo er u. a. zu militäriſchen Unterhandlungen mit Bernadotte verwendet wurde, als dieſer nur ſehr ſchwer zur kräftigen Teilnahme an der Schlacht bei Leipzig zu bewegen war.

Steffens hatte durch ſeine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit auf wiſſenſchaftlichem Gebiete ſchon damals europäiſchen Ruf erlangt. Ich begegnete ihm öfters in der Akademie. Er war Kunſtenthuſiaſt und teilte ſeine Empfindungen aus der Fülle des Herzens in geiſtreicher Weiſe mit; dabei war ſein Weſen freundlich, teilnehmend und einfach,

16. Kobell, Bogenhausen bei München

ſo daß mir der Verkehr mit ihm ſtets genußreich blieb. Den Arzt Ringseis, einen ſtrengen Katholiken, finſter, ſchwarz und ganz wie ein Spanier ausſehend, lernte ich ebenfalls kennen; ich ſah ihn oft bei Langers.

Letztere Familie war ſtreng katholiſch, beſonders der einzige Sohn Robert; bei dem heiteren Vater trat der Katholizismus weniger hervor. Langers wohnten in einer reizenden, an dem hohen Ufer der Iſar gelegenen Villa, im Dörfchen Haidhauſen bei München. Für gewöhnlich hatten nur Katholiken Zutritt zu dieſer ſchönen Häuslichkeit; Frau v. Langer, ernſt, vornehm, machte die trefflichſte Wirtin; eine wunderſchöne Verwandte, namens Joſephe, ſtand ihr dabei wie eine Tochter zur Seite. Als Proteſtantin mußte ich es für eine ganz beſondere Vergünſtigung halten, wenn mir bisweilen die Einladung zuteil wurde, Sonntags mit in der Villa zu ſpeiſen. Der Direktor Langer war bei Tiſch unbefangen heiter, der Sohn hingegen ernſt, etwas dozierend. Vor und nach Tiſche wurden gewöhnlich Kupferwerke alter Meiſter beſichtigt.

Was meine künſtleriſche Tätigkeit betrifft, ſo bekam dieſelbe inſofern mehr eine ſelbſtändige Richtung, als die beiden Langer, Vater und Sohn, von dem Kopieren nicht viel hielten und mehr Benutzung der Natur, ſowie Anwendung derſelben zu Kompoſitionen wünſchten. Zunächſt mußte ich fleißig Hände zeichnen; die erſte größere Aufgabe, welche mir der Direktor ſtellte, war, eine Sibylle zu malen. Dieſer Charakter war mir ganz fremd, ich ſcheute mich deshalb, an die Arbeit zu gehen, und erlangte in der Tat bald einen mir ſehr willkommenen Aufſchub. Goethe hatte mich nämlich beauftragt, ein in der königlichen Gemäldegalerie zu München befindliches Porträt von Raffael für meinen Großherzog zu kopieren; die Erlaubnis dazu wurde mir von der zuſtändigen Verwaltung ſogleich erteilt, und ich machte mich ohne Säumnis an die Arbeit, wodurch denn der Entwurf jener Sibylle zunächſt in den Hintergrund gedrängt wurde.

Als einer von Goethe begünſtigten, vom Großherzoge von Sachſen und dem Herzoge von Gotha beſchäftigten Kunſtnovize ward mir überhaupt manche Tür freundlich geöffnet, welche ſich ſonſt nur ſchwer erſchloß. Nicht jedem wurde es ſo gut; trübere Erfahrungen als ich hatte eine Künſtlerin machen müſſen, welche unmittelbar vor meiner

Ankunft nach Konstanz, ihrer Vaterstadt, zurückgereist war, die ich aber später in Rom kennen und lieben lernte: Maria Ellenrieder nämlich. Da das Studieren auf der Kunstakademie Frauen nicht gestattet war, so hatte sich Direktor Langer anfangs auf keine Weise herbeilassen wollen, Maria Ellenrieder aufzunehmen, bis ihre Tränen, unter denen sie ihm vorstellte, wie ihre Taubheit sie zu jedem anderen Berufe unfähig mache, endlich sein Herz erweichten. Frommer Sinn, rastloser Fleiß und großes Talent machten bald die Schülerin dem Lehrer wert; Herr von Langer sprach mit der größten Wärme von ihr und bedauerte oft, daß ich nicht mehr mit dieser strebsamen Genossin zusammengetroffen sei. Mit der Aufnahme Maria Ellenrieders als Schülerin der Akademie zu München war übrigens ein Präzedenzfall geschaffen, der von guten Folgen war; mehr als eine meines Geschlechtes hat sich später in der Isarstadt ausgebildet, und zwar weder zum Schaden der Kunst, noch zum Nachteil der weiblichen Würde.

Als ich mich in München einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte, schrieb ich alsbald an Goethe, dem ich nach gewohnter Weise von all meinen Erlebnissen vorplauderte.

Um ihm meinen andauernden Fleiß zu beweisen, malte ich emsig an der von ihm gewünschten Kopie; als diese vollendet war, begann ich den Entwurf jener Sibylle, welche mir Direktor Langer zur Übung aufgegeben hatte. Ich war dem Stoffe nicht gewachsen; der Charakter der Sibylle stand mir gar zu fern. Meine Auffassung stimmte nicht mit derjenigen des Direktors überein, was zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß gab. Er schien einen Mangel an Zutrauen in seine Kunstansichten bei mir voraussetzen; es war damals die Zeit, in welcher sich in der deutschen Kunstwelt zwei entgegengesetzte Richtungen vorbereiteten. Die eine, diejenige der Akademiker, strebte vor allem nach korrekter Zeichnung, zwar nach der Natur, aber nach den strengen Regeln der Antike. Nur ein tüchtiges, gründliches Zeichnen sichere dem Künstler Leichtigkeit im Komponieren — dies betonten ihre Anhänger fortwährend, und allerdings mit völligem Rechte. Besondere Wichtigkeit legten die Akademiker auf architektonische Anordnung, im allgemeinen weniger das Gefühl, als den Verstand anregend. Das Kolorit hielten sie markig, ohne besondere Rücksicht auf Zartheit, Wahrheit und Durchsichtigkeit der Farbe. Diese Richtung war vornehmlich durch den

17. R. v. Langer, Dekorative Szene

Direktor von Langer repräsentiert, welcher u. a. mit kühnem und breitem Pinsel ein großes Altarblatt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", in dieser Weise ausführte. Natürlich gehörte sein Sohn, gleich den übrigen Professoren, ebenfalls dieser Richtung an; einer von den Schülern Langers, der geniale, bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr mit Feldarbeit beschäftigt gewesene, dann aber plötzlich als Künstler sich glänzend hervortuende Tiroler Rhomberg zeichnete sich besonders darin aus.

Anders war es mit der neu auftauchenden Schule der sogenannten altdeutschen Richtung, den Romantikern, deren Reigen Cornelius eröffnete. Sie suchten das Gefühl, die seelenvolle Tiefe, die innere Stimmung in der Komposition auszudrücken, wie es die Altdeutschen getan, welche die Natur naiv, ohne die Brille der Antike nachahmten. So wurde z. B. die Madonna von ihnen nicht nur als eine jugendliche Schönheit, sondern weit öfter als gläubig fromme, wirkliche Mutter, oder als jungfräuliche, demütige Magd des Herrn, oder auch als schmerzensreiche, abgehärmte Mutter Christi dargestellt. Der sinnig ernste Heinrich Heß, der nachherige berühmte Kirchenmaler, der so Großes in dieser Richtung leistete, ward, ohne es eigentlich zu wollen, zum Haupte dieser aufstrebenden Partei. Um ihn scharten sich alle, die für wahre Kunst Sinn und Gefühl hatten. Zu diesen gehörte auch ein junger Schweizer, namens Kaspar Schinz; er war mit einem besonderen Talent für die Komposition begabt, hatte aber weniger Geschick zur Ausführung in Farben. Als früherer Schüler des Kupferstechers Lips (dessen Kunst er sich anfänglich widmen wollte), war er ein guter Zeichner und verstand sich vortrefflich auf die Perspektive; in der Malerei dagegen fehlte es ihm an Technik. Mir mangelte, was ihm geläufig war, und umgekehrt. Da wir in dem nämlichen Saale arbeiteten, so gab dies bei baldiger näherer Bekanntschaft zu einem Austausch unserer Fertigkeiten Anlaß. Er war ein herzensguter, schöner, ganz mädchenhaft aussehender Jüngling; leider verriet eine abgezirkelte Röte auf seinen Wangen den Keim zu einer schlimmen Krankheit. Wirklich starb er auch schon in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre an der Schwindsucht. Sein knabenhaftes Aussehen und der Umstand, daß er elf Jahre jünger war als ich, begünstigte ein herzliches, von meiner Seite ganz geschwisterliches Verhältnis; Schinz

wurde mir in München (und später in Italien) ein ebenso angenehmer wie nützlicher Führer und Begleiter. Ich sah bald, wie viele Kenntnisse ihm mangelten, besonders in der Literatur; ich bestrebte mich daher, nach eigener schwacher Kraft sein Interesse für diese und ähnliche Dinge zu erwecken. Als Zwinglianer hatte er nie das höhere, poetische Element im Katholizismus gefühlt; durch Heß aber wurde er für diesen Kultus so begeistert, daß er von einer zu großen Überschätzung desselben nur durch meine Bitten: das Neue Testament mit Nachdenken zu lesen, abgehalten wurde.

Hier ist der Ort, auch der Jubiläumsfeier des Reformationsfestes Erwähnung zu tun. Der 31. Oktober 1517 war der ewig denkwürdige Tag gewesen, an welchem einst Luther seine 95 Thesen wider Tetzels Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen hatte; die dreihundertjährige Wiederkehr dieses Tages wurde überall gefeiert, wo ein Häuflein Protestanten sich zusammenfand; so auch in München. Ich beging das Fest im Schellingschen Kreise; des Morgens besuchten Pauline und ich die Kirche, mittags aß ich bei ihr, hernach lockte uns das herrliche Wetter in den englischen Garten. Das Thema des Gesprächs bildete natürlich die kirchliche Lage, namentlich die Vereinigung getrennter Kirchenparteien zu einer Gemeinschaft, wie sie an eben jenem Tage in Preußen durch gemeinsame Abendmahlsfeier der Lutheraner und Reformierten als „Union" eingeführt wurde. Auch eine „Beschwörung", welche der Dichter Müllner veröffentlichte, beschäftigte die Geister; er rief dem Schatten Luthers ein kräftiges „Wach' auf" zu: —

„Der Glaube hadert um ein irdisch Recht, —
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht, —
— Jetzt ist der Erd' ein Mann voll Kraft vonnöten
Wie du dich einst der Christenheit bewährt:
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Ferse ein Fels, die Lüge zu zertreten!"

Die Erwähnung Müllners bringt mich ganz natürlich auf die Schicksalstragödien, mit welcher besonderen Gattung des Dramas sein Name unzertrennlich verknüpft ist. Eben damals erstand ihm der gefährlichste Nebenbuhler in der Person des Wiener Dichters Grillparzer, dessen „Ahnfrau" das Münchener Hoftheater einzustudieren eilte. Der

allgemeine Eindruck war, daß das Stück viele Mängel habe, aber für den Effekt trefflich berechnet und hinsichtlich der Zeichnung einzelner Charaktere herrlich sei. Namentlich erntete „Bertha" dieses Lob; in der Tat ist diese ganz Unschuld, Liebe und Jungfräulichkeit. Hjort und Atterbom teilten diese Meinung; auf alle aber hatte das Stück einen so tiefen Eindruck gemacht, daß Gespenstergeschichten, Ahnungen und Träume fortan ein Hauptthema der Unterhaltungen bildeten. Rasch folgte diesem ersten Drama aus Grillparzers Feder die „Sappho" und die „Medea" desselben Dichters; zwei Tragödien, in denen am 11. und 12. September 1818 die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder Lorbeern erntete, und zwar spielte sie die Medea fast noch schöner als die Sappho — auch nach Schellings Urteil, der mit mir der ersten Aufführung dieser Grillparzerschen Stücke beiwohnte.

Um in theatralischen Dingen nicht nur das Klassische, sondern auch das Volksmäßige kennen zu lernen, unternahm ich eines Abends mit etlichen Freunden eine Expedition ins Isarvorstadttheater, wo die Hanswurstiaden des Staberle an der Tagesordnung waren; Schnurren, denen wir indessen wenig Geschmack abgewannen. Leider erkältete ich mich an diesem Abend, bei strömendem Regen, der uns auf dem Heimwege überfiel und der mich ohne Schellings rettenden Regenschirm sicherlich bis auf die Haut durchnäßt haben würde, aufs heftigste, und mußte deshalb darauf verzichten, die Catalani zu hören, welche in eben jener Woche zweimal in München mit so großem Beifall konzertierte, daß zu den Proben wie zu den Aufführungen nur mit größter Mühe ein Billett zu erobern war.

Herrschte, wie man sieht, auf dem Gebiete der Schauspiel- und Gesangskunst regstes Leben in München, so blieben auch die bildenden Künste hinter jenen nicht zurück. Schon in den letzten Tagen des November 1817 waren von London, wohin Lord Elgin die Originale geschleppt hatte, die ersten Abgüsse des Frieses vom Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae bei Phigalia in Arkadien, die Kämpfe der Zentauren und Amazonen darstellend, in die Akademie nach München gekommen; ein Ereignis, welches die ganze Künstlerwelt in Bewegung setzte. Ich beeilte mich, den Fries in der Größe des Originals auf blauem Papier, weiß gehöht zu zeichnen, und meine Arbeit (am 3. Febr. 1818) an Goethe zu schicken. Die Sendung traf ihn in Jena,

wo er längst nicht mehr im Schlosse, sondern ganz nahe bei demselben, im damals Bischoffschen Hause wohnte und den Tag mit dichterischen Arbeiten in dem Wirtshause „Zur Tanne" hinbrachte.

Inzwischen war auch die verhängnisvolle Sibylle beendet und ich nahm jetzt jene wunderliche Bestellung in Angriff, welche mir Herzog August von Gotha noch scheidend aufgetragen: den Wischnu, welchen er sich als Christus dachte und den er als solchen dargestellt wünschte. Ich suchte mich in die indische Mythologie zu vertiefen, ich las Abhandlungen über die Geschichte und Altertümer Asiens — aber der Auftrag war und blieb unsinnig. Die Zeit, welche ich an das Bild wendete, konnte ich als gänzlich verloren erachten; trotzdem gab ich mir unsägliche Mühe, freilich ohne den Herzog, als er das Bild endlich empfing, zu befriedigen. Ich erhielt von ihm einen originellen, sehr sarkastischen Brief. Ich erinnere mich nur noch einer Stelle daraus, welche eine Abmachung enthielt, gleich den meisten Malern Italien zu besuchen, wo, wie er sich ausdrückte, sein in Rom zum Katholizismus übergetretener Bruder „unter die Jesuiten gegangen sei und nun Pritschmichel der Italiener zubenamset werden müsse." Ein sehr reichliches Honorar, das diesem Schreiben beilag, tröstete mich einigermaßen über die herbe Kritik, welche er über mein Bild ergehen ließ.

Als ich in München eben erst angekommen war, hatte ich die große Freude eines Wiedersehens mit Frau Henriette Herz, welche ich schon in Dresden so liebgewonnen. Ich traf sie bei Schelling, in dessen Hause sie die Geselligkeit besonders verschönte. Wir besichtigten miteinander die Kunstschätze; Abends schrieben wir dann über das Gesehene Notizen nieder. Die edle Frau wurde mir durch ihren gebildeten Geist, ihr tiefes Gefühl und ihre Anmut täglich teurer. Wie gern hätte ich sie nach Rom, wohin sie nur zu bald abreiste, begleitet; ein heißer Wunsch, dessen Erfüllung ich mir mit so vielen Schwierigkeiten verbunden dachte, daß ich ihm in meiner Seele keinen Raum zu geben wagte. So bat ich denn Henriette Herz, mir wenigstens von Rom aus öfters zu schreiben, denn es schien mir schon ein besonderes Glück, einen Brief von Rom zu bekommen. In der Tat hielt die liebenswürdige Freundin das mir gegebene Versprechen, und am 5. März 1818, an welchem Tage mich Pauline Schelling zu Tisch gebeten hatte, überraschte mich deren Gatte zum Dessert mit folgendem Briefe von ihr:

„Rom, im Februar 1818

Den 12.

Vor einer Stunde brachte Thürmer mir Ihren Brief, meine liebe Louiſe, und im erſten Gefühl der Freude, die er mir machte, will und muß ich Ihnen dafür danken und Ihnen ſagen, wie ich es recht erkenne, daß es lieb und gut von Ihnen iſt, mir geſchrieben zu haben! Durch einen von hier abgehen wollenden Künſtler wollten wir Ihnen ſchreiben, er reiſte aber nicht, und ſo unterblieb auch unſer Schreiben; jetzt, durch Ihre Freundlichkeit von neuem angeregt, verſchiebe ich es nicht länger und werde den Brief durch Ringseis beſorgen laſſen.

Wie ſoll ich nur anfangen, Ihnen zu erzählen, zu ſagen, wie glücklich und angenehm unſere Reiſe war und wie unendlich herrlich es hier iſt! Ja, liebſte Louiſe, wer nicht notgedrungen muß, der ſoll nicht ſterben, ohne Rom geſehen zu haben, ohne durch Tirol dahin gereiſt zu ſein. Wie übertrifft die Wirklichkeit jede Beſchreibung! wie viel höher ſteht Tirol mit ſeinen Bewohnern, als ſelbſt Goethe ſie beſchreibt!

Wie wohl mir in München war, das müſſen Sie geſehen haben; dem verehrten trefflichen Jacobi, deſſen flüchtige Bekanntſchaft wie ein ſchöner Traum mir vor der Seele ſchwebte, näher zu ſein, ihn zu ſehen, zu ſprechen, mich ſeiner Freundlichkeit, deren er mich würdigte, zu freuen, die Bekanntſchaft von Schellings, Gotters, Niethammers und des bei Jacobis verſammelten Kreiſes — alles das war eine ſchöne Weihe zur Erfüllung meines Jugendtraumes.

Mit München ging mir fürs erſte das Leben mit intereſſanten Menſchen unter, das der Natur ging aber auf, und wahrlich, alles was ich bis jetzt Großes, Schönes und Herrliches geſehen habe, vermindert den Eindruck nicht, den jenes herrliche Land auf mich gemacht hat. Alle Beſchreibung der Natur und der Menſchen dort gibt keinen Begriff von der Wirklichkeit — ich ſchweige alſo auch gegen Sie davon, liebe Louiſe, und ſage Ihnen nur, daß, vom Himmel begünſtigt, wir glücklich in Verona ankamen.

Verona war nun eigentlich die erſte große italieniſche Stadt, die wir ſahen, und in ihr die erſten Überbleibſel großer, längſt vergangener Zeiten. Das ſchöne Amphitheater verfehlte ſeine Wirkung nicht auf uns, auch gingen wir gläubig in ziemlich ſtarkem Regen nach einem

kleinen, wüſten Garten und holten uns ein Steinchen von Julie und Romeos Grabe. Durch unſern Bankier, einen Schweizer, ſahen wir das Merkwürdigſte in Verona, und nach drei Tagen reiſten wir ab, gingen durch das ſchöne, aber öde und wüſte Padua längs der Brenta nach Venedig. Liebſte Louiſe, bilden Sie ſich ja nicht ein, durch alles, was Sie geleſen, geſehen und gehört haben von dieſer Zauberſtadt, auch nur einen entfernten Begriff von ihr zu haben; in jeder Hinſicht überſteigt ſie das Bild, das man ſich von ihr macht. Bunt, voll und faſt kleinlich iſt alles, was ich von Venedig gemalt geſehen habe. Die Paläſte ſtehen aber in grauer, ſtiller Pracht längs des großen Kanals, indes ein auf keine Weiſe zu beſchreibendes Leben auf dem herrlichen Markusplatz und der Riva schiavone in unendlichen Geſtalten und Tönen ſich zeigt. Berauſcht vom Unerwarteten, Großen, Reizenden war ich die erſten Tage, und die fünf Tage unſeres dortigen Aufenthalts verſtrichen in einem Genuß, und das Bild Venedigs ſteht wie ein ſchöner Zauber vor meiner Seele. Von V. nach Florenz hielten wir uns nur einen Vormittag in Bologna auf; in Florenz waren wir 4 Wochen, und dort ſah ich zuerſt mehrere herrliche Marmorbilder, deren ſchwache Nach- und Abbildungen ich früher an mehreren Orten geſehen hatte. Wie Bekannte in verklärter Geſtalt traten ſie mir entgegen — und mit Wahrheit kann ich Ihnen ſagen, liebe Louiſe, daß ich zuerſt vor ihrer mächtigen Herrlichkeit ſo erſchrak, daß mir die Bruſt eng ward, ich die Augen niederſchlug und mich wegwandte. Vor der Gruppe der Niobe war dies beſonders der Fall; allmählich ward ich vertrauter mit ihnen und kehrte gern und freudig immer wieder zu ihnen zurück. Deutſcher Umgang fehlte mir in Florenz, und nachdem ich alles tüchtig, nach meinen Kräften, geſehen hatte, verließ ich es gerne, um dem höheren Ziele entgegenzueilen, und vergnügt und geſund kamen wir am 11. Oktober, vormittags um 12 Uhr, in Rom an. War ich den ganzen Morgen des letzten Reiſetages außer mir, ſo war ich es nicht weniger, als ich endlich wirklich durch das Tor einfuhr, den Obelisk, die auf dem Platze liegenden Kirchen uſw. ſah. Das Wetter war herrlich in den erſten Tagen unſeres Hierſeins, und mir war oft, als hätte ich Flügel an der Seele, ſo leicht, ſo gehoben, ſo getragen fühlte ich mich. In den erſten Tagen ſah ich mehr, als ich vertragen konnte, und der ſich einſtellende Regen machte mir die nötige

18. Krüger, Cornelius

Ruhe erreichbar. Der Regen hielt ungewöhnlich lange an, wir waren aber dennoch sehr glücklich, denn wir waren in Rom! In Frau von Humboldt, der gegenüber wir unser kleines Quartier bereit fanden, umarmte ich eine längst bewährte Freundin, in den Söhnen der Friedrich Schlegel liebe junge Freunde, die ich wie Söhne selbst liebe, da sie meinem Herzen durch die Liebe der Mutter nahe verwandt sind; in den beiden Schadows sah ich alte, gute Bekannte und ebenso machte ich in den ersten Tagen die Bekanntschaft von Cornelius und Overbeck. Bin ich in meiner Unkunde und Unwissenheit in der Kunst schon nicht berechtigt, etwas darüber auszusprechen, so darf ich Ihnen doch sagen, daß die Arbeiten dieser jungen Männer mich wunderbar, jedes nach seiner Individualität, ergriffen. Den jüngsten Schadow sah ich beim Abschiede von Berlin als einen zierlichen jungen Weltmann und eleganten Porträtmaler, der durch einige ähnliche Porträts vornehmer Personen schon eine Art von Ruf hatte, der ihn über die Gebühr eitel machte. Den jüngsten Veit (Philipp, den Sie wohl von Dresden her kennen) sah ich als Anfänger der Malerkunst Berlin verlassen, nachdem er von der schönen Prinzeß Wilhelm ein gut gedachtes, aber dürftig und schwach ausgeführtes Bild gemalt hatte. Von Overbeck kannte ich ein kleines Madonnenbildchen mit steifen Falten und gelben steifen und starren Haaren, von Cornelius Zeichnungen zum Faust und den Nibelungen — nichts in Farben — und wie fand ich alle diese Leute, nachdem ich sie ganz anders zu finden, nach Goethes Main- und Rheinreise glauben mußte! Schadow war ein Porträtmaler geworden, der jedes Porträt zum Tableau erhöhte, sowie in seinen Kompositionen sich stilles frommes Gemüt ausspricht, und zwar auf die lieblichste Weise durch Form und Farbe. Philipp Veit, der im Jahre 11 sein erstes Ölbild malte, dessen Studien durch den Freiheitskrieg Deutschlands, den er mitgemacht hatte, unterbrochen wurden, hatte Riesenschritte gemacht, und stehen seine Gestalten und ihre Umgebungen vielleicht jenen an Lieblichkeit nach, so drücken sie doch ebenso tiefen Sinn auf vielleicht kräftigere Weise aus. Overbeck verbindet mit eben diesem tiefen, stillen Sinn eine ungewöhnliche Grazie in Männer- und Frauengestalten. Cornelius steht vor allen hoch da, und alles was ich früher von ihm gesehen hatte, verschwindet gegen das, was er seitdem gemacht hat und jetzt macht. Der

tiefe Ernſt in den älteren Mannesköpfen, die Milde und Männlichkeit und ſogar Lieblichkeit und Innigkeit in den jüngeren, die hohe Weiblichkeit in den Frauenköpfen iſt in allen ſeinen Kompoſitionen gleich groß und ſchön. Bartholdy, der preußiſche General-Konſul, gab den vier Genannten zuerſt Gelegenheit, ihr Talent in der Freskomalerei zu zeigen, und das kleine Zimmer, das er in der gemieteten Wohnung konnte malen laſſen, enthält viel, ſehr viel Schönes, und jetzt läßt der Marcheſe Maſſimi in ſeinem Palaſte zwei Säle malen — den Dante und den Taſſo — d. h. die Haupt- und bedeutenderen Nebenmomente beider Gedichte darſtellend. Cornelius hat ſich den Dante, Overbeck den Taſſo gewählt, und beide haben ſchon Kartons dazu fertig, die ein ſelten herrliches Werk verſprechen. Overbeck hat erſt das Mittelſtück der Decke ganz fertig; das befreite Jeruſalem in der Geſtalt einer auf einem prächtigen Seſſel ſitzenden Frau, der zwei Engel eben die Ketten abgenommen haben, die ſie ſchwebend noch in den Händen haben. Die ſchöne Geſtalt ſieht ernſt und feſt und mit erlaubtem ſtolzen Gefühl aufwärts, den Wert der Freiheit fühlend, doch anerkennend, von wannen ſie ihr kommt. Cornelius, der ſehr ſchnell arbeitet, hat ſchon zwei Kartons mit vielen Figuren fertig, von denen die meiſten trefflich gelungen ſind.

So, liebe Louiſe, hat der eigene Genius dieſe Jünglinge über das erhoben, wonach ſie ſich mit Gewalt bilden wollten: ich meine, daß ihr beſſerer Genius ſie bewahrt hat vor den Unvollkommenheiten derer, nach deren Vollkommenheiten ſie mit Recht ſtrebten und ſtreben, die ſie in einem gewiſſen Grade ſchon erreicht haben und hoffentlich immer mehr erreichen werden. Hätte Goethe die Arbeiten dieſer jungen Männer geſehen, er würde vieles nicht über ſie haben ſagen laſſen; ſähe er ſie noch, er nähme manches zurück. Ich habe Ihnen nur diejenigen genannt, die mit Recht als die vorzüglichſten genannt werden — es gibt aber noch einige, die Lob verdienen, und dazu gehören der älteſte Veit, der langſamer als die andern arbeitet, daher auch weniger große Fortſchritte gemacht hat; ſeine Bilder ſind melancholiſch in Kompoſition und vielleicht auch in Farben, derſelbe tiefe, fromme Sinn aber iſt auch in ihnen. Laſſen Sie uns den Geiſt, der über jene gekommen iſt, nicht tadeln, wenn er auch etwas in ſie gebracht, das vielleicht aus ihnen wegzuwünſchen wäre. Iſt es in unſerer Macht,

zu ſagen, daß ſie ſo ſtreng ſittlich, ſo gründlich künſtleriſch, ſo rechtlich, wacker, fromm und treu wären, wenn ſie geblieben, was ſie waren? Und was waren die meiſten? Etwa Proteſtanten? Nein — ſie waren nichts, ſie waren ohne alle Religion, denn wären ſie Proteſtanten im wahren Sinne des Wortes geweſen, ſo könnten ſie ja wohl alles geweſen und geworden ſein, was ſie jetzt als Katholiken ſind.

Ich habe Ihnen, liebſte Louiſe, flüchtige Worte über die neue Kunſt hier und gar keine über die alte geſagt, denn mit meinem Verſtehen der Kunſt ſteht es ſchwach; ich fühle ſie allenfalls — die Menſchen und die Natur verſtehe ich beſſer, und ſo erfreue ich mich täglich des Umgangs mehrerer Künſtler, die den Abend gerne teilnehmen an unſerm Teetiſch, der mit ſeinem ſiedenden Keſſel uns nordiſche Abende nach ſüdlichen Tagen bereitet —, ſo entzückt mich täglich der dunkelblaue Himmel, die herrlichen, mit Schnee bedeckten Berge, die in der ſchönſten Mittag- und Abendbeleuchtung vor mir liegen, indes ich in warmer Sonne unter ewig grünen Bäumen ſtehe, auf hellgrünem Raſenteppich, der mit den mannigfaltigſten Blumen von ungeheurer Farbenpracht bedeckt iſt — umgeben vom Duft der faſt nie verblühenden Veilchen, nie aufhörendem Vögelgeſang, indes faſt rund umher die jetzt reifen Pomeranzen mich aus dunkelgrünem Laube anglühen. Sagen Sie nur, wie das alles eine arme Nordländerin, die im Schnee geboren und erzogen iſt, aushalten ſoll — mir iſt auch oft, als könnte ich es nicht — und nun in all dieſer Himmels- und Erdepracht geſammelt und aufgehäuft Schätze der Kunſt aus ihren beſten Zeiten, in unglaublichem Maße, ja, aufgehäuft und einzeln; denn in jedem Winkel der Stadt findet man Andenken der großen Kunſtzeit! Und doch, und doch gibt es treffliche Menſchen, denen das alles nicht genügt, denen es in Rom nicht gefällt — die ſich in dem, was da iſt, ſtören laſſen durch das, was ſie vermiſſen, die über das Nichtgute, das wirklich da iſt, das nicht ſehen, was klar, groß und herrlich da liegt.

Zu dieſen aber gehört der Kronprinz von Bayern nicht, an deſſen großer Freude an Rom ich meine eigne Freude habe, dieſes iſt ein einziger Prinz, wahrlich, in deſſen Nähe man vergißt, wie hoch er in der äußeren Welt über einem ſteht. Er erkennt in vollem Sinne den

Wert und das Verdienſt der hieſigen deutſchen Künſtler nicht nur, ſondern alles, alles, was hier zu erkennen iſt — läßt ſich durch nichts ſtören im Genuß der Herrlichkeit, die einem geſunden inneren Sinne hier überall, aus jedem Winkel, von jedem alten Gemäuer, in hohen Sälen, wie vom Raſen, entgegenſtrahlt. Er iſt in einem Entzücken, das ich vollkommen mit ihm teile, und wahrhaft wohl tut es mir, daß er die deutſchen Künſtler, und beſonders die Preußen, auszeichnet. Eberhardt, ſeinen Landsmann und künftigen Untertan, hat er erſt während ſeines jetzigen Aufenthaltes recht kennen und würdigen gelernt. Steht er als Bildhauer nicht ſo hoch wie mancher andere, und beſonders wie Thorwaldſen — der wahrlich auf ſelten hoher Höhe ſteht —, ſo iſt er als Komponiſt bewundernswert und wahrhaft groß. Das tiefſte Gemüt ſpricht ſich in anmutigen Geſtalten und Zuſammenſetzungen in ſeinen Zeichnungen aus, auch wird der Kronprinz ihn hoffentlich beſchäftigen. Dieſer beſucht alle deutſchen Künſtler und hat ſich mit ſeinem Gefolge mit altdeutſcher Tracht bekleidet; er meint, Ringseis ſähe wie ein Geiſterbeſchwörer darin aus; und finde ich auch das grade nicht, ſo ſieht er doch wunderlich genug mit ſeinem Schnurr-, Knebel- und Zwickelbart aus, der ſeinem mageren Geſicht ein wunderliches Anſehen gibt.

Den 17.

Nun, liebſte Louiſe, will ich nur aufhören; denn wie viel ich auch noch zu ſagen hätte, ſo muß ich es, denn wo die Zeit hernehmen? Des Vormittags ſcheint mich die Sonne zum Zimmer hinaus, ich kann es nicht aushalten im Hauſe, und den Abend ſind entweder Leute bei uns oder wir ſind ſpäter drüben bei Frau von Humboldt, wo auch immer deutſche Künſtler ſind. Dann habe ich die Bekanntſchaft einiger engliſchen Häuſer, die mir auch zuweilen einen Abend nehmen, und auf dieſe Weiſe lerne ich denn geläufig deutſch und engliſch ſprechen, an italieniſch iſt nicht zu denken, da mich die italieniſchen Geſellſchaften langweilen und ich die Bekanntſchaften dieſer ſonſt wirklich zuvorkommenden Leute vernachläſſige.

Leben Sie wohl, recht wohl, ſtreben Sie danach, uns noch in Rom zu ſehen, die Reiſe iſt bequem und nicht ſehr koſtbar.

Grüßen Sie Jacobis; wie ſoll ich Ihnen aber ſagen, wie alle und wie jeden, mit Liebe und Dank? Sie werden es wohl wiſſen:

Schellings, Roths, Niethammers, und wer freundlich meiner gedenkt. Schreiben Sie mir bald wieder, ich ſage Ihnen meine Adreſſe in dem Papierchen, in welchem die Veilchen liegen: ein paar Veilchen, in der Villa Pamphili gepflückt!

Leben Sie wohl und ſein Sie gewiß, daß wir Ihrer oft freundlich gedenken.

Henriette Herz"

Als ich dieſen Brief geleſen hatte, beherrſchte mich nur noch ein Gedanke, ein Gefühl: Italien zu ſehen! Auch Schelling und die übrigen Freunde waren der Meinung, ich müſſe alles daran ſetzen, dieſes Ziel zu erreichen. So ſchickte ich denn den Brief der Henriette Herz an meinen Vater, mit der Bitte, ihn auf irgendeine Art in die Hände meines gnädigen Gönners, des Großherzogs Karl Auguſt, gelangen zu laſſen. Frau von Heygendorf, deren Teilnahme für mich ſchon einmal ſo wirkſam in meinen Lebensgang eingegriffen hatte, übernahm abermals den Liebesdienſt freundlicher Vermittlung; der Erfolg war bald der günſtigſte. Schon am 3. Mai 1818 erhielt ich einen Brief der gütigen Künſtlerin, in welchem ſie mir anzeigte, daß der Großherzog mir abermals ein Geſchenk von 400 Talern bewilligt habe, mit der Erlaubnis, für dieſe Summe in Rom zu ſtudieren. Außerdem hatte ich mir durch vorteilhafte Verkäufe einiger Kopien ein kleines Kapital geſammelt, welches ich auf die Reiſe verwenden konnte, und bald fand ſich auch die angenehmſte Reiſegeſellſchaft. Ich hatte in Jena die Mutter meiner Freundin Suſette Voigt, Frau von Loewenich, kennen gelernt, eine wohlhabende, reſolute Witwe, die in Frankfurt lebte. Dieſe hatte einen Bruder in Neapel, dem ſie längſt einen Beſuch zugedacht hatte; und als ich bei ihr anfragte, ob ſie die Reiſe nach Italien mit mir unternehmen wolle, erhielt ich beinahe umgehend eine bejahende Antwort. Der junge Schinz wurde durch die Ausſicht auf meine Reiſe ſo angeregt, daß er beſchloß, ebenfalls nach Italien zu ziehen; ich erlaubte ihm um ſo eher, ſich uns anzuſchließen, als Frau von Loewenich mir aufgetragen hatte, mich nach männlicher Begleitung umzuſehen. Ein Lehrer im Italieniſchen, der uns raſch in dieſer Sprache förderte, war bald gefunden, und nachdem ſo alle Vorfragen erledigt waren, genoß ich die Ausſicht auf die wunderherrliche Reiſe in vollen Zügen; ſogar die Tücken des Münchener Klimas,

welche ſich in dieſem Frühjahre durch Zahn- und Geſichtsſchmerz beſonders an mir äußerten, wurden nun leichter von mir ertragen. Wirklich flogen alle dieſe Plagen, als ich die Alpen überſtiegen hatte, gleich einer trüben Wolke von dannen.

Das milde Wetter des vorrückenden Herbſtes benutzte ich noch zur Beſichtigung mehrerer Kunſtſchätze in dem damals friſch emporſtrebenden München. Da muß ich zuerſt einer eigentümlichen Sammlung Erwähnung tun, nämlich der Galerie des Kapaunenſtopfers Reichel. Von einigen Kunſtgenoſſen auf dieſelbe aufmerkſam gemacht, ging ich eines Tages, ſie zu beſichtigen. Ich gelangte zu einem kleinen Hauſe in der Vorſtadt; als ich auf ſchmaler ſteiler Treppe die erſte Etage erklomm, fiel mein Blick ſeitwärts durch eine offene Tür in ein ſchauderhaftes, mit einem Gemiſch von Federn und Blut angefülltes Gemach — es war die Kammer, in der das Geflügel geſchlachtet und gerupft wurde. Voll Entſetzen wandte ich mich ab und eilte weiter, alle Hoffnung aufgebend, daß neben ſolchem Handwerk wirklicher Kunſtſinn beſtehen könne. Aber ich ſollte mich ſehr getäuſcht haben; die Gemälde, welche ich im oberen Stockwerk fand, waren Perlen der neueren bayriſchen Kunſt und ſo zahlreich, daß ſie, trotzdem der zu ihrer Aufbewahrung beſtimmte Raum nichts weniger als beſchränkt war, dennoch zum Teil an die Wände gelehnt, auf dem Boden ſtanden. So fanden ſich bei den braven Bayern vielfach Spuren von Kunſtſinn, die man im Norden damals noch vergeblich ſuchte.

Von Schinz begleitet, machte ich außerdem vor meiner Abreiſe einen Beſuch bei dem Maler Adam, dieſem Raffael der Tiermalerei. Er hatte eben ein neues, ganz vortreffliches Bild fertig auf der Staffelei: eine Stute mit dem Füllen weidend; im Hintergrunde auf der von der Abendröte beſtrahlten Wieſe tummelten ſich noch mehrere Pferde. Einen „Pferdemarkt" hatte er unlängſt an den eben genannten Reichel verkauft.

Adam ſelbſt war ein ſehr zuvorkommender Mann, nicht minder liebenswürdig war die hübſche, von munteren Kindern umgebene Frau, deren einer Sohn ſpäter in die Fußtapfen des reichbegabten Vaters getreten iſt. Auf lange anhaltenden Regen war ſoeben der erſte ſonnige Tag gefolgt; gern nahmen wir daher die Einladung des gaſtfreien Adam an, den Abend bei ihm zuzubringen. Es waren behagliche

Stunden, die wir in dem freundlichen Häuschen, mit dem fruchtbaren Garten daneben, unter frohem Geplauder verlebten.

Endlich gedenke ich noch meines Besuchs in der Galerie Leuchtenberg, wo mich vor allem der große Karton der Hunnenschlacht von Kaulbach interessierte, welcher den Ruhm dieses Künstlers begründen sollte. Sodann erfreute ich mich an einem lieblichen, klar und durchsichtig gemalten Madonnenbilde von Electrine Stuntz. Diese talentvolle Künstlerin (geb. 1797 zu Straßburg im Monat Electoral, daher ihr Vorname) lebte ganz zurückgezogen bei ihrem Vater in München; ihre Begabung war so groß, daß sie schon als Kind Skizzen hinwarf, wie andere ein Gedicht niederschreiben. Ihr Vater, ein finsterer und strenger Mann, war ein tüchtiger Zeichner und Maler, doch hatte er sich ganz der damals soeben von Aloys Senefelder erfundenen Steindruckerei gewidmet. Er erlaubte seiner Tochter nicht, die Akademie zu besuchen, sondern unterrichtete sie selbst. Ihr großes Talent entwickelte sich in der stillen Verborgenheit so wunderbar, daß sie in München einen Namen hatte, ohne daß ihre Persönlichkeit irgendwie bekannt gewesen wäre. Auch ich war ihr in München nur ein einziges Mal begegnet, doch hatte sie auf mich den angenehmsten Eindruck gemacht. Unter schwarzen, von Natur geringelten Locken glänzten sanfte, dunkle Augen hervor; ein schönes Kolorit belebte kleine, kindliche Züge. Ein rosiger Mund mit weißen Zähnen und eine zierliche, runde Gestalt vollendeten die liebliche Erscheinung. Die eifersüchtige Wachsamkeit ihres Vaters hatte sie indes doch nicht ganz verbergen können; ein Baron Wilhelm von Freiberg sah und liebte sie. Electrine merkte anfänglich seine Neigung kaum und erwiderte sie später nur in ihrer sanften, passiven Weise. Die beiderseitigen Eltern waren dieser Verbindung ganz abhold. Einige Jahre vergingen, während deren die Leidenschaft Freibergs immerfort wuchs, wodurch Electrinens Gegenliebe mehr und mehr geweckt wurde. Endlich erklärte Freiberg seinen Eltern auf das bestimmteste, diese Heirat schließen zu wollen. Die stolzen Adligen erschraken darüber so sehr, daß sie sich an Stuntz wendeten und ihn ersuchten, seine Tochter so bald wie möglich im Stillen nach Italien zu bringen; die Kosten der Reise und des Aufenthaltes im Süden wollten sie übernehmen. Dem alten Stuntz, welcher die Verbindung ebenso wenig wollte, als die Familie von Freiberg,

kam dieſe Aufforderung ſehr erwünſcht; Electrine aber, die in erſter Reihe Künſtlerin war, freute ſich, Italien zu ſehen und dort weiter ſtudieren zu können. Baron von Freiberg entdeckte jedoch kaum die Abreiſe der Geliebten, als er dieſer von Station zu Station nachreiſte. Endlich fand er ſie in Rom. Von hier aus erklärte er ſeinen Eltern nochmals, daß er dieſe Verbindung um jeden Preis eingehen würde, und ſo gaben dieſe zuletzt (1823) ihre Einwilligung; die Trauung fand in München ſtatt. Der überglückliche Gatte wünſchte, daß Electrine auch an ſeiner Seite der von ihr mit ſo hoher Auszeichnung betriebenen Kunſt — hatte doch die Akademie von S. Luca in Rom ſie zu ihrem Mitgliede ernannt! — treu bleibe, und ſo bezog er mit ihr ein idylliſch belegenes kleines Gütchen in der Nähe von München, wo ſie ungeſtört nur der Liebe und ihrem Genius leben konnte. Leider war Electrinens zarter Körper den doppelten Pflichten einer Hausfrau und Künſtlerin auf die Dauer nicht gewachſen; nachdem ſie drei oder vier hübſchen Kindern das Leben geſchenkt, begann ſie zu kränkeln und ſtarb 1847 an der Auszehrung, einen troſtloſen Witwer hinterlaſſend.

Unterdeſſen nahte das Ende des Sommers 1818 heran; all mein Sinnen und Denken bezog ſich ſchon auf Italien. Mit Ungeduld erwartete ich Frau von Loewenich; endlich traf dieſe aus Frankfurt ein und wenige Tage ſpäter erſchien mit dem 19. September 1818 der letzte Tag, die letzte Nacht, die ich in München zubrachte. Kein Schlaf kam in meine Augen; ich zählte Stunden und Viertelſtunden, bis die Glocke fünf Uhr verkündete. Der Wagen fuhr vor. Mein Herz pochte gewaltig; kaum fand ich Ruhe und Zeit, der mich in der Chaiſe bereits erwartenden Reiſegefährtin „Guten Morgen" zuzurufen. Nur ſchwer gelang es mir, meine Aufregung zu bemeiſtern; ich faßte mich endlich ſo gut es ging und ſtieg ein. Der Kutſchenſchlag fiel zu, die Pferde zogen an, und hinaus ging es in den dampfenden Morgennebel.

Welch ein Unterſchied, wenn die jetzige Jugend nach Rom reiſt! Kaltblütig ſteigt man in den Eiſenbahnwagen, in das Dampfſchiff, und landet in Civita-Vecchia, erreicht die herrliche Roma auf dem kahlſten Wege und gelangt durch unbedeutendes Straßengewinkel zum Hotel.

Weit poetiſcher kamen Schinz, Frau von Loewenich und ich an das Ziel unſerer Sehnſucht: über die blauen Berge, quer durch Tirol ziehend, erreichten wir aller Künſtler gelobtes Land, — das ſonnige Italien.

Zweites Buch

*

Italien

Rom / Neapel / Florenz

*

1818—1823

Es war mir wie ein Traum, als wir endlich in dem erſten bedeutenden italieniſchen Orte, der märchenhaften Lagunenſtadt Venedig, raſteten. Wir hatten uns vorgenommen, nicht lange zu bleiben; der von unzähligen Gondeln wimmelnde große Kanal, die Rialtobrücke, der prächtige Markusplatz, die Markuskirche und wie ſonſt die Herrlichkeiten der oft geſchilderten Stadt heißen, wurden mithin verhältnismäßig raſch in Augenſchein genommen; die hurtigen Gondeln trugen uns ebenſo ſchnell wie wohltuend geräuſchlos von einer Sehenswürdigkeit zur andern. So beſuchten wir die Schiffsbauwerkſtätte, wo wir ein noch von den Franzoſen angefangenes Kriegsfahrzeug von 84 Kanonen beſtiegen, um alle Einzelheiten desſelben kennen zu lernen; auch das Modell des berühmten Bucentaurus war dort zu ſehen. Das Original, auf dem ſich ehemals die Dogen in großer Feierlichkeit mit dem Meere vermählten, iſt zerfallen. Außerdem ließen wir uns in Venedig das Arſenal zeigen und erkletterten den Markusturm, der, gleich den meiſten Glockentürmen in Italien, abgeſondert ſteht.

Wenig Tage, und wir zogen weiter nach Verona, überall geleitet von einem trefflichen Führer, von Goethes „italieniſcher Reiſe". Indem wir dieſem damals noch ziemlich neuen klaſſiſchen Werke treulichſt folgten, genoſſen wir vieles doppelt; andrerſeits freilich geſchah es, daß wir manches, weil es unſerm großen Dichter entgangen war, oder weil er es nicht für erwähnenswert gehalten hatte, gleichfalls nicht zu ſehen bekamen. Frau von Loewenich war die beſte Reiſegefährtin; ſehr oft kürzte ſie die Zeit während der Fahrt durch Rezitieren von Gedichten, was ſie trefflich verſtand.

Daß wir von den Schätzen ſämtlicher Künſte alles irgend Erreichbare in den Kreis unſerer Betrachtung zogen, brauche ich wohl nicht beſonders hervorzuheben; in dieſer Beziehung entſinne ich mich noch eines merkwürdigen Ungefährs. Wir waren zu den in ſchwindelnder Höhe befindlichen Steinſitzen des mit Sorgfalt erhaltenen Amphitheaters zu Verona emporgeklettert; die Bruſt noch geſchwellt

von den empfangenen großartigen Eindrücken, begaben wir uns in die Arena. Hier fanden wir eine kleine bretterne Bude errichtet, in welcher zu unſerm größten Erſtaunen eine elende italieniſche Schauſpielertruppe eine Überſetzung von Kotzebues „Indianer in England“ (deren Hauptperſon die alberne Gurli iſt) aufführte. Ein antikes Bauwerk und moderne Komödie, ein römiſches Amphitheater — und Gurli! Welch ein Kontraſt!

Nach kurzem Aufenthalte zu Verona fuhren wir durch die Ebene weiter nach Mantua; Direktor v. Langer, welcher für Giulio Romano ſehr eingenommen war, hatte es uns zur Pflicht gemacht, dieſe Stadt eigens um der Bilder dieſes Meiſters willen zu beſuchen — ebenſo Parma, um Correggio kennen zu lernen, was außer in dieſer Stadt nicht erſchöpfend möglich ſei. In der Tat waren die Eindrücke, die wir in Parma hatten, ſo groß, daß ſie mir noch jetzt mit lebendigen Farben vor der Seele ſtehen; hoch beglückte es mich, die alten, mir in Nachbildungen wohlbekannten Gemälde nun im Original zu ſehen, namentlich Correggios Ölbilder in der Akademie, die ſich meiſt durch tiefes Gefühl und erhabene Einfachheit auszeichnen.

Von Parma ging es nach Bologna. Hier bewunderten wir Raffaels heilige Cäcilie, außerdem die Meiſterſtücke der Bologneſiſchen Schule; Guido Reni und die beiden Caracci lernte ich in ihrer ganzen Erhabenheit kennen. Schade, daß uns der Kontraſt des Ideals mit dem Leben nicht erſpart blieb; wenn wir die Kirchen und Galerien verließen, ſo trat uns die zudringlichſte Bettelei ſtörend entgegen. Wahrhaft erſchreckt aber wurde ich eines Tages durch eine ganz in ſchwarze Seide gekleidete, verſchleierte Frauengeſtalt, welche in der dunkelſten Ecke eines Säulengangs kniend, den Vorübergehenden beide Arme entgegenſtreckte und unaufhörlich „Carita! Carita!“ ſchrie — in einem Tone, der Mark und Bein durchdrang. Wir gaben ihr ein reichliches Geſchenk und eilten erſchüttert davon.

Am 15. Oktober erreichten wir endlich Florenz, deſſen Lage ſchon uns überraſchte und entzückte; dieſe Stadt trägt ihren Namen mit Recht! Tief in einer Talſenkung ſahen wir bei einer Krümmung des Weges unſer Reiſeziel unerwartet vor uns; Tauſende von einzelnen Landhäuſern waren rings um die Stadt verſtreut. Dieſe Villen lagen mitten zwiſchen Öl- und Weinpflanzungen, wodurch das Tal den

Anblick eines lieblichen Gartens darbot. In maleriſchen Krümmungen ſchlängelt ſich der Arno durch dieſe Landſchaft, welche in weiter Ferne von den grotesken Formen der karrariſchen Gebirge begrenzt wird. Das ganze pittoreske Bild atmete Frieden und Heiterkeit; in ſeiner ſtimmungsvollen Ruhe ſchien es mir einem Gemälde des beato fra Angelico zu gleichen, der ja in dem nahen Fieſole einſt wirkte und wandelte.

Und nun — die in Florenz aufgehäuften Kunſtſchätze! In den Prachtzimmern des Palazzo Pitti, der Wohnung der Großherzöge von Toscana, welche ſtaunenswerte Menge unvergleichlicher Bilder! Nicht allein eine Auswahl der herrlichſten Raffaels, ſondern auch die edelſten florentiniſchen Künſtler fanden wir in wunderwürdigen Werken vertreten. Hinter dem Palazzo lag der terraſſenförmig aufſteigende Garten Boboli mit der Michelangelo zugeſchriebenen Gruppe von Adam und Eva, einem Meiſterwerke der Bildhauerei. Ebenſo feſſelte uns die weltberühmte, an antiken Gemälden und Kunſtſchätzen aller Art reiche mediceiſche Galerie im Palazzo degli Uffizi, namentlich ein rundes Gemach mit Oberlicht, wo unter anderen Perlen auch die Mediceiſche Venus aufgeſtellt iſt. Vor der Stadt beſuchten wir noch das Großherzogliche Luſtſchloß Pratolino, die Koloſſalſtatue des Apennin bewundernd, welche im dortigen engliſchen Garten, den deutſche Beamte mit deutſcher Sauberkeit imſtande hielten, aus dem Sandſteine des Berges in rieſenhaften Dimenſionen gehauen iſt. Doch unſeres Bleibens war nicht lange, wir behielten uns einen ſpäteren, dauernderen Beſuch vor und eilten weiter; nur einen Strohhut — dieſes berühmte Florentiner Fabrikat — zu kaufen, konnte ich nicht unterlaſſen.

Die Seele erfüllt von all den großartigen Eindrücken, welche wir bisher empfangen hatten, brachen wir auf nach Rom. Arezzo, dann Perugia, für uns ſchon des Tempels Vorhof, waren bald erreicht; über Spoleto gelangten wir nach Aſſiſi. Hier verleitete uns Goethe, die dreifach übereinander gebaute Kirche des heiligen Franziskus zu übergehen und nur einen antiken Tempel der Minerva aus den Zeiten des Auguſtus aufzuſuchen, der zwar noch vollkommen gut erhalten, aber lange nicht ſo groß und ausdrucksvoll iſt, wie wir gedacht hatten. Endlich kam der Tag, an welchem der Reiſewagen uns zum letzten Male in ſeinem dunkeln Schoße begraben ſollte.

Es war ein wundervoller Herbſtmorgen. Schon von Nepi aus genoſſen wir das unbeſchreiblich ſchöne Panorama der Umgegend Roms mit ſeinen prachtvollen Gebirgszügen, den Sabiner und Albaner Bergen. Auf einer Anhöhe hinter der letzten Poſtſtation la Storta ſahen wir hochklopfenden Herzens zuerſt die Peterskuppel allein; endlich erreichten wir, über die Ponte molle fahrend, Rom, welches — im Gegenſatze zu anderen Städten, deren Nähe ſich durch Villen, Fabriken, überhaupt vermehrten Verkehr ankündigt — in der Campagna di Roma wie in einer Einöde vor uns lag.

Durch die Porta del Popolo fuhren wir am Nachmittag des 28. Oktober 1818 zur ewigen Stadt hinein; gleich am Tore, als wir unſere Päſſe vorgewieſen, überraſchte mich ein lascia passare, den mir Niebuhr, der preußiſche Geſandte, freundlich entgegengeſchickt hatte. Dieſe Gunſt war in Rom, wo es mit der Dogana damals ſehr ſtreng genommen wurde, keine Kleinigkeit; ſie überhob uns der unangenehmen Durchſuchung unſerer Effekten durch die Zollbeamten; der ganze Vetturinwagen ging nun frei in die Stadt. Wir dankten jenen Paſſierſchein der Güte meiner werten Freundin, Frau Henriette Herz, ſowie der Fürſprache meines Vetters Eduard Ettinger, den ich noch wenige Wochen zuvor, als er nach Rom zum Prinzen Friedrich von Gotha reiſte, um dort die Stelle eines Sekretärs und Geſellſchafters anzutreten, in München bei mir geſehen hatte.

Die erſten Perſonen, die ich nicht weit vom Tore erblickte, waren denn auch der mir wohlbekannte Prinz, in Begleitung meines Vetters Eduard. Von beiden auf das herzlichſte begrüßt, fühlte ich mich in Rom ſogleich heimiſch, wie ich denn während der fünf Jahre meines erſten Aufenthaltes in Italien niemals Sehnſucht nach dem Vaterlande empfand. Die Erinnerung an das ferne Wunderland blieb vielmehr mein Troſt, wenn ſpäter oft „des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückte“; die Bilder, welche aus jener köſtlichen Zeit in meinem Gedächtnis haften, ſcheinen mir aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit — mein ganzer Aufenthalt in Italien während der Jahre 1818 bis 1823 däucht mir ein einziger heller Frühlingstag.

Schon der herzliche Empfang, den wir fanden, rührte uns tief, und in freudiger Bewegung erreichten wir das Haus, in welchem Henriette Herz für Frau von Loewenich und mich eine Wohnung gemietet

19. Olivier, Schnorr von Carolsfeld

hatte. Es war ein schönes, geräumiges Gebäude, dessen Parterre von einer Familie Pulini bewohnt ward, welche die übrigen Räumlichkeiten zu Künstlerwohnungen eingerichtet hatte.

Ein schwarzbrauner Römer empfing uns; mit ihm kam seine freundliche, blonde Frau, begleitet von sechs schönen Kindern. Der Römer, unser nunmehriger Hausherr, war Bildhauer; nicht selbstschaffend, sondern mehr ein geschickter Bearbeiter des Marmors und deshalb ein gesuchter Gehilfe der ersten Künstler. Die Frau war eine Apothekerstochter, also nicht von gemeiner Herkunft; trotzdem besaß sie – wie sich gleich bei ihren ersten Worten verriet — nur die gewöhnlichste italienische Bildung des früheren Klosterunterrichts. Die beiden ältesten Töchter, Mädchen von 12 und 13 Jahren, hatten die nämliche ungenügende Klosterbildung, zeigten sich aber bald als gewandt, gefällig und lebhaften Geistes, besonders die ältere, Karoline. Ich wurde in ein großes, feuchtes Zimmer geführt, ein kleinerer Raum, ehemals eine Küche, war daneben; dies sollte meine Wohnung sein. Als ich mir alles anschaute, hatte ich gleich eine echt italienische Überraschung; in einem Kommodenkasten, den ich öffnete, entdeckte ich einen Skorpion, über den mich Todesangst ergriff.

Neben dem großen Gemach, das mir angewiesen war, wohnten Wand an Wand die Historienmaler Schnorr von Carolsfeld und Friedrich Olivier, welche später auch in verwandtschaftliche Beziehungen traten, indem sie zwei Schwestern, Stiefschwestern von Friedrich Oliviers älterem Bruder Ferdinand, heirateten. An die Zimmer dieser beiden Künstler stieß dasjenige der Frau von Loewenich. Schnorr begrüßte in mir sogleich aufs herzlichste die Landsmännin, mit einer Freundlichkeit, durch welche der angenehme Eindruck seines Entgegenkommens noch erhöht wurde. Er war von schlanker Figur; sein Gang und seine Bewegungen waren leicht; sein ganzes Wesen erschien einnehmend und ritterlich; besonders gut kleidete ihn die damals von den in Rom lebenden Künstlern fast allgemein angenommene altdeutsche Tracht. Er bildete den wohltuendsten Gegensatz zu dem verschlossenen, manchmal schroffen Olivier, der für mich nie etwas Anziehendes hatte. Da ich Schnorr mein Leid über die für meine Gesundheit nachteiligen Zimmer klagte, bot er mir sofort seine sehr freundlich belegene Wohnung an – eine Güte, welche ich mir dankend zunutze machte.

Damit man aber nun nicht glaube, ich habe gewohnt wie eine Prinzessin, so folge gleich hier eine Schilderung meines nunmehrigen Quartiers, welches mich während der größten Zeit meines Aufenthaltes in Rom beherbergen sollte.

Wie fast alle Künstlerwohnungen, war es am Monte Pincio belegen, und zwar auf dem höchsten Punkte desselben, dicht neben der Porta Pinciana, jenem Tore, an welchem einst der blinde Belisar bettelnd gesessen haben soll. Dort stand (und steht vielleicht noch) der vierstöckige Palazzo Guarniere; in diesem befand sich mein Logis eine Treppe hoch. Es bestand aus einem langen, mit verwitterten Fresken gezierten Saale und einem anstoßenden Schlafzimmer, welches zwei Fenster und einen Kamin hatte. Die Marmorbekleidung der verbindenden Tür, infolge eines Erdbebens geborsten, klaffte weit auseinander. Das Mobiliar war gleich null, man sah weder Vorhänge noch den Luxus eines Schreibtisches; als Sofa diente eine schmale, strohgeflochtene Bank; die einzige Kommode war grau angestrichen und mit bunten Linien verziert; das Bett, wie gewöhnlich in Italien, so breit, daß drei bis vier Personen darin Platz gehabt hätten. Es bestand aus vier Brettern, die auf eisernen Untergestellen ruhten; auf den Brettern lag ein mit Maisblättern gestopfter Sack, darüber eine dünne, mit Wolle gefüllte Matratze. Ein ebenso gefüllter leinener Sack fungierte als Kopfkissen; vervollständigt wurde dieses primitive Ganze durch eine wollene Decke. Das Leinenzeug war stets ungerollt und so grob wie ein deutsches Soldatenhemd; Andersens „Prinzessin auf Erbsen" würde wahrscheinlich auf dieser Lagerstatt in der ersten Viertelstunde den Geist aufgegeben haben.

Im Winter wurden die Annehmlichkeiten meiner Wohnung noch erhöht durch Kälte und Rauch. Das Kaminfeuer des Schlafzimmers reichte nicht aus, den großen Saal, in welchem ich arbeitete, mit zu erwärmen; ich schaffte deshalb einen sogenannten „Ofen" an; das heißt einen eisernen Kasten, auf dito Stangen ruhend, und versehen mit einem langen eisernen Rohre. Letzteres konnte nirgend anderswo, als zum Fenster hinaus geleitet werden; bei widrigem Winde fehlte es daher nicht an Rauch. Das Heizen mußte dann ganz unterbleiben und die sechzehn Skudi (Speziestaler), womit ich auf dem Trödelmarkt den Ofen teuer erkauft, trugen ihren Zins nicht ein. Da aber,

wer den Schaden hat, für den Spott nicht ſorgen darf, ſo mußte ich noch obendrein die Neckereien meiner Kunſtgenoſſen ertragen, von denen gewöhnlich Philipp Veit, mein verehrter Hausgenoſſe, der drei Etagen höher in ähnlicher Kalamität ſteckte wie ich, meine Stubentür zu öffnen und nach Art der deutſchen Schornſteinfeger hereinzurufen pflegte: „Heute wird gefegt“, oder „Heute heizt man nicht!“

Angenehmer war die Wohnung im Sommer, denn ich hatte die Ausſicht auf ein reizendes Hausgärtchen, deſſen Mauern ganz mit dem ſaftigen Grün der Limonen überdeckt waren, zwiſchen denen Blüten und Früchte prangten; in der Mitte befand ſich ein klares Baſſin. Auf den gut gehaltenen Beeten des Gärtchens wuchſen große Büſche wohlriechender Gewächſe, welche bei uns nur als Zierpflänzchen in Töpfen fortkommen.

Wohl war mein italieniſches Heim, trotz des nicht unbedeutenden Preiſes, den ich dafür zahlen mußte, höchſt beſcheiden und einfach, aber doch — wie glücklich fühlte ich mich darin! Verhältnismäßig genommen, konnte ich übrigens nicht klagen, denn von meinen Kunſtgenoſſen wohnte gewiß keiner beſſer. Bequemlichkeit galt nichts; man lebte nur, um zu ſtreben.

Neben den Gemächern, welche ich zu ſchildern verſucht habe, lagen die Zimmer des ſtillen, in ſich gekehrten Hiſtorienmalers Johann Veit; im vierten Stockwerk hatte, wie bereits bemerkt, der große Meiſter Philipp Veit, ſpäter mein Lehrer und lieber Freund, ſeine Wohnung. Mir imponierte gleich ſein erſter Anblick; er war eine ſchlanke, hohe, orientaliſche Schönheit, ſein Weſen ernſt, aber nicht finſter. Geiſt und Witz belebte ſeine Unterhaltung, und wo er erſchien, beherrſchte er unwillkürlich die Umgebung, ohne es zu wollen. Er hatte den Freiheitskrieg unter General Kleiſt als Freiwilliger zu Pferde mitgemacht und etwas Ritterliches lag in ſeinem ganzen Weſen; auch ging er gern mit dem Hausherrn Pulini auf die Jagd. Seine Kunſt war in jeder Hinſicht ſo einfach groß wie er ſelbſt, beſonders zeichnete er ſich durch ſein ſchönes klares Kolorit aus. Er heiratete ſpäter die älteſte Tochter unſeres Hausherrn, die bereits erwähnte Karoline, ein liebes, ſinniges Weſen, friſch und heiter, trotz ihrer fünfzehn Jahre zwar ohne beſondere Schönheit, aber tüchtig im Haushalte, in welchem ſie überall wacker mit zugriff, bald am Kochtopfe, bald in der Waſchküche ihre

emſige Tätigkeit entfaltend. Ihre beſtändigen kindiſchen Neckereien mit Philipp Veit veranlaßten mich eines Tages, deſſen Mutter, Frau von Schlegel, aufmerkſam zu machen, daß dies für beide Teile gefährlich werden könne. Stolz ſich von mir abwendend, erwiderte ſie: „Mein Philipp wird doch keine ſolche Hausglucke heiraten?“ Aber Karoline wurde (im September 1821) dennoch Philipps Frau; ihr natürlicher Sinn, ihr praktiſcher Verſtand und ihr ſicherer, feiner Takt machten ihm das gute Geſchöpf täglich teurer und die Ehe mit der „Hausglucke“ wurde ſehr glücklich. Freilich verdient hervorgehoben zu werden, wie merkwürdig und über alle Erwartung das ſcheinbar unbedeutende Kind ſich entwickelte. Dinge, die ihr früher gänzlich fremd waren, begriff Karoline Veit ebenſo raſch wie gründlich, im Deutſchen z. B. machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte. Sehr bald hörte ihre Unterhaltung auf, langweilig zu ſein; ihr Urteil war verſtändig; leicht und teilnehmend ging ſie auf fremde Gedanken ein. Philipp beſprach mit ihr jedes ſeiner vielſeitigen Intereſſen, ſo daß ſie bald um alles, ganz beſonders aber um ſeine Arbeiten, genau Beſcheid wußte. Nicht minder ſorgte ſie für ſein leibliches Wohl. Einſt hatte er ſich auf der Jagd ein Entzündungsfieber zugezogen, das ſich zuerſt erſchreckend heftig ankündigte; wie rühmte nun Philipp die treffliche Pflege ſeiner kleinen Frau, deren lebhafte Teilnahme und Beſorgnis uns wahrhaft rührte; wie dankbar erkannte er, daß ſeine raſche Wahl einer Lebensgefährtin ihm ſo zum Heile ward! Später ſöhnte ſich auch Frau von Schlegel — welche die Heirat nicht eher erfahren hatte, als bis dieſelbe eine vollendete Tatſache war — völlig mit ihrer Schwiegertochter aus; dieſe wurde der alternden Dame eine treue Pflegerin, wodurch ſie deren ganzes Herz gewann. Zwiſchen Philipp und ſeiner Mutter beſtand von jeher das ſchönſte Verhältnis.

Noch am Tage meiner Ankunft in Rom hatte ich Gelegenheit, Bekanntſchaft mit dem Hiſtorienmaler und ſpäteren Kunſtſchriftſteller Paſſavant aus Frankfurt anzuknüpfen; demſelben, der ſich ſpäter durch ſein treffliches, vom reichſten Wiſſen zeugendes Werk über Raffael einen berühmten Namen machte. Er war ein freundlicher, ſchöner und kenntnisreicher Mann. Wir holten unſern Reiſegefährten, den treuen Schinz, der nicht weit von unſerer Wohnung ein beſcheidenes Quartier gefunden hatte, und gingen darauf dankerfüllten Herzens alle zu der

20. J. A. Koch, Olevano

uns ſo gefällig und dienſtlich geweſenen Henriette Herz, wo wir mit dem originellen Tiroler Koch, Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, und dem braven, geſchickten Suter aus Wien nebſt deſſen Frau zuſammentrafen, mit denen wir nach deutſcher Sitte Tee tranken. So endete mein erſter Tag in Rom.

Am nächſten Morgen beſuchte uns Henriette Herz; wir gingen miteinander nach der Villa Bartholdina. Der preußiſche Konſul Bartholdy hatte hier zur Förderung der jugendlich aufſtrebenden Künſtler Cornelius, Veit, Overbeck und Schadow einige Zimmer mit Fresken, deren Figuren lebensgroß waren, ausmalen laſſen. Vor allem überraſchte mich hier Cornelius' tief empfundene Darſtellung des Wiederſehens zwiſchen Joſeph und Benjamin; ebenſo die „ſieben fetten Jahre" Veits. Auch eines der Overbeckſchen Bilder, „die mageren Jahre", fand ich beſonders groß gedacht und erhaben im Stil.

Auf dem Heimwege begegnete uns der gelehrte Bunſen, Legationsſekretär beim preußiſchen Geſandten. Seine Züge waren nicht eigentlich ſchön zu nennen, aber ungemein gewinnend; ſein volles, rundes Geſicht, gedrungen wie ſeine ganze Figur, war bartlos und ohne lebhaftes Kolorit, ſein Haar war dunkelblond, die Augen lebhaft. Sein friſches, herzliches Weſen bahnte ſchnell einen zwangloſen Verkehr mit ihm an.

Bunſen galt mir immer als das ſeltene Beiſpiel eines Mannes, bei dem Glück und Verdienſt Hand in Hand gehen. Als armer Student machte er in Göttingen die Bekanntſchaft eines Amerikaners, der ihn bat, ihm Führer auf einer beabſichtigten weiteren Reiſe zu werden. So kam Bunſen nach Rom, wo er den preußiſchen Geſandten Niebuhr kennen lernte. Dieſer gewann ihn lieb und führte ihn in die erſten Kreiſe ein. Eine Engländerin, Mrs. Waddington aus Monmouthſhire, welche zwei jugendliche, liebenswerte Töchter beſaß, wünſchte, daß dieſe ſich in der deutſchen Sprache und im Kunſtverſtändnis vervollkommnen möchten, und bat Bunſen, dieſen Unterricht zu übernehmen. Nach und nach erwarb ſich der junge Mann die Achtung der Mutter in ſo hohem Grade, daß ſie die ſtille Neigung zu ihm, welche in dem Herzen ihrer älteren Tochter Fanny erwachte, mit Vergnügen entdeckte und Bunſen nach Verlauf eines halben Jahres fragte, ob er geneigt wäre, ihr Sohn zu werden. Freudig erſtaunt

erwiderte der Bescheidene, daß er solche Hoffnungen nicht zu nähren gewagt habe, da er weder Vermögen noch eine Stellung besitze. Die Mutter wünschte nur, er möge sich einen passenden Wirkungskreis verschaffen. Bunsen vertraute sich seinem Gönner und Freunde Niebuhr an, welcher ihm sogleich Hoffnung auf den Posten seines bisherigen Gesandtschaftssekretärs, des Dr. Brandis, machte, der aus Gesundheitsrücksichten in die Heimat zurückkehren wollte. Somit waren die beiderseitigen Bedenken gehoben; Bunsen erhielt nach Brandis' Rücktritt wirklich dessen Stelle; für ein reichliches Auskommen sorgte die Mutter. Die Verbindung ward bald geschlossen, und als Niebuhr im Jahre 1823 aus Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau Rom verließ, trat Bunsen an dessen Stelle. Er war dem König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Aufenthalt in Rom im Jahre 1822 und einige Jahre später dem Kronprinzen persönlich bekannt geworden; als Führer des letzteren durch die Kunstwelt Roms hatte er volle Gelegenheit gehabt, seine großen Kenntnisse und zugleich seine geistreiche Liebenswürdigkeit zu entfalten, so daß er sich bei dem nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. trefflich empfahl. Später wurde er von Rom abberufen und ging nach der Schweiz, wo er bei der Eidgenossenschaft akkreditiert ward; endlich erhielt er den Gesandtschaftsposten in London.

Als ich in Rom eintraf, war noch Niebuhr preußischer Gesandter. Herz und Geist leuchteten aus den wunderschönen, tiefblauen Augen dieses edlen, ausgezeichneten Mannes und ließen ihn, seiner kleinen Figur ungeachtet, groß und bedeutend erscheinen. Eine schöne, ernste Blondine mit den feinsten Zügen trat mir als seine Frau entgegen; zwei holde Kinder, ein Knabe und ein zartes Mädchen mit dickem Lockenhaar, vollendeten das reizende Bild. Niebuhrs wohnten im alten Theater des Marcellus, einem kleinen Kolosseum, dessen Unterbau (in welchem sich auch die sogenannte „Goethe-Kneipe" befand) offene Bogenhallen bildeten, auf denen zwei Etagen ruhten. Im Mittelalter war das Theater zum Palast der mächtigen Familie Savelli umgestaltet worden. Auf der einen Seite war das Theater eingestürzt; auf diesen Trümmern war ein Garten entstanden, zu dem man durch zwei Auffahrten gelangte. Der Garten selbst war von Zimmern und Sälen umgeben, welche die Aussicht bis fern auf den Monte Aventino mit

seinen Kirchen und Klöstern gewährten. Das behaglich und vaterländisch eingerichtete Niebuhrsche Familienzimmer war das letzte einer großen Reihe von Gemächern, welche im dritten Stockwerk des ehemaligen Theaters lagen. Unter diesem Stockwerke, sowie unter dem Garten befanden sich kellerartige Räume; in einigen stehengebliebenen Eingangshallen des zusammengestürzten Theaters hatten Schmiede, Schlosser, Wagner und andere Handwerker ihre Arbeitsstätten aufgeschlagen; es war ein buntes, bewegtes Treiben, das sich meinem Auge darbot. Ein zerfallener Bogen bildete vor der düsteren, schmalen Treppe den Eingang zu der interessanten, romantischen Wohnung des preußischen Gesandten. Schon bei meinem ersten Besuche gewann ich das treffliche Ehepaar Niebuhr lieb; eine Zuneigung, welche auch später nie erkaltet ist.

Gleich nachdem ich in Rom angekommen war, besuchte ich Frau Dorothea Schlegel, die Mutter der beiden Veit, deren Ruhm so herrlich im Erblühen war. Sie war geistreich, freundlich und wohlwollend, so daß man sich, trotz ihrer Häßlichkeit und des brennenden Blicks ihrer großen dunkeln Augen doch unendlich angezogen fühlte. Wie Henriette Herz, wohnte Frau von Schlegel in dem Hause, welches einst Angelika Kauffmann besessen, und worin diese Künstlerin ihr Dasein beendet hatte.

Eigentümlich war übrigens der Kontrast zwischen Dorothea Schlegel und Henriette Herz. Diese genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung; über ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmut ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannigfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse, selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte. Dorothea imponierte unbewußt; nebenbei verstand sie es meisterlich, jedem etwas Passendes, Liebes und Angenehmes zu sagen. Gern setzte sie fremde Vorzüge ins rechte Licht und suchte dieselben vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Waren beide Frauen beisammen, so überragte die häßliche Dorothea doch die schöne Herz bei weitem. Allein während das Leben der letzteren in unschuldigster Reinheit strahlte, konnte das der Schlegel nicht vor einem strengen Richterstuhle bestehen. Noch eine Scheidewand war da. Der Protestantismus, zu dem sich Henriette

Herz bekannt hatte, wirkte trotz aller Vermittelungsverſuche ſtörend auf das ſonſt ſo innige Freundſchaftsverhältnis der beiden, ſeit ihrer frühen Jugend miteinander bekannten Frauen, ſowie auf deren ganzen Kreis ein. Dorothea war mit ihren acht- und neunjährigen Söhnen in Köln zur katholiſchen Kirche übergetreten; auch Overbeck und andere damals in Rom lebende Maler waren katholiſch, teils durch Geburt, teils durch Wechſeln mit dem Glauben. Bitter empfand dies Henriette Herz, und oft ſchien es mir, als ob Frau von Humboldt (von der ich ſogleich näher ſprechen werde), ſo ſehr ſie die überwiegende Genialität Dorothea Schlegels anerkannte, die arme Henriette durch doppelte Freundlichkeit für manche durch die katholiſchen Elemente erfahrene Zurückſetzung entſchädigen wollte. Auf mich, die im Proteſtantismus geboren war, hatte der Unterſchied der Konfeſſion wenig Einfluß; wie mit beiden, von mir, jede in ihrer Art, geſchätzten Frauen, verkehrte ich freundlich mit meinen Kunſtgenoſſen, gleichviel ob dieſe Katholiken waren oder nicht.

Noch eine dritte meines Geſchlechtes ſollte mir merkwürdig und auf mein ſpäteres Geſchick einflußreich werden: die ſoeben erwähnte Frau von Humboldt, Gemahlin des preußiſchen Miniſters Wilhelm von Humboldt. Dieſe an Geiſt und Herz gleich ausgezeichnete Frau brachte mit ihren beiden Töchtern, Gabriele und Karoline, die ſtrenge Jahreszeit in Rom zu. Sie war eine leidenſchaftliche Kunſtfreundin, und hatte ſich aus dieſem Grunde bei einer Witwe einquartiert, die ſich mit ihren vier Kindern davon ernährte, daß ſie möblierte Wohnungen an Künſtler vermietete. So lebte Frau von Humboldt Wand an Wand mit ſchöpferiſchen Talenten — ein Gedanke, der ihr ungemein wohltuend zu ſein ſchien. Ihre drei Treppen hoch belegenen Zimmer befanden ſich im einfachſten Zuſtande, die Backſteinfußböden waren ſchadhaft, die Wände nur mit Kalk getüncht; man ſah weder Vorhänge noch einen Schreibtiſch, noch ein Sofa; das Mobiliar beſtand aus Strohſtühlen, mit Ölfarbe angeſtrichenen Tiſchen und Kommoden, ſowie zwei kleinen Toiletteſpiegeln. Die daheim durch jede Bequemlichkeit verwöhnte Frau aß mit der ganzen Hausgenoſſenſchaft — darunter der Maler Schadow und Thorwaldſen — in dem Wohnzimmer der Familie der Vermieterin, welches gleichzeitig als Waſchküche und Baderaum, ſowie für ſonſtige häusliche Zwecke diente. Frau Buti

21. Overbeck, Familie des Künſtlers

(so hieß die Vermieterin) war die allgemeine Mama, auch ihre Töchter, sittig, einfach und schön, benahmen sich bescheiden und anständig; eine derselben heiratete kurze Zeit nachher den Maler Lengerich. Die Unterhaltung bei Tisch war gewöhnlich lebhaft und fröhlich, selbst Thorwaldsens sonst stilles Wesen ward angeregt. Frau von Humboldt hielt keine Equipage, war alle Abend zu Haus und empfing Künstler, Gelehrte und Fremde; nicht lange, so erhielten auch Schinz und ich Zutritt zu diesem Zirkel. Die Unterhaltung, welche die geistreiche Wirtin immer auf Kunstinteressen zu lenken wußte, war stets sehr belebt. Frau von Humboldt bewies sich wie eine Mutter für alle besseren Künstler; wo sie von einem Kunstwerk hörte, versäumte sie nie, es zu sehen. Befand sich der Schöpfer desselben in drückender Lage, — in Rom keine Seltenheit! — so vermittelte sie bei seinem Fürsten, oder wo es sonst möglich war, den Verkauf seiner Arbeit oder Erneuerung seines Stipendiums. So sorgte sie auch kurz vor ihrer Abreise im Frühjahr 1819 für mich, indem sie an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, über meine Fortschritte in der Kunst berichtete und lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß ich nicht noch länger in Rom verweilen könne; zugleich bat sie Frau von Wolzogen, meinem Fürsten und Wohltäter Karl August den Inhalt ihres Briefes vorzutragen. Dies geschah, und das Fürwort der Frau von Wolzogen, welche sich überhaupt seitdem warm für mich interessierte und mir nach meiner Rückkehr ins Vaterland die wohlwollendste Gönnerin wurde, hatte den besten Erfolg. Der gütige Großherzog setzte mir für ein zweites Jahr, das ich in Italien verleben sollte, abermals vierhundert Taler aus. Als ich diese überraschende Nachricht erfuhr, beschloß ich sogleich, meinem Wohltäter in Dankbarkeit ein schönes Staffeleibild zu kopieren, das ihm als angenehmer Gegenstand willkommen sein und meine Fortschritte bekunden konnte. Da mir für den Augenblick die Gelegenheit fehlte, diesen Plan zweckentsprechend ins Werk zu setzen, so mußte ich die Ausführung desselben einstweilen verschieben. Erst im Frühjahr 1821, bei einem längeren Aufenthalte in Florenz, konnte ich auf meine Absichten zurückkommen und diese so würdig ausführen, wie mein dankbares Herz es mir vorschrieb.

Mit Thorwaldsen und Schadow, den schon erwähnten Hausgenossen der Frau von Humboldt, wohnten außerdem noch der zierlich-feine

Maler Wach, später Akademiedirektor zu Berlin, und der Kupferstecher und Maler Senff unter einem Dache; alle vier hauseten im ersten Stock. Von ihnen war Thorwaldsen der einzige, der mehr als ein Zimmer hatte, nämlich drei. Im ersten derselben war ein kleines Atelier; Staffeleien mit angefangenen Basreliefs standen darin umher, der Fußboden, die Tische und Stühle waren mit kleinen Figuren bedeckt; nur mit Mühe fand man einen Stuhl zum Sitzen, nirgend etwas, das einem Komfort ähnlich war; weder ein Bücherbrett, noch Schreibzeug, noch Schreibmaterialien. Das Schlafzimmerchen war besonders klein; trotzdem stand auch in diesem dicht vor des Künstlers Bett ein Modellierstuhl mit einem angefangenen Bildwerke darauf, an welchem er sogleich nach dem Aufstehen zu arbeiten pflegte. Hinter diesem Zimmer befand sich ein etwas größeres, die schönste Aussicht gewährendes Gemach, mit Gemälden geschmückt, durch deren Ankauf Thorwaldsen bedrängte Künstler unterstützt hatte; auf den Tischen sah man in bunter Unordnung allerlei Ausgrabungen, Vasen, Münzen, Bronzen usw. Aus diesem Raume führte eine Tür zu einer größeren, gewöhnlich unbenutzten Treppe, neben der sich eine Marmortafel befand, in welcher das Datum eines Besuches des Papstes Pius VII. bei Thorwaldsen eingegraben war.

Der Künstler hatte jedoch nicht nur dies eine Atelier, sondern deren vier bis fünf, in denen er viele Arbeiter beschäftigte. Er fertigte die Skizzen zu seinen Werken gewöhnlich nur einen Fuß hoch an und ließ sie darauf von einem geschickten Schüler oft über Lebensgröße modellieren. Dies Tonmodell wurde sodann abgegossen und in Marmor kopiert. Sein bester Schüler, Pietro Tenerani, war ihm dabei besonders wert und eigentlich unentbehrlich. Die einzige Statue, die er ganz allein vollendet hat, ist der Adonis, den man in der Münchener Glyptothek bewundert, und der ein Zeugnis davon ablegt, daß er, ebenso wie Canova, den Marmor trefflich zu bearbeiten verstand. Die gröberen Arbeiten, wie das Aushauen der Figuren aus dem rohen Marmorblock, waren untergeordneten Bildhauern anvertraut; die feinere Arbeit ging dann in geschicktere Hände über. Eins seiner Ateliers war so groß wie eine kleine Kirche, die anderen waren kleiner, oft recht kalt und feucht; nirgend sah ich Kamine oder Öfen, an denen es auch in seiner eigenen Wohnung mangelte. Dafür kleidete sich

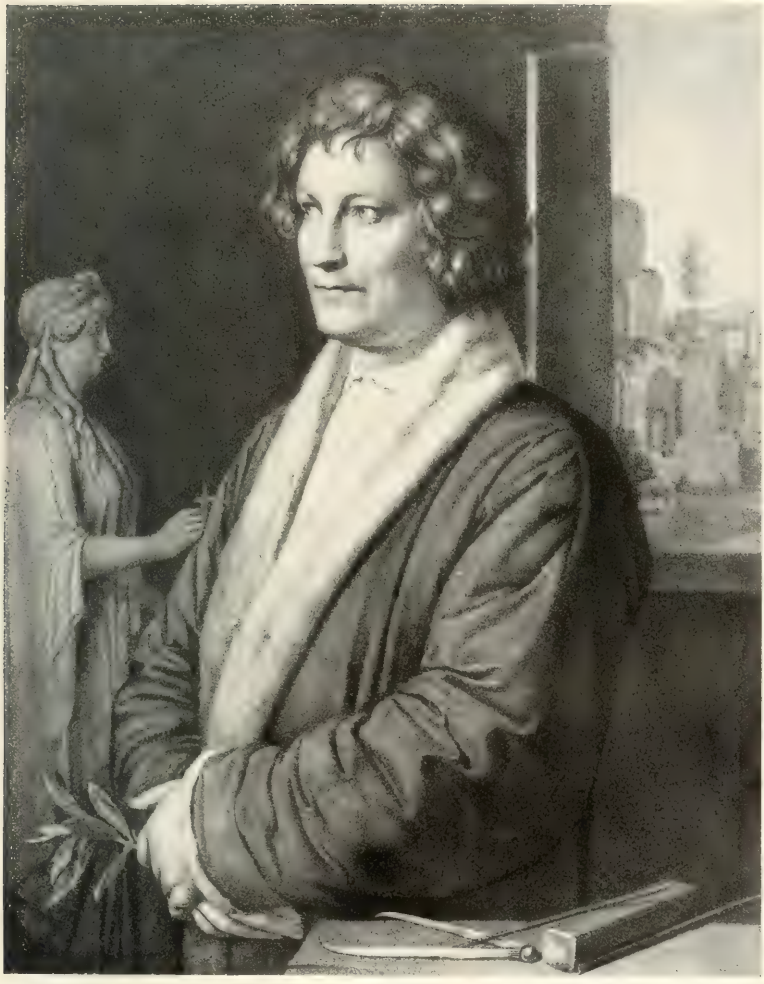
Thorwaldſen deſto wärmer; im Winter trug er mindeſtens vier bis fünf wollene Weſten und Jacken übereinander, ſeine Schüler und Modelle mußten ſich mit großen metallenen Kohlenbecken behelfen. Beiläufig erzählt, rettete dieſe Eigentümlichkeit der Kleidertracht dem Künſtler einſt das Leben; am 28. März 1823 nämlich wäre er beinahe durch eine Unvorſichtigkeit des jungen Buti, der ſich mit einem Gewehre nicht gehörig in acht nahm, erſchoſſen worden, aber ſeine vielen Röcke ſchützten Thorwaldſen, indem ſie die Gewalt der Kugel ſchwächten. Seine Rettung war nichtsdeſtoweniger ein wahres Wunder, denn die Kugel verletzte ſogar die Haut und verurſachte eine Quetſchwunde.

Als ich Thorwaldſens Atelier zum erſten Male betrat, war er eben mit ſeinem herrlichen Merkur beſchäftigt. Neben ihm wurde der wunderſchöne Triumphzug Alexanders für die Villa des Grafen Sommariva am Comer See vollendet. Dieſes der Antike ebenbürtige Kunſtwerk ſollte urſprünglich die für Napoleon beſtimmte Wohnung im Quirinal ſchmücken: eine ſinnbildliche Verherrlichung der Taten des Kaiſers. Da dieſer indeſſen nicht nach Rom kam, ſo erhielt das Basrelief eine andere Beſtimmung.

Den großartigen Jaſon, dem Thorwaldſen ſein Glück und ſeine Exiſtenz in Rom verdankte, fand ich noch als Gipsmodell im Atelier. Der Künſtler war nämlich 1796 mit einem Stipendium der Akademie von Kopenhagen auf fünf Jahre nach Rom geſchickt worden, aber er ſpazierte die ganze Zeit umher, völlig in der Betrachtung der antiken Kunſtwerke aufgehend, ohne etwas Eigenes zu ſchaffen. Erſt als die Zeit ſeines Aufenthaltes beinahe abgelaufen war, entſchloß er ſich zu arbeiten und modellierte binnen wenig Tagen ſeinen Jaſon in übermenſchlicher Größe. Ein kunſtſinniger Engländer, Sir Thomas Hope, ſah bei dem ſchon zur Rückkehr nach Dänemark gerüſteten Künſtler das kaum vollendete Modell, kaufte es und beſtellte es in Marmor. So konnte Thorwaldſen, vor Sorge geſchützt, ruhig in Rom bleiben; der Auftrag Hopes machte ihn in weiteren Kreiſen bekannt und fürder fehlte es ihm nie mehr an Aufträgen und Anerkennung.

Ich habe hernach Gelegenheit gehabt, Thorwaldſen ziemlich genau kennen zu lernen. Er war ein überaus einfacher Menſch; der Schlichtheit ſeines Inneren entſprach diejenige ſeines Äußeren. Sein Arbeitskoſtüm beſtand in einem grauen, mit Lämmerfell gefütterten Kattunſchlafrock,

seine Straßentoilette war stets sehr bescheiden. Von seinen elf Orden wurde man selten etwas gewahr. Besonders oft verkehrte ich mit ihm, als ich das Porträt meiner Jugendfreundin Fanny Caspers zu malen begonnen hatte, welche am 7. November 1818, also nicht lange nach meiner Ankunft, ebenfalls in Rom eintraf. Mit lebhaftester Freude erneuerte ich in ihr die liebe Bekanntschaft aus den seligen Tagen, wo wir beide noch im Flügelkleide das Pensionat der Doktorin Stieler zu Gotha besuchten; die heitersten Erinnerungen aus unserer Jugendzeit traten uns wieder vor die Seele. Fanny hatte sich in ihrem Äußeren seit den langen Jahren, während deren ich sie nicht gesehen, verhältnismäßig wenig verändert; ihr eigentliches Selbst aber war noch ganz das alte. Ein liebenswürdiges Kind der Natur, war Fanny graziös in Worten und Bewegungen; alte wie junge Herren und Damen wurden durch den Reiz ihres Wesens bezaubert. Sie war jetzt Gesellschafterin der ungarischen Fürstin Maria Leopoldine Grassalkovics von Gyarak, Tochter des Fürsten Paul Anton von Esterhazy, einer sehr gütigen Dame, welche ihr volle Freiheit ließ, wodurch es möglich wurde, daß wir uns viel sehen konnten. Mit wahrem Vergnügen unterzog ich mich der Aufgabe, sie zu porträtieren. Zu den Sitzungen traf Thorwaldsen fast regelmäßig ein, denn nicht lange, so hatte sich zwischen beiden, welche sich bereits von einem kurzen Besuche her kannten, den Fanny im Herbste 1815 mit ihrer Fürstin in Rom gemacht, eine große Neigung entsponnen. Die lebhafte, muntere, witzige, begabte Fanny, die aller Schelmerei und Scherze voll war, konnte mit ihrer bezaubernden Art freilich wohl Liebe erwecken. Die Grazien schienen ihr alles gewährt zu haben, was entzücken kann; sie sang lieblich, plauderte hinreißend, wußte tausend Anekdoten auf die amüsanteste Art zu erzählen, kurz, war unerschöpflich in gesellschaftlichen Scherzen und harmlos-ergötzlichen Kunststückchen. Ja, ihr trotz langer Entfernung von den Brettern noch immer bedeutendes Schauspielertalent zeigte sich gelegentlich mehrfacher Anlässe in hellem Lichte, namentlich als Ausgangs Februar 1819 Frau von Humboldts Geburtstag von den deutschen Künstlern sehr sinnig begangen wurde. Auguste Klein aus Berlin, eine dichterisch reichbegabte Freundin, die mir auch ein Sonett zu dem selbstgepflückten Blumenstrauße gefertigt, den ich schenkte, hatte ein kleines Lustspiel: „Die ländliche Familie“,



22. Vegas d. Ä., Thorwaldsen

verfaßt, welches von Thorwaldſen, mir und einigen anderen dargeſtellt ward; die Hauptrolle gab Fanny Caspers und erntete darin einſtimmigen Beifall. Und als am 1. Mai 1819 Philipp Veits Namenstag gefeiert wurde, übernahm ſie in dem gleichfalls von Auguſte Klein gedichteten Gelegenheitsſcherze: „Die Kunſt, Philipps Lieblingsbilder herbeibringend", die moderne Sibylle; Schadow war Paris und ich Johanna von Arragonien. Alle dieſe Eigenſchaften Fannys waren dazu angetan, Thorwaldſen für dieſelbe zu entflammen, und ſie verehrte in ihm den unerreichten Bildhauer, den modernen Phidias.

Leider führte das gegenſeitige Intereſſe doch zu keinem Reſultat, und zwar aus Rechtlichkeit des Künſtlers. Er hatte nämlich, kurz ehe Fanny nach Rom kam, ſeine Verlobung mit einer edlen, aber unſchönen Schottin, einer Miß Franziska Mackenzie Seaforth, gelöſt, und zwar zur Beruhigung der Troſtloſen mit dem Verſprechen, ſich nie verheiraten zu wollen. Dieſe Dame hatte den Künſtler in Albano kennen gelernt, wohin er ſich, am römiſchen Fieber heftig erkrankt, zu ſeiner Wiederherſtellung begeben hatte; ſie ward ihm dort eine treue Pflegerin, zugleich lernte er in ihr die erſte edle weibliche Seele in ſeinem Leben kennen. Sie war voller Kunſtenthuſiasmus und Kenntniſſe aller Art, ſanft, ſtill, leiſe in ihrem Auftreten, was mit ihrem grauen Teint und ihrem von Kopf bis zu Fuß grauen Anzuge völlig im Einklang ſtand. Einen bedeutenden Eindruck machte Miß Mackenzie, die mir ſpäter, als ich ſie kennen lernte, immer wie eine Fledermaus vorkam, nicht. Von Geſtalt war ſie groß, mager und knochig; ebenſo waren Hände und Füße. In dem Ausdruck ihrer Augen und der Geſichtszüge lag indeſſen etwas Angenehmes und Anziehendes; ein Stempel der Herzensgüte verſöhnte mit der ſonſt höchſt unſcheinbaren, auch nicht mehr ganz jungen Dame. Da früher Thorwaldſen die Beute einer ganz gewöhnlichen, üppigen, jähzornigen Römerin, Anna Maria Magnani (verheiratet mit einem Berliner Profeſſor, der ſich aber nicht mehr um ſie kümmerte), geweſen war, ſo mochte ihm der Kontraſt zwiſchen den beiden Frauen zugunſten der Schottin ſehr fühlbar geweſen ſein. Allein die Italienerin hatte ihm wegen ſeiner Treuloſigkeit Rache geſchworen und würde dieſelbe wahrſcheinlich auch ausgeführt haben, wenn er der Gemahl ihrer Nebenbuhlerin geworden wäre; hatte ſie doch früher ſchon dem ſanften, ſtillen Thorwaldſen

bei verschiedenen häuslichen Zwistigkeiten Gefäße aller Art an den Kopf geworfen! Miß Mackenzie hatte, als ihr Thorwaldsen in Albano wirklich, leichtsinnig genug, seine Hand bot, nicht den Mut, ohne Zustimmung ihrer Familie sogleich ihre Einwilligung zu geben: zum Glück für Thorwaldsen, denn ein Blinder mußte merken, daß sie nicht die Person war, um den eigenartigen Künstler mit dem Joche der Ehe auszusöhnen; sie selbst wäre dabei am unglücklichsten geworden. So kamen beide nach Rom; Miß Mackenzie führte Thorwaldsen sogleich bei ihren englischen Bekannten ein, in deren Abendzirkeln sich indessen der Künstler so bodenlos langweilte, daß sie ihm bald unausstehlich wurden und er in seine gewöhnliche Osteria zu seiner Foglietta, der mit Stroh umflochtenen Weinflasche, die er nicht verschmähte, mit doppelter Wonne zurückkehrte. Vergebens versuchte Miß Mackenzie, sich den eigensinnigen Thorwaldsen wenigstens als Freund zu erhalten; er mied sie gänzlich und löste das Eheversprechen, worauf sie trostlos in ihr Vaterland zurückreiste. Nach mehreren Jahren kam sie jedoch wieder nach Rom, um bei Thorwaldsen ihr Grabmal zu bestellen; auch da gelang es ihr indessen nicht, den Künstler wieder für sich zu entflammen.

Diese Schottin nun war gerade im Begriff, sich wieder nach ihrem Vaterlande einzuschiffen, als die schöne, blühende, neckische Fanny aufs neue in Rom erschien. Sie entzündete das leicht bewegliche Gemüt Thorwaldsens, dessen Neigung sie bald von ganzem Herzen erwiderte. Er suchte sie so oft wie möglich auf; am liebsten bei mir. Gern erteilte er mir dann seinen Rat in betreff des Porträts von ihr; so mußte auf seine Anheimgabe Freund Schinz mir als Hintergrund des Gemäldes das Kolosseum zeichnen.

Die beiden Liebenden traten einander, ohne sich indessen mit einem Worte zu erklären, immer näher; namentlich weckte das Geplauder und der Gedankenaustausch während der Stunden, da ich Fanny malte, gegenseitig mehr und mehr die innigste Teilnahme. Die brünstigsten Gebete um Erfüllung ihres Herzenswunsches sandte Fanny, eine gläubige Katholikin, zur Madonna empor, und forderte auch mich auf, zu Gott für sie zu beten. Wir alle wünschten, daß sie Thorwaldsens Frau werden möchte; sie würde eine Stütze für die Deutschen in Rom geworden sein und den Künstler aus den unwürdigen Fesseln jener

Italienerin, welche ihn inzwischen wieder umschlungen hatten, befreit haben. Gewiß wäre sie auch seiner natürlichen Tochter Elisa, welche ihm die Magnani geschenkt hatte, eine gute Mutter gewesen. Dieses bei der elenden Anna Maria gebliebene Kind der Liebe verheiratete Thorwaldsen später an einen alten dänischen Obersten namens von Paulsen, den jedoch ein tieferes Interesse an das vom Vater reichlich ausgesteuerte Mädchen nicht zu ketten schien.

Unter den Kunstkoryphäen, welche bei meiner Ankunft zu Rom in großer Anzahl dort versammelt waren, stand unstreitig Thorwaldsen an Bedeutung, Gewalt des Genius und europäischem Rufe allen voran. Aber auch unter den übrigen Künstlern befanden sich viele wackere Männer, und gern trage ich auf den folgenden Blättern zu deren Charakteristik nach Kräften bei. Ebenso dürften die gesellschaftlichen Beziehungen der damaligen Zeit Stoff zur Schilderung darbieten; um so mehr, als sie den Hintergrund bilden, von welchem die in meinem Gedächtnis bunt einander drängenden Hauptgestalten jener denkwürdigen Epoche sich werden abheben müssen.

Nicht lange war ich in Rom, so fand ich Zutritt in die Werkstätten der verschiedensten Künstler; gleich anfangs besuchte ich die Ateliers von Cornelius und Koch. Tief und bedeutend wie der Eindruck von Cornelius' Werken war auch derjenige seiner persönlichen Erscheinung. Sein Adlerblick war nicht scharf, sondern nur seelenvoll; der Künstler war geistreich, aber zugleich erweckte seine biedere Herzlichkeit Vertrauen. Der höchst liebenswürdige, geistreiche, bescheidene Mann gefiel mir je länger, desto besser, und da er unter der katholischen Partei für einen Ketzer galt, so weiß man hiermit, daß er ein aufgeklärter, vernünftiger Katholik war, zu dessen Bekanntschaft man sich nur Glück wünschen konnte. Sein Talent war vom ersten Range; seine Arbeiten alle höchst genial und voll der größten Innigkeit. Des Tirolers Koch heiteres, witziges Wesen war ebenso originell wie tüchtig. Er empfing uns in Hemdsärmeln in seinem Atelier, sprach den Tiroler Dialekt, hatte stets auf einem Stuhle neben sich den Dante liegen und eine seiner ersten Fragen, die er an mich richtete, war: ob ich die „Hölle" dieses Dichters gelesen hätte? Als ich dies verneinte, rezitierte er sogleich einige Stellen daraus, und zwar in italienischer Sprache, welche er aber mit starkem Tiroler Dialekte gräßlich aussprach.

Auf der Staffelei hatte er eine große Schweizer Landſchaft, welche ſo klar, ſo durchſichtig gemalt, ſo großartig aufgefaßt war, daß ſie nichts zu wünſchen übrig ließ. Unten an einer buſchigen Stelle hatte er Schlangen angebracht. „Sehen Sie," ſagte er, „das iſt das Gezücht der Rezenſenten!" Ein figurenreiches Bild ſtand daneben: „Die Einnahme von Saragoſſa".

Mit dieſem geiſtreich-barocken Koch bin ich während meines Aufenthaltes in Rom ziemlich oft zuſammen gekommen. Er war ſo urwüchſig originell, daß er häufig verblüffte; ein ſolcher Kraftmenſch iſt nicht alle Tage zu finden. Als Maler genial, verſuchte er ſich auch auf literariſchem Gebiete und ſchrieb u. a. eine „Rumfortiſche Suppe" — eine Parodie auf die damaligen neuen Kunſtbeſtrebungen. Es war ein Werk voll Geiſt und Witz, aber zugleich toll und verworren.

Alle Augenblicke ließ er mich rufen, um mir wieder eine andere Art ſeiner Malerei zu zeigen. Der wunderliche Mann machte immer neue Erfindungen, um das beſte Kolorit zu erzielen, und wechſelte daher unaufhörlich mit der Methode in der Technik. Einmal kam er mir vor Freude ſtrahlend entgegen und verſicherte: nun das Rechte aufgefunden zu haben, nämlich das Untermalen mit bloßen Laſurfarben in der Stimmung, welche das Bild haben ſolle. „Sehen Sie", ſagte er, „meinen Bileams Eſel an; er iſt auf dieſe Weiſe behandelt, und einen gleichen Erfolg erwarte ich von meinem Ritter St. Georg." Ein andermal faßte er eine ſo große Liebe für den Grünſpan, daß dieſer zur Hauptfarbe avancierte; auch der Aſphalt erfreute ſich bei ihm einer Epoche beſonderer Gunſt. „Ohne dieſen", behauptete er, „kann kein Bild beſtehen." Kaum glaublich iſt es, daß trotz dieſer Marotten ſeine Bilder nach der Vollendung trefflich, klar und harmoniſch ausſahen; lebendig in der Farbe, aber nicht grell. Namentlich ſeines Andreas Hofer entſinne ich mich als eines in ganz eigener, kräftiger und leuchtender Manier behandelten Gemäldes. Es war mir immer ein beſonderes Vergnügen, den merkwürdigen Alten zu beſuchen und ihn ſo eigentümlich hantieren zu ſehen. Originell war ſchon ſeine Toilette. Ein kleines Käppchen auf dem Kopfe, den kurzen Pfeifenſtummel im Munde, ſaß er im offenen Hemd, mit aufgekrempten Ärmeln, herunterhängenden Strümpfen und niedergetretenen Pantoffeln an der Staffelei. Machte er Beſuche, ſo war ein alter

23. Genelli, J. A. Koch in der Osteria

abgeſchabter blauer Überrock mit umgeſchlungenem buntem Halstuch ſein gewöhnlicher Anzug, bei welchem die Tabakspfeife als Schmuck der Rocktaſche nie fehlte. So nachläſſig war ſeine Erſcheinung, daß er einſt bei einer vornehmen Familie, die ihn immer mit größter Freude empfing — denn jedermann hatte ihn lieb —, von einem neu angeſtellten Bedienten, der ihn nicht kannte, als Bettler abgewieſen wurde. Dürftig wie ſeine Toilette war auch ſeine Umgebung, und doch blieb er ein ausgezeichneter Lehrer für alle jungen, von ernſtem Streben beſeelten Künſtler, ein Stern erſter Größe in der Kunſtwelt.

Äußerſt lohnend war auch ein Beſuch des Ateliers des Bildhauers Eberhardt, deſſen ſchöne Kompoſitionen im altchriſtlichen Stil mich beſonders anzogen. Der Künſtler ſelbſt, ein ſchlichter, ehrlicher, lieber Greis, war gleichſam eine Erſcheinung aus dem Mittelalter; er beſaß in Wahrheit den Charakter eines frommen Mönchs. Früher hatte er einige mythologiſche Gegenſtände ausgeführt, wofür ihm eine Profeſſur an der Münchener Akademie zuteil ward. Als er für Rom Urlaub erhielt, folgte er dort ganz ſeiner Neigung und arbeitete nur chriſtliche Gegenſtände, Basreliefs, Grabmäler uſw. Auch eine wunderliebliche ſitzende Madonna, ſo fromm, ſo jungfräulich und demütig, wie ſie nur die alten Meiſter ſchufen, ſtand bei ihm im Atelier. Sein Leben war, im Einklang mit dieſer Kunſtrichtung, ſtill, einfach und fromm; ſeine Tracht und ſeine Wohnung entſprachen ſeinem mönchiſchen Weſen.

Mit Eberhardt bildete Canova in Kunſt und Erſcheinung den völligſten Gegenſatz, doch auf angenehme Weiſe. Er war von mittlerer Größe, ſchlank und zart gebaut; ſein Benehmen das eines gebildeten, vornehmen Weltmannes. Ich kannte viele ſeiner zahlloſen Arbeiten bereits aus Kupferſtichen und Abgüſſen. Immer hatte ich ſeine ſchöne, nur ihm eigene Art der Bearbeitung des Marmors bewundert; in Rom lernte ich einſehen, daß Thorwaldſen ihn im echten antiken Stil weit überflügelt hatte. Canovas Grazien machten einen etwas ſüßlichen, gedrechſelten Eindruck; diejenigen Thorwaldſens waren dagegen ſchöne, wiewohl ernſtere Geſtalten. Im Basrelief hat Canova Thorwaldſen nie erreicht, deſſen Alexanderzug die großartigſte Schöpfung des Meißels in neueſter Zeit iſt und wahrſcheinlich bleiben wird. Die Italiener ſelbſt pflegten daher auch den Dänen „Patriarch des Basreliefs" zu nennen.

Erwähnenswert ist auch die derbe Persönlichkeit des Bildhauers Johann Martin Wagner, der vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Ankauf von Kunstschätzen mit ausgedehnter Vollmacht versehen war. Der genannte Künstler lud mich eines Tages ein, die von der Insel Ägina gekommenen und von Thorwaldsen für die Münchener Glyptothek geradezu bewundernswürdig hergestellten Ägineten bei ihm anzusehen. Ich erblickte siebenzehn höchst merkwürdige, der Tempelruine des panhellenischen Jupiter entnommene Figuren aus der ersten griechischen Zeit, die Köpfe alle lächelnd und in keinem Verhältnis zu den schön ausgeführten Körpern. Spuren von Farbe befanden sich an den Rüstungen und bestätigten dadurch, was oft bestritten wurde: daß nämlich diese antiken Kunstwerke an ihrem Platze bemalt standen. Noch zeigte mir Wagner den barberinischen Faun, der so lebensvoll war, daß er zu atmen schien. Dies Kunstwerk war nur für Eingeweihte sichtbar, da es bei dem Publikum in Vergessenheit geraten sollte, um später bei Nacht und Nebel nach München transportiert zu werden, denn eigentlich verbot ein strenges Gesetz, römische Altertümer auszuführen.

Ein Spaziergang mit Schinz führte mich kurze Zeit nach meiner Ankunft in Rom auch zu Overbeck, der mit seiner jungen Frau die Villa Palombara, unweit der Bäder des Diokletian, bewohnte. Der Marchese Massimi hatte, wie mir aus dem Briefe der Frau Henriette Herz bereits bekannt war, dem frommen, bescheidenen und doch so großen Künstler nebst anderen deutschen schöpferischen Talenten den ehrenvollen Auftrag erteilt, seine Villa durch Fresken zu italienischen Dichtungen zu schmücken. Overbeck erhielt die Aufgabe, zum „befreiten Jerusalem" die Bilder zu liefern, eine Arbeit, die ihn mehrere Jahre hindurch beschäftigte. Unbewußt hegte er eine stille Neigung für eine Wienerin, welche ihrer Gesundheit wegen seit kurzem mit einer Gesellschafterin in Rom lebte und bisweilen Künstler bei sich empfing. Signora Nina — ihres Zunamens erinnere ich mich nicht, denn in Italien herrscht die Sitte, die Menschen nur bei ihrem Vornamen zu nennen — Signora Nina, eine engherzig-fanatische Katholikin, war eine weichliche, sentimentale, anspruchsvolle Dame, äußerlich nicht besonders reizend oder fein, sondern eher dick; mit großer Begabung zur Intrige verband sie reiche Bildung, wußte die italienischen Dichter

auswendig und ſchwärmte für die Kunſt. Sie hatte in Wien, als Kind der Liebe eines ariſtokratiſchen Vaters, bei dieſem angenehm gelebt, war aber der Welt müde, glaubte ſich kränklich und daher eines ſüdlichen Klimas bedürftig. Der Vater gab ihr gern die Erlaubnis, mit ihrer Geſellſchafterin Eliſe nach Rom zu gehen. Kaum bemerkte die verſchlagene Nina die ſchüchterne Neigung Overbecks, als ſie alles mögliche tat, um ihn ernſtlich zu feſſeln; als er nun gar die große Maſſimiſche Beſtellung bekam, beſchloß ſie, die Sache zum gedeihlichen Ende zu bringen. Sie vertraute ſich ihrem klugen Beichtvater an, ſagte ihm, daß ſie eine unbezwingliche Neigung zu Overbeck fühle und dieſen deshalb meiden müſſe; ja, ſie bat ihn, dies Overbeck ſelbſt mitzuteilen, damit dieſer ſeine Beſuche einſtelle. Es wirkte. Der unſchuldige Künſtler war entzückt, die zurückgedrängte Leidenſchaft flammte auf, und er bat den Beichtvater, der jungen Dame ſein Herz zu Füßen zu legen, ihr aber zugleich zu eröffnen, daß er befürchte, ihr jene glänzende Lage nicht bieten zu können, an welche ſie gewöhnt ſei. Signora Nina machte indeſſen dem ſchüchternen Künſtler Mut, indem ſie ihn wiſſen ließ, daß ſie ein anſehnliches Heiratsgut von ihrem Vater erhalten werde. Nun wurde die Verbindung wirklich geſchloſſen; kurz vor meiner Ankunft in Rom war das junge Paar getraut worden und lebte ſeelenvergnügt im ganzen Vollgefühl des Glücks der Flitterwochen. Die Geſellſchafterin der Signora Nina, welche durch deren Verheiratung mit Overbeck ihre Stelle verlor, fand ein Engagement bei Frau von Schlegel.

Eliſe war ein heiteres, praktiſches, „feſches“ Wiener Kind, das ſich durch freundliches Weſen bei jedermann bald beliebt zu machen wußte; nannte ſie doch einſt ſogar unſer proteſtantiſcher Prediger Schmieder „eines von den Weſen, die vom Herzen weg leben; ihre gute Laune habe hinter dem Schalk eine innige Heiterkeit und Einfalt, die jedem das Herz erfreuen müſſe.“ Trefflich verſtand ſie es, die Geſelligkeit zu beleben, indem ſie, unterſtützt durch eine friſche Stimme, kleine öſterreichiſche Nationallieder und „Schnadahupfl'n“ mit viel Naivität vortrug. Als Katholikin harmonierte ſie ſehr mit Frau Dorothea Schlegel; die dritte im Bunde war die ſchon erwähnte Berlinerin Auguſte Klein, wegen ihres langen, ſchleppenden Mantels wohl ſcherzweis „la tragédie allemande“ genannt; eine Dilettantin in der Malerei,

welche zwar nichts Bedeutendes leiſtete, aber vermöge ihres regen Sinnes für das Schöne ſowie ihres feinen Urteils in künſtleriſchen Dingen doch in der ganzen Malerwelt wohlgelitten war. Ihr ſchönes Innere offenbarte ſich bei mannigfachen Gelegenheiten in anmutigen und wahrhaft poetiſchen Schöpfungen; auf dem Felde der Gelegenheitsdichtung tat ſie ſich zu allen Zeiten ganz beſonders hervor, und ſtets war, was ſie ſagte, ſinnig und zart. Ihre lebhafte Phantaſie dürfte Urſache geweſen ſein, daß ſie in Rom zum Katholizismus übertrat.

Nun verband ſie ein gleiches Intereſſe mit Eliſe und Frau von Schlegel, bei welcher ſie faſt täglich zu finden war; als bevorrechteter Mann erſchien bei dieſen Zuſammenkünften, in denen hauptſächlich über religiöſe Dinge geſprochen ward, der Maler Eggers. Man denke ſich nun die Überraſchung der ganzen römiſchen Künſtlerwelt, als plötzlich die Geſellſchafterin Eliſe, Auguſte Klein und Eggers ſpurlos von der Bildfläche verſchwunden waren. Als ſie nach etwa acht Tagen wieder auftauchten, ward Eliſe als Frau Eggers vorgeſtellt und fortan machten die drei einen Haushalt aus, denn Eggers hatte weder Vermögen, noch Ausſicht auf genügenden Erwerb durch ſeinen Pinſel. Auch Eliſe war arm; daher ſuchte Auguſte durch ihren Beitrag zum Wirtſchaftsgelde die Häuslichkeit des jungen Paares zu verſchönern. Sie iſt die treue Freundin der beiden Gatten geblieben; in einigen düſteren, zum Palazzo Caffarelli gehörigen Gemächern, zu denen man durch einen unmittelbar auf dem tarpejiſchen Felſen angelegten Garten mühſelig Zutritt fand, hauſte das Kleeblatt — welches jedoch überraſchend ſchnell vierblättrig wurde — in einer ſpärlichen Einrichtung. Eliſe und Auguſte ergänzten ſich trefflich; jene war praktiſch und heiter, dieſe dagegen klug und poetiſch, beide aber fanden ihren Vereinigungspunkt in der Vergötterung ihres gemeinſchaftlichen Lieblings Eggers. Es war ein ſchönes, durchaus edles, wenngleich etwas eigentümliches Verhältnis, in welches ſich indeſſen die römiſchen Kunſtgenoſſen ſehr bald zu finden wußten, namentlich als die guten Seiten des Charakters der jungen Hausfrau und Mutter auch ihnen gelegentlich zugute kamen. Denn trotz mancher Widerwärtigkeiten ihrer Lage bewahrte Eliſe Eggers immer noch Kräfte und Gedanken, anderen zu helfen; ſo dankte gelegentlich Schnorr ihrer Sorgfalt, ihrer Pflege,

ihrem trefflichen Kochtalent ſeine Herſtellung von einer traurigen und langwierigen Krankheit. Das andauernde Einatmen der naſſen Kalkluft, welchem er bei einer Freskomalerei ausgeſetzt war, hatte ſeine Säfte ſo verdorben, daß, als er bei einem heftigen Augenübel eine ſpaniſche Fliege auf den Arm legte, dieſe eine böſe Entzündung hervorrief. Schon fürchtete man, der Arm müſſe abgenommen werden; dies ward zwar noch glücklich verhindert, allein da die Wunde ſich nicht ſchloß, ſo beſorgte man eine Auszehrung. Mit Arznei war wenig zu helfen; da übernahm die gute Eggers das Geſchäft, für den Kranken gute und kräftige Speiſe zu kochen; ein Beginnen, welches durch einen überaus glücklichen Erfolg geſegnet ward, denn der ſchon aufgegebene Schnorr blieb dem Leben und der Kunſt erhalten.

Was die maleriſche Richtung von Eggers betrifft, ſo hielt er ſich zu Overbeck, dieſem Meiſter der romantiſchen Schule und Hauptführer der Nazarener, deſſen Genie eben damals ſeine größten Werke ſchuf. Im Vollgefühl der jungen Liebe zu ſeiner Nina gerieten die vom Marcheſe Maſſimi beſtellten Fresken zum „befreiten Jeruſalem“ meiſterlich; ich fand die weibliche Hauptfigur entzückend unſchuldig, zart und fromm, die Engel, welche ihr die Ketten löſen, heilig rein und kindlich erhaben, das Ganze eigenartig und ohne an eine andere Kunſtſchöpfung zu erinnern.

Später habe ich die große Freude gehabt, Overbeck bei mehreren ſeiner Werke mit kleinen Hilfsleiſtungen dienlich ſein zu können, namentlich arbeitete ich an dem Grunde ſeines herrlichen Bildes: „die ſieben hungrigen Jahre“ mit, und noch heute bin ich ſtolz darauf, daß ich dem Meiſter eine Handreichung leiſten durfte.

Hier wäre die Stelle, einer Genoſſin meines Strebens und meiner künſtleriſchen Neigungen zu gedenken, deren Namen ich ſchon flüchtig erwähnt habe, nämlich der Kirchenbildermalerin Maria Ellenrieder. Sie kam zwar erſt ſpäter (im Winter von 1822 auf 1823) nach Rom, aber wir wurden ſchnell ſo innig miteinander befreundet, daß wir ſogar eine Zeitlang zuſammen wohnten.

Maria Ellenrieder war eines der liebenswürdigſten, gewinnendſten Weſen, welche man ſich denken kann; recht wie ein ſtilles Veilchen, beſcheiden und treu. Ihre Taubheit und daraus hervorgehende teilweiſe Hilfloſigkeit waren Anlaß, daß ich mich ihrer beſonders annahm.

Sie ſchloß ſich mir auch völlig an; es waltete, da ich die Ältere war, ein faſt kindliches Verhältnis von ihr zu mir. Ihre Bilder erlangten ſchnell einen Ruf; ſie waren tief empfunden, voll überirdiſchen Reizes, fromm, die Madonnen und Chriſtkinder wahrhaft ſeelenerquickend in Haltung und Ausdruck, und was an ihren Werken mehr als alle Kunſtfertigkeit entzückte, war die reine, demütige Seele, die aus ihren Schöpfungen ſtrahlte. In der Tat, man malt nur gut, wenn man aus dem Innerſten des Gemütes herausmalt; Maria Ellenrieder war der Beweis dafür. Und doch war ſie ſo beſcheiden, einſt bei Betrachtung eines Entwurfes von Schinz auszurufen: „Ich kann leider gar nicht von Kunſt reden, ich kann nur arbeiten!“ Das tat ſie denn auch, und zwar mit raſtloſem Fleiße; ihr Eifer beſchämte die meiſten Männer. Einſt malte ſie an einem Jeſulein mit dem Kreuze, welches nach dem übereinſtimmenden Urteile aller vorzüglich gelang, aber die Arme mußte dazwiſchen ein Bild von Gerard kopieren, um ſich in den Stand zu ſetzen, etwas länger in Rom bleiben zu können, ohne ihrem Vater zur Laſt zu fallen. „Im Himmel — da will ich mich ausruhen!“ ſagte ſie einſt, als die Rede davon war, ob wir dort auch fortmalen würden. Wie lebendig trat mir dabei ihr ſchweres Leben voll Kampf und Entſagung vor die Seele! Ja, wer es treu meint mit der Kunſt, der muß ſein Selbſt aufopfern.

Auch nach meiner Rückkehr in die Heimat blieb ich mit Maria Ellenrieder in ſteter Verbindung; in regelmäßigen Zwiſchenräumen erhielt ich als „Mütterchen und Lehrmeiſterin“ wie ſie mich noch nannte, auch als ihr Ruhm den meinigen längſt überflügelt hatte, Briefe von ihr. In Rom vermißte ſie mich, wie ſie oft verſicherte, ſehr ſchmerzlich: „Es iſt einmal ausgemacht, daß die deutſchen Künſtler in der Regel die Malerinnen nicht leiden können,“ ſchrieb ſie, und ſetzte hinzu: „Auch hier gibt es in unſerer Zunft viele harte Herzen.“ Ich führe dieſes Urteil nur an, um zu ſagen, daß ich es für zu ſcharf halte; meine Erfahrungen ſprechen für das Gegenteil. Aber Maria Ellenrieder war leicht verletzt und zog ſich dann wie eine rauh berührte Mimoſe ſcheu in ſich ſelbſt zurück. Auch in ihren glücklichſten Tagen war ſie immer von einer gewiſſen Poeſie des Leidens umwoben.

Später war es eine Äußerlichkeit, welche wir miteinander gemein hatten: jede von uns ward: „Großherzogliche Hofmalerin“, ich in

Weimar, ſie in Karlsruhe. Aber leider habe ich ſie überlebt; aus voller Tätigkeit ward ſie im Jahre 1863 zu Konſtanz hinweggerafft. Zum Glück hatte ſie kein ſchweres und langes Krankenlager zu überſtehen; der Verfall ihrer Kräfte ging ſo raſch vor ſich, daß die Nachricht ihres Hinſcheidens völlig unerwartet kam. Unmittelbar vor ihrem Tode hatte ſie noch ein Gemälde von ſehr großen Raumverhältniſſen beendet, dasſelbe für das Konſtanzer Publikum zur Beſichtigung ausgeſtellt und dann an den Auftraggeber, den Großherzog von Baden, nach Karlsruhe abgehen laſſen. Die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Bildes und dem Wohlgefallen des Großherzogs an demſelben hatte ſie noch erfreut. Außerdem war ſie kurze Zeit bevor ſie ſtarb mit einem kleinen Ölgemälde fertig geworden, das ſie der Konſtanzer Feuerwehr zum Geſchenk beſtimmt hatte; es ſtellt den heiligen Florian dar, wie er ſeinen mit Waſſer gefüllten Helm über ein ſich entwickelndes Feuers ausleert und dieſes dadurch erſtickt. Am Fronleichnamstage des oben genannten Jahres ſchlummerte ſie hinüber; Sarg und Grab wurden mit Kränzen und Blumen geſchmückt, welche zum Teil weit herkamen; ſo ſandte pietätreich der Großherzog von Baden eine wundervolle Blumenfülle aus den Hofgärten von Karlsruhe. Ihr Landsmann, Mitbürger und Berufsgenoſſe Friedrich Pecht, ſchrieb einen Nekrolog voll hoher Anerkennung der künſtleriſchen und ſittlichen Vorzüge der Heimgegangenen, in welchem er ihr den erſten Platz unter den Künſtlern ihres Genres anwies. Wenige Monate nach ihrem Tode wurde Maria Ellenrieders Bruſtbild von Ferdinand Wagner al fresco an der Außenfläche der Stadtkanzlei zu Konſtanz angebracht, als dieſes Gebäude, wie das Fuggerhaus in Augsburg, von dem genannten Künſtler mit Fresken geſchmückt ward.

Keinen größeren Gegenſatz zu Maria Ellenrieder konnte es geben, als den einige Zeit vor ihr in Rom eintreffenden Hiſtorienmaler Ferdinand Flor. War jene eine ernſthaft ſtrebende, begabte Künſtlerin, kernhaft tüchtig in ihrer Weſenheit und deshalb von alt und jung geehrt, ſo leiſtete dieſer „semper in floribus“, wie König Ludwig von Bayern Flor beſtändig genannt haben ſoll, nur wenig; ſein Talent war, wenn auch angenehm, ſo doch keineswegs bedeutend, und entfaltete ſich auch nicht, als der einer reichen Hamburger Familie entſtammende, vormals ſehr wohlhabende Künſtler durch einen Bankrott

plötzlich seine ganze Habe einbüßte. Er nahm diesen Unfall sehr leicht; pekuniäre Sorge beschäftigte ihn jetzt so wenig, wie vordem, trieb ihn auch nicht zur Arbeit an. Im Gegenteil kam er nun erst recht in sein Fahrwasser, denn da er sich doch momentan zu helfen suchen mußte, so arrangierte er eine Soiree, bei welcher er lebende Bilder nach den besten Originalen stellte; die größte Sensation erregte die liebliche Karoline Pulini als Klärchen aus Goethes „Egmont". Überhaupt fielen die Tableaux ungemein befriedigend aus, denn Flor hatte in deren Anordnung unbestreitbar seine starke Seite, wie er sich auch eine große Kiste voll allerhand Theatergarderobe hatte kommen lassen. Er selbst war mit einem lustigen Genossen zu Fuße nach Rom eingewandert, in Tanzschuhen, weißen Pantalons, braunem Röckchen und statt des Ranzens eine Gitarre auf dem Rücken.

Zu den Künstlern, welche während der Zeit meiner Anwesenheit in Rom sich dort aufhielten, gehörte auch Carl Begas, der einfachfromme Hermann (ein Freund und hochbegabter Schüler von Cornelius), der sinnige Rheinländer Rambour und der Berliner Historienmaler Remy. Den einen oder anderen von diesen traf ich häufig bei dem gastfreien Maler Catel, der eine Römerin zur Frau hatte und ein offenes Haus machte, in welchem man gern verkehren mochte. In Berlin geboren, hatte er sich seit 1809 dauernd in Italien niedergelassen, zum entschiedenen Gewinn für die dortigen Künstlerkreise, denn Catel war ein vielseitig gebildeter Mann und ein tüchtiger Historien- und Landschaftsmaler; namentlich seine italienischen Landschaften, hervorragend durch Kolorit und Zeichnung, waren sehr gesucht, da man die südliche Natur mit großer Wahrheit und zugleich hochpoetisch auf ihnen dargestellt sah.

Auch die Landschaften des tüchtigen Reinhart waren geschätzt. Sein großartiger, breiter Stil, seine edle Auffassung der Natur zeigte sich in seinen Ölgemälden, wie in seinen Radierungen. Als Mensch war er von echter, schon auf seinem Gesichte ausgedrückter Biederkeit; groß, kräftig in der Haltung und markig in der Erscheinung, glich er einem Waidmanne, wie er denn in der Tat die Jagd sehr liebte.

Sodann wurde ich im Verlaufe der Zeit bekannt mit dem biblischen Historienmaler Wilhelm von Schadow, später Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf. Dieser bat mich eines Tages, ihm durch

24. Rambour, Gebrüder Eberhard

Untermalung eines Kinderporträts, welches er zu wiederholen hatte, eine eilige Arbeit zu erleichtern. Ich malte in seinem Atelier und hatte dabei Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten dieses Mannes kennen zu lernen. Er war rastlos fleißig, aber unter unaufhörlichem Seufzen und Stöhnen, und marterte sich beim Schaffen wahrhaft ab. Die Arbeit sagte mir in keiner Weise zu; dennoch nahm ich sie an, um dem wackeren Künstler einen Dienst zu erweisen; aber froh war ich doch, als die unheimlichen Arbeitstage bei Schadow vorüber waren, denn dieser legte oft über die geringfügigsten Kleinigkeiten eine aufbrausende Heftigkeit an den Tag.

Von dem großen römischen Künstlerkreise der Historiker fern hielten sich die Gebrüder Riepenhausen, Franz und Johann, welche gemeinschaftlich recht tüchtige Kunstschöpfungen hervorbrachten. Ich freute mich der Bekanntschaft dieser beiden Künstler, die ich schon vor Jahren bei Frommanns in Jena durch ihre Umrisse zu Tiecks Genovefa, nach denen ich zeichnete, verehren gelernt hatte. Ihr feines, artiges Benehmen war weniger nach Originalität haschend, als dasjenige so vieler anderer Künstler; ihre Werke standen mit ihrem ganzen Wesen im Einklang, sie waren gefällig und angenehm, wenn auch nicht von tiefem Gehalte. Besonders korrekt, leicht und graziös komponierten sie im Geiste der Alten.

Nicht mit Stillschweigen übergehen kann ich ferner die Kupferstecher Barth und Amsler, jener ein Thüringer, dieser ein Schweizer. Bieder und wacker, waren sie echte Kernnaturen, ohne Falsch, Barth sogar oft aufrichtig und wahr bis zur Rücksichtslosigkeit. Beide waren einer strengen, einfachen, stilvollen Manier in ihrer Kunst beflissen und leisteten sehr Tüchtiges, Barth vielleicht noch mehr als Amsler, der zu Zeiten ein recht trockener Kauz sein konnte. Namentlich lieferten diese Künstler treffliche Porträts; ihre Blätter genossen eines großen und wohlbegründeten Rufes. Amsler arbeitete auch viel nach Reliefs von Thorwaldsen; zum Vorbild seines Stils nahm er sich den Marc Anton.

Übrigens lernte ich in Rom nicht nur deutsche, sondern auch italienische Künstler kennen und schätzen; ich nenne zuerst den auch in Deutschland wohlbekannt gewordenen Palmaroli, der als Restaurator alter Gemälde einzig in seiner Art und daher sehr berühmt war. Seine

Tüchtigkeit bewirkte, daß er im Jahre 1826 nach Dresden berufen ward, um dort mit anderen Bildern die Sixtiniſche Madonna von Raffael zu reſtaurieren, welche er vorzüglich reinigte und in ihrer urſprünglichen Größe (ein Teil der Leinwand war umgeſchlagen geweſen) wieder herſtellte. Er gebrauchte dazu nur ſehr kurze Zeit, ließ ſich freilich fürſtlich bezahlen. Bei dem Beſuche, welchen ich Palmaroli machte, hatte er eben einen „Chriſtus, als Gärtner der Magdalena erſcheinend", vollendet, ein großes Gemälde Giulio Romanos, welches wie neu wieder hergeſtellt war. Er arbeitete jetzt an einem wunderbaren, ganz einfachen, aber überaus reizenden Frauenkopfe, an dem kaum noch ein Schatten des Originals ſichtbar geblieben. Später hat Palmaroli dieſes Bild, unter dem ich mir am liebſten die Lorelei gedacht hätte, dem Leonardo zugeſchrieben — eine willkürliche, freilich bei italieniſchen Reſtauratoren nicht ſeltene Taufe.

Außer dem Genannten intereſſierte mich beſonders lebhaft ein Lieblingsmaler des Herzogs Emil Auguſt von Gotha, der von mir ſchon genannte Profeſſor Graſſi. Er war ein ſehr guter, oft großartig auffaſſender Porträtmaler, mit klarem, durchſichtigem Kolorit, der freilich im hiſtoriſchen Fache nur geringe Kenntniſſe zeigte. Ich ſah von ihm jenes Bild, welches Herzog Auguſt für den Papſt beſtellt hatte, um dieſem bei ſeiner Rückkehr aus Frankreich eine Aufmerkſamkeit zu bezeigen: „der heilige Vater, vom Apoſtel Petrus die Schlüſſel zurück erhaltend; fern im Hintergrunde Rom." Gut in der Farbe, ließ das Bild in der Zeichnung zu wünſchen übrig; ebenſo war die Idee um deswillen mangelhaft, weil der Papſt auch als franzöſiſcher Gefangener ja immer Papſt geblieben und nur ſeiner Herrſchaft über den Kirchenſtaat vorübergehend verluſtig gegangen war. Hierfür durfte freilich der arme Graſſi nicht verantwortlich gemacht werden, da er ſich ja den Anordnungen ſeines Auftraggebers, des unberechenbaren Herzogs von Gotha, fügen mußte.

Zu dieſen während meiner Studienzeit in Rom anſäſſigen Perſönlichkeiten geſellte ſich oftmals auch lieber Beſuch aus Deutſchland, der uns leider meiſt nur zu ſchnell wieder verließ. So kehrte der von mir bei Schelling ſchon gern geſehene Däne Hjort zu allſeitiger herzlicher Freude eines Tages in Rom ein; gleichermaßen überraſchte mich ein Beſuch der Profeſſorin Seidelmann, einer Freundin, mit welcher

ich früher viel in der Dresdener Galerie zuſammen gearbeitet hatte. Venetianerin von Geburt, verband ſie ſüdliche Lebendigkeit mit drolliger Laune, welche durch ihre fremdartige Ausſprache des Deutſchen noch komiſcher wurde; ſo ſagte ſie z. B. gleich beim Eintreten in mein Atelier: „Hei welch ſchöner Erbſentag," ſtatt Herbſttag. In ihrer eleganten Häuslichkeit zu Dresden ſah ſie jeden Abend die vornehmſte Geſellſchaft bei ſich, was ihr viele Beſtellungen auf Porträts verſchaffte, die ſie tüchtig malte. Ihr Mann, der übrigens noch ganz der alten Zopfzeit angehörte, war Profeſſor der Kunſtakademie in Dresden und beſonders routiniert in der Anfertigung von Sepiakopien nach den bedeutendſten alten Meiſtern in der Größe der Originale, wenn dieſe auch die räumliche Ausdehnung z. B. der Sixtiniſchen Madonna von Raffael hatten. Solche Sepiakopien waren damals beſonders in Rußland und Polen ſehr beliebt und wurden daher häufig beſtellt. Da zu jener Zeit im hiſtoriſchen Fach in Dresden mehrere epochemachende Künſtler wirkten, ſo glaubte Frau Seidelmann, daß dergleichen Vortreffliches bei der jüngeren Kunſtwelt in Rom nicht zu finden ſei. Um mich darüber mit ihr nicht zu ſtreiten, führte ich ſie ſogleich in die Villa Bartholdina, wo ihr Erſtaunen über die dortigen Meiſterwerke denn freilich groß war, was mir keine kleine Genugtuung gewährte.

Zu den Erſcheinungen, welche nur vorübergehend in Rom auftauchten, gehörte ferner der 1819 auf ſeiner Hochzeitsreiſe einige Zeit in der ewigen Stadt verweilende Herr von Quandt aus Dresden, deſſen Namen ich in dieſen Blättern ſchon erwähnt habe. Er war Kunſtkenner und zugleich Enthuſiaſt. Mit tiefer Einſicht, welche er in blühendem Stile darzulegen wußte, widmete er ſeine Feder der Kunſt; die Schilderungen ſeiner mannigfachen Reiſen erhielten durch gediegene äſthetiſche Betrachtungen bleibenden Wert. Seine Frau, geborene Meißner, war durch Eliſe von der Recke feinſinnig und geiſtreich erzogen worden.

Wie immer, ſo zeigte ſich das Ehepaar Quandt auch während der Monate ſeines Aufenthaltes in Rom — wo der Hausherr die Landsleute aufforderte, ſeine Wohnung ſchlechthin als ihre „Kneipe" anzuſehen, — wahrhaft beſorgt für die oft recht gedrückten deutſchen Künſtler. Ein echter Mäzen, gab Herr von Quandt jedem der erſten Maler

Beſtellungen auf Bilder, welche er dem eigenen Ermeſſen der einzelnen überließ. Philipp Veit wählte ſich die Judith; Senff eine heilige Anna, die kleine Maria auf dem Schoße haltend; Näke eine heilige Eliſabeth, Almoſen austeilend, welchen Gegenſtand der Künſtler ſchon in Deutſchland in einer ſehr großen Kompoſition als Zeichnung ausgearbeitet hatte. Von Schnorr wünſchte Herr von Quandt die ſchöne Albaneſerin gemalt zu haben, ein Bauermädchen namens Vittoria Cardoni aus Albano von ſo plaſtiſcher Schönheit, daß ſie vielfach gezeichnet, gemalt und in Marmor gemeißelt wurde. Mit Overbeck ſtand Quandt über einen Karton aus dem „befreiten Jeruſalem", Olint und Sophronia, in Unterhandlung, aber man war noch nicht einig über den Preis. Da ereignete es ſich, daß dieſer Karton, der in der Villa Maſſimi in einem Saale ohne Fenſter aufgeſtellt war, durch einen nächtlichen Sturmwind von der Staffelei herabgeriſſen wurde; er ſtürzte über einen Stuhl und erhielt einen langen, zackigen Riß. Als Herr von Quandt dies hörte, ſagte er ſogleich, den verzweifelnden Künſtler liebevoll tröſtend: „Nun, jetzt, da den Karton kein anderer kaufen wird, nehme ich ihn zu jedem Preiſe." Als Auguſte Klein dieſen Hochſinn erfuhr, ward ſie zu einem Sonett angeregt, welches Herrn von Quandt überreicht ward; die Schlußſtrophen lauteten:

„Ein Deutſcher Bürger tritt in unſ're Hallen
Und ſchaut mit Liebe, was in Lieb' geboren;
Die Kunſt hat Ihn zum Helfer ſich erkoren!
Und fürſtlich ſcheint das Bürgerblut zu wallen,
Denn Unglück wendet Er mit edlem Sinne,
Daß Kraft und Mut der Künſtler neu gewinne!"

Ja, das Quandtſche Ehepaar verdient das herzlichſte Gedenken, denn es hat den Künſtlern reichen Segen gebracht!

Um Gemahlin und Stiefſöhne zu begrüßen, kam am 2. April 1819 ferner Friedrich von Schlegel, der Gatte Dorotheas, auf kurze Zeit nach Rom, wo ich gleich nach ſeiner Ankunft mit ihm bekannt wurde. Je mehr ich mich darauf gefreut hatte, ihn zu ſehen, deſto bitterer ward ich durch ſeine äußere Erſcheinung enttäuſcht. Wie hätte ich mir einen ſo lebendigen Geiſt in einer ſo ſchwammigen Fleiſchmaſſe denken können! Auch ſeine Augen ſprühten kein Feuer; der Dichter der Lucinde und des Alarkos glich einem in Schwelgerei ſich behaglich

fühlenden Sybariten. Selten war er munter und aufgeweckt, doch meiſtens freundlich und wohlwollend. Sein Lieblingsthema des Geſprächs war alles, was mit der Kochkunſt und mit gaſtronomiſchen Genüſſen zuſammenhing; er redete immerfort vom Eſſen und aß anſcheinend nicht, um zu leben, ſondern umgekehrt. Da konnte es denn nicht wundernehmen, daß er ſo dick war. Seine Frau machte zu allen Zeiten einen bedeutenderen Eindruck, als er; ihre Unterhaltungen waren äußerſt intereſſant, ſie war zu klug, als daß nicht jedes Geſpräch durch ihre Einmiſchung hätte Wert erhalten ſollen. Auch mit ihrer einigermaßen zur Schau getragenen Frömmigkeit mochte man ſich ausſöhnen, denn dieſelbe ruhte in der Tat auf feſtem Grunde. Recht in die Augen ſpringend war ſie freilich; die Umgebungen der als Jüdin Geborenen waren durchweg geiſtlich, ſo Bücher wie Bilder und Menſchen. Namentlich pflegte eine unendliche Menge von Patres damals wie ſpäter bei ihr aus- und einzugehen. So bildeten die beiden Gatten einen Kontraſt, bei welchem mir ziemlich alles Licht auf ſeiten Dorotheas, der Schatten aber bei dem dicken Friedrich zu ſein ſchien, über deſſen baldige Abreiſe von Rom ich mich denn auch nicht eben ſehr betrübte.

Weit erfreulicher war es mir ſpäter, Friedrich Thierſch wiederzuſehen, als dieſer im Herbſte 1822 Rom beſuchte. Er hatte ſich mit einigen anderen gelehrten Forſchern verbunden, um ein umfangreiches Werk über Italien zu ſchreiben; gemeinſchaftlich mit jenen wollte er nun die Halbinſel durchreiſen. Leider iſt die Herausgabe des beabſichtigten Buches ganz oder doch teilweiſe unterblieben; ein Umſtand, den jeder bedauern muß, der Thierſchs reiches Wiſſen und ſeine lebendige Art der Auffaſſung und Darſtellung kannte.

Ein weder wiſſenſchaftlichen noch künſtleriſchen Kreiſen angehörender Fremder, der längere Zeit in Rom verweilte, war eine ſo intereſſante Erſcheinung, daß ich doch ein paar Worte über ihn ſagen muß. Es war dies ein Kaufmann aus Hamburg, namens Hermann Nolte. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie der reichen Hanſaſtadt, wo er in Wohlhabenheit eine vortreffliche Erziehung genoſſen hatte. Sein braver Vater wurde in den Bankerott eines andern Handlungshauſes hineingezogen und verlor unverſchuldeter Weiſe ſein ganzes Vermögen. Der junge Nolte, tief betrübt über dieſes traurige Ereignis, welches die Familie aller Hilfsmittel beraubte, ging niedergeſchlagen

über die Straße, als ihm ein Lotteriekollekteur begegnete, der ihm ein Lotterielos dringend aufnötigte. Der junge Mann sah dies als einen Wink der Vorsehung an; eine Reihe glänzender Bilder stellte seinem Geiste sich dar — er nimmt das Los und gibt zwei Louisdor, sein letztes Geld, das er besitzt, dafür hin. Zu Hause angekommen, teilt er der Mutter, die zugleich seine beste Freundin war, mit, wozu er sich habe verleiten lassen. Mißbilligend sagte die sanfte Frau: „Wie kannst du deinen letzten Sparpfennig, jetzt, in unserer Lage, so aufs Spiel setzen?" Der Sohn, darüber erschrocken, eilt, das Los zurückzugeben. Nach kurzer Zeit wird bekannt gemacht, daß wirklich eben diese Nummer das große Los gewonnen habe! Die fromme Mutter sah in diesem Geschick eine Fügung Gottes, ihren Sohn vor den Schlingen des Reichtums zu bewahren. Der junge Nolte machte nun Versuche, sich eine Existenz zu gründen, und kam in Handelsgeschäften nach Italien. Hier glückte es ihm in der Tat, besonders da die Geistlichkeit eine Vorliebe für ihn gefaßt hatte, in der Meinung, seine Seele für den allein selig machenden Glauben zu „retten". Namentlich ein Pater José gab sich viele Mühe, Nolte seiner Konfession abtrünnig zu machen, und anscheinend mit Erfolg — was mich nicht wunder nahm, denn der Pater war ein gefährlicher, beinahe Grauen erregender Versucher. Der forschende Blick seiner tiefliegenden, schwarzen Augen, gemildert durch ernste Freundlichkeit, die ganze unbeschreibliche Hoheit — um nicht zu sagen: zwingende Gewalt — seines Wesens erweckte in mir das bange Gefühl, daß es sehr schwer sein müsse, der Überredung eines solchen Mannes zu widerstehen. Angst und Schmerz bewegten mich, unsern Freund in solcher Gesellschaft zu wissen, allein Nolte hatte — trotzdem er unter der besonderen Obhut der Frau von Schlegel stand — zu meiner innigsten Freude doch Charakter genug, seiner Überzeugung treu zu bleiben. Nichtsdestoweniger war er unendlich erfreut, als ich ihm ein kleines Madonnenbild malte; er revanchierte sich indessen auf eigene Weise. Eines Tages nämlich schenkte er mir ein prachtvolles Nähkästchen, welches mir aber gar kein Vergnügen machte, da eine geheime Mißbilligung meiner Künstlerlaufbahn mir in dieser Gabe zu liegen schien. Ich erlaubte mir daher die Bitte, das Nähkästchen mit einem mir besser zusagenden Gegenstande vertauschen zu dürfen; Nolte nahm diesen Wunsch freundlich auf, und so suchte ich

mir ein Paar große Vasen aus, die als liebe Erinnerungen noch heute meinen Schreibtisch zieren. Um mir jedoch, wie er scherzend sagte, den Beweis zu geben, daß er meinen Lebensweg für durchaus nicht verfehlt halte, gestattete mir Nolte, daß ich ihn porträtieren durfte.

Später ging er, um seinen Geschäften mehr Aufschwung zu geben, nach Mexiko, und zwar ohne Abschied, was mir höchst unbehaglich war. Ein Lebewohl, und wäre es auch noch so traurig, ist doch das Amen in der Predigt; ich mag es nicht vermissen. — Was in Mexiko aus dem Davongegangenen geworden, konnte ich nie erfahren, habe überhaupt niemals wieder von ihm gehört. Wir vermißten seine anregende Gesellschaft sehr schmerzlich.

Es wird in meinen Schilderungen nicht unbemerkt geblieben sein, eine wie wichtige Rolle damals in Rom das religiöse Bewußtsein und die Konfession spielte. In der Tat wurde diese heilige Sache mit dem gebührenden Ernste behandelt; in die Zeit meiner Anwesenheit zu Rom fiel sogar ein bedeutsamer Wendepunkt in Glaubensangelegenheiten.

Im Herbst 1818, als ich in der heiligen Stadt eintraf, existierte dort noch kein Gottesdienst für Protestanten; ein solcher hatte überhaupt noch nie in Rom stattgefunden. Es war daher eine wahre Wohltat, daß die ebenso geistvolle wie gemütreiche Frau Herzogin von Württemberg, welche aus Gesundheitsrücksichten den Winter von 1818 auf 1819 in Italien verlebte, unserer Sehnsucht helfend entgegenkam. Ihr echt evangelischer Sinn fühlte zur Fastenzeit, während welcher die Katholiken so eifrig ihren kirchlichen Pflichten obliegen, das Bedürfnis nach einer religiösen Feier im größeren Stil. Ihr Geistlicher, namens Kloß, ein Vetter Schellings, tat bereitwillig das Seinige zur Verwirklichung dieses Wunsches, indem er am Palmsonntage des Jahres 1819 in den Zimmern der Frau Herzogin eine Austeilung des heiligen Abendmahls veranstaltete, zu welcher alle in Rom anwesenden protestantischen Fremden, gleichviel wes Standes sie waren, Einladungen erhielten. Alle Gutgesinnten freuten sich herzlich darüber und nutzten diese Gelegenheit, denn wie man einen Verlust nicht eher fühlt, als bis man etwas entbehrt, so ging es auch uns mit dem protestantischen Gottesdienste. Fünfzig und etliche Teilnehmer fanden sich am Palmsonntage zusammen; Sonnabends vorher, am 2. April 1819, hatten wir erst Beichtrede und Vorbereitung. Tags darauf fand die

Austeilung des heiligen Abendmahls ſtatt. Die ſchöne Feier mußte im Mittelpunkte des Katholizismus doppelt ergreifend wirken; geſtärkt und erhoben gingen wir auseinander, Gott bittend, daß er uns im wahren Glauben kräftige und das Recht uns klar mache. Denn wohl bedurfte es großer Charakterfeſtigkeit, namentlich für uns beſtändig phantaſievoll angeregte Maler, ſo manche Lockung zur Rückkehr in den Schoß des Katholizismus tapfer abzuweiſen — um ſo mehr, als die großen Schönheiten dieſes Kultus ſich nicht leugnen laſſen. Wie wohl hatte es mir oft getan, beim Nachhauſegehen nach vollbrachter Arbeit im dunkelſten Eckchen einer durch Kerzenſchimmer matt erleuchteten Kirche während der Veſperandacht ſtill in meinem Gott auszuruhen; wie vieles andere Poetiſche vermißte ich — mochte auch der Verſtand noch ſo laut dagegen ſprechen — in unſerem Ritual, wie z. B. das Befehlen zarter Herzensangelegenheiten in die Hände der heiligen Jungfrau! Es geſchah nicht, aber die Sehnſucht, es tun zu dürfen, war angeregt. Noch manche andere edle Symbolik weiſt die katholiſche Kirche auf, wodurch die Andacht belebt und erhöht wird — gewiß Urſache genug, wenn mehr als ein Verſuch, Konfeſſionswechſel zu veranlaſſen, wohl gelang, und jedenfalls ſchwerwiegende Entſchuldigung, die Abgeirrten nicht lieblos zu verdammen.

Ähnlich dachte Niebuhr. Dieſer edle Mann, ein Vorbild in jeglicher Hinſicht — als Gelehrter, als Staatsbürger, Gatte, Vater, Freund, Helfer und Tröſter in der Not — fühlte, wie nötig in Rom ein proteſtantiſcher Gottesdienſt ſei, welcher den Schwankenden Belehrung und feſten Halt gewähren könnte. Der Mangel an Bibeln und Geſangbüchern, noch mehr: das ſehr ſtrenge Verbot derſelben, geſtattete ja nicht einmal, daraus Rat und Erbauung zu ſchöpfen! Nach mannigfacher Überlegung hatte daher Niebuhr beſchloſſen, Schritte in dieſer Angelegenheit zu tun und dieſelbe dem mächtigen Kardinal-Diakonus Herkules Conſalvi, Staatsſekretär des Papſtes, ſeinem Freunde, vorgetragen. Dieſer bewog den toleranten Papſt Pius VII., daß er den Deutſchen erlaubte, was bisher nur den vorzugsweiſe begünſtigten Engländern geſtattet war, nämlich freie Religionsübung in einer eigenen Kirche und die unbeanſtandete Einführung von Bibeln. Nachdem Niebuhr dieſer Einwilligung gewiß war — kein kleiner Triumph für den preußiſchen Geſandten! — richtete er ungeſäumt

ein ernſtes Wort an ſeinen König Friedrich Wilhelm III., deſſen religiöſen Sinn er kannte; die Anregung brachte Früchte. Der König gewährte alsbald tauſend Taler aus ſeiner Schatulle, um einen würdigen Geiſtlichen für die zu ſtiftende Kapelle zu berufen. Die Wahl war nicht leicht; es mußte nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein frommer Mann ſein; ebenſo mild und liebevoll, wie kühn und feſt, um den Verfolgungen des katholiſchen Klerus entgegen zu treten. Auch wünſchte Niebuhr, daß er verheiratet ſei, um gerade in Rom zu beweiſen, daß das eheliche Bündnis der Würde des Geiſtlichen keinen Eintrag tue, ihn vielmehr tüchtig mache, ein tieferes Einſehen in alle menſchlichen Verhältniſſe zu gewinnen und dadurch ſeinen Beichtkindern eine größere Stütze zu werden. Ein ſolcher Geiſtlicher fand ſich in der Perſon des glaubensſtarken und für die Ausbreitung des Evangeliums begeiſterten Dr. Schmieder, welchem dieſe Stellung beſonders zuſagte, weil ſie ihm zugleich Gelegenheit bot, ſeine Kenntniſſe in Geſchichte und Altertum unter Niebuhr zu bereichern und endlich die geliebte Braut als Hausfrau heimzuführen. Schmieder war in der Tat und Wahrheit ein echter guter Hirt; ſeine brave Frau ſtand ihm in jedem Liebeswerke getreulich bei. Vor ſeiner Ankunft in Rom, welche in den erſten Junitagen des Jahres 1819 erfolgte, hatte er einen herzlichen Brief an ſeine künftige Gemeinde geſchrieben, welche deshalb dem neuen Seelſorger vertrauensvoll entgegenſah. Auch gegen mögliche Anfeindungen fühlte ſich dieſer unter Niebuhrs Schutze ſicher und geborgen und konnte dies mit allem Rechte, da ſelbſt Papſt Pius VII. ihm volle Anerkennung zollte. Um Schmieders neuen Pfad zu ebnen, gab Niebuhr aus ſeinen Mitteln dem jungen Paare eine paſſende Einrichtung, deren Beſorgung ſeine treffliche Gattin mit Freude übernommen hatte; ja, ſie machte es ſogar möglich, eine Italienerin zur Bedienung zu finden, obgleich dieſe in der Beichte dem Zorne ihres Beichtvaters nicht entgehen konnte. Niebuhr vollendete ſein gutes Werk, indem er einen der Säle ſeiner Wohnung zur Kapelle einrichten ließ. Er ſorgte für Kanzel und Altar mit Kruzifix und Altarleuchtern; nur eine kleine Orgel und Geſangbücher fehlten noch. Um dieſem Mangel abzuhelfen, wurden von den Künſtlern und dem Geiſtlichen die jeden Sonntag vorkommenden Geſänge aufgeſchrieben und verteilt. Einige muſikaliſche Gemeindeglieder ſangen vor, und die übrigen folgten einſtimmig nach.

Am 27. Juni des Jahres 1819 konnte der erſte proteſtantiſche Gottesdienſt in der ewigen Roma gefeiert werden. Die Gemeinde, wohl 60 Perſonen, verſammelte ſich im Vorzimmer Niebuhrs. Um 9 Uhr morgens erſchien der Geſandte, den Geiſtlichen an der Hand; als er dieſen der Gemeinde als Seelſorger vorſtellte, glänzte eine Träne in ſeinen ſeelenvollen blauen Augen und bekundete ſeine tiefe innere Bewegung. Schmieder beſtieg die kleine Kanzel und hielt in evangeliſchem Geiſte eine kurze Anrede, worauf der erſte Choral ertönte; dann folgte eine begeiſterte Predigt, welcher ſich das Kirchengebet, die Reſponſorien, der Segen und endlich das herrliche Lied: „Nun danket alle Gott" anſchloſſen. Darauf wurde nach altlutheriſcher Weiſe das Abendmahl gereicht, welches die Gemeinde kniend empfing. Zuletzt wurden nach älteſter Sitte zwei Kinder auf einmal getauft. Wie erinnerte das Ganze an die kleinen, verborgen gehaltenen Gottesdienſte der erſten Chriſten, die ſo oft Märtyrer ihres Glaubens wurden! Zum Andenken an den feierlichen Tag erfreute uns der von dem heiligen Erlebnis tief ergriffene Profeſſor Rieß, ein Gelehrter, welcher, um Heilung von ſeinem Bruſtleiden zu finden, nach Italien gekommen und unterwegs mit Schmieder auf deſſen Reiſe nach Rom zuſammengetroffen war, mit einem weihevollen Gedichte „Zum 27. Junius 1819", worin es hieß:

„Im wüſten Felſentale ſchlug Moſes an den Stein,
Da ſprang in hellem Strahle ein Bächlein, ſilberrein.
So haſt Du heut die Quelle der Wahrheit aufgetan
An einer öden Stelle, und unter totem Wahn.
O laß zum Baum gedeihen den Keim, den Du gelegt;
Klein iſt die Zahl der Treuen, die ihn mit Liebe pflegt, —
Doch Du biſt unter Ihnen mit Deiner Wunderkraft,
Die leicht auch aus Ruinen ein Heiligtum ſich ſchafft.
Kein eitles Traumbild irre das zweifelmüde Herz,
Das in dem Weltgewirre ſich ſehnet himmelwärts!
O laß uns nicht ermüden, bis wir einſt aus dem Nichts
Uns nah'n dem ſichern Frieden im Reiche Deines Lichts!"

Mit dem regelmäßigen Sonntagsgottesdienſte, der ſomit in Rom eingerichtet war, hielt eine Betſtunde, welche jeden Mittwoch Abend abgehalten wurde, gleichen Schritt; manches edle Samenkorn ward da ausgeſtreut, manches bereits im Herzen wurzelnde Beſſere neu gekräftigt. Als im Jahre 1823 Bunſen Niebuhrs Stelle eingenommen

hatte, wurde die urſprüngliche kleine Einrichtung durch eine ſtattlichere, auch mit einer Orgel verſehene Kapelle im Erdgeſchoß der Bunſenſchen Wohnung im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol erſetzt. Doch niemals ward die gehobene Stimmung des 27. Juni 1819 wieder erreicht, zumal nachdem ganz gegen Niebuhrs Wunſch die preußiſche Agende eingeführt worden war. Das Neue, Ungewöhnliche derſelben, das viele Stehen gleich zu Anfang des Gottesdienſtes übte keinen günſtigen Einfluß auf die Stimmung und ſtörte die Andacht. Da die meiſten Deutſchen auf dem Monte Pincio wohnten, ſo hatten ſie einen weiten Weg nach der Kirche, von der Hitze ermüdet, kamen ſie dort an; das Stehen wurde ihnen dann doppelt beſchwerlich, Leidenden und Schwachen oft dadurch der Gottesdienſt verleidet.

Bunſen, von deſſen wahrer Religioſität ſo viele herrliche Zeugniſſe beſtehen, welche ſeinen Namen auf die ſpäteſte Nachwelt bringen werden, ſetzte die ſegensreiche Wirkſamkeit Niebuhrs fort, indem er dem langgehegten Wunſche nach einem proteſtantiſchen Kirchhof Erfüllung verſchaffte. Bisher hatten die in Rom entſchlafenen Proteſtanten auf einem nicht einmal von einer Mauer umgrenzten Anger neben der Pyramide des Ceſtius geruht; die Gräber waren allen Unbilden des Pöbels und der vorbeiziehenden Viehherden preisgegeben; oft waren Monumente beſchädigt oder Gräber zerwühlt worden. Durch Bunſens Eifer kam im Mai 1824 eine die Begräbnisſtätte ſchützende Mauer zuſtande, wo nun auch die Leiche von Goethes Sohne ungefährdet ruht; das Grab desſelben iſt geſchmückt mit einem Porträtmedaillon, welches Thorwaldſen modelliert hat.

Faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten trotzend, gründete Bunſen ferner auf dem Kapitol das noch heute beſtehende Hoſpital für Proteſtanten aller Nationen, deſſen Ökonomie die erſte Gattin des Archäologen Braun ihr ganzes Leben lang auf das umſichtigſte und treueſte beſorgte. Überdies ward Bunſens Haus, wie vordem dasjenige Niebuhrs, der Sammelplatz aller beſſeren Elemente, gleichviel ob dieſe ſich einten zur Beſprechung ernſter Dinge, oder zu Luſtbarkeit und Scherz; ſo kam ein gewiſſer Halt in den Verkehr, deſſen Mangel ſich ohne Zweifel bitter gerächt haben würde. Bald wurde bei Bunſens aus der Bibel geleſen, bald ſangen Geübtere heilige Geſänge von Paleſtrina und anderen, dann wieder wurden Zeichnungen und

Kupferſtiche in altchriſtlichem Stil betrachtet und daran religiöſe oder künſtleriſche Betrachtungen geknüpft. Ein andermal veranſtalteten Bunſens, die bei all ihrer tiefen Frömmigkeit doch durchaus nichts Kopfhängeriſches hatten, in den ſchönen weiten Räumen des Palazzo Caffarelli geſellige Feſte, bei denen getanzt, noch öfter aber geſungen oder muſiziert wurde, denn es fehlte damals in Rom nicht, wie gewöhnlich in Deutſchland, an Herren, ſondern an Damen.

Was das eigentliche Kunſtleben und Treiben betrifft, ſo hatten die deutſchen Maler verabredet, in dem Winter von 1818 auf 1819 Gewandſtudien zu zeichnen — eine Übung, an der auch ich eifrig Anteil nahm. Kein Direktor ward dazu ernannt, es bildete ſich eine kleine Künſtlerrepublik; die Maler ſelbſt übernahmen die wahrlich nicht angenehme Mühe, einander gegenſeitig zur Draperie zu ſtehen. Keiner ſchloß ſich aus. Daß ich als einzige Frau daran teilnehmen durfte, erfüllte mich mit Stolz und ſpornte meinen Fleiß.

Das Leben der Künſtler in Rom war überhaupt im großen und ganzen durchaus kameradſchaftlich. Als wir erſt näher miteinander bekannt geworden waren, verſammelten ſich alle ſehr oft abends bei mir um des Lichts geſell'ge Flamme; der Tee aus einer großen Blechkanne, deren ſchätzbare Akquiſition mir gelungen war, mundete trefflich. In den gewöhnlichen Wohnungen gab es weder Kaffee- noch Teegeſchirr; man kam in Kaffeehäuſern zuſammen. Tee wurde auch dort nicht verabreicht; nur eine ungeheure Kaffeekanne brodelte den ganzen Tag am Feuer, da zu allen Stunden Kaffee getrunken wurde. Das Frühſtück ließ man ſich ins Haus bringen. Ein kleiner, netter Burſche klingelte früh und brachte auf einem gelben Blechbrette für jede Perſon ein Kännchen — Cucumetto genannt — mit Kaffee, ein Schälchen mit Krumenzucker, ein Glas Waſſer und ein Brötchen. Milch gab demjenigen, der ſie beſonders verlangte, eine allmorgendlich in die Höfe der Häuſer getriebene Herde Ziegen ganz friſch. Nach einer Stunde klingelte es wieder; der Kellner kam und holte das Geſchirr wieder ab, wobei er das leere Cucumetto auf eine lange Schnur zog, die ihm über die Achſel hing, ſo daß er endlich mit den Kännchen wie mit einem Schellengeläute ausſtaffiert war. Viele Künſtler, und beſonders die, welche ihre Arbeit außer dem Hauſe hatten, nahmen ihr Frühſtück im Kaffeehauſe ſelbſt ein. Das uns zunächſt gelegene

25. Veit, Der Wirt des Café Greco mit seiner Tochter

hielten vier alte Jungfern, von den Künſtlern „Noctuen" (Nachteulen) genannt, in einem kleinen, ärmlichen, unreinlichen, mit halb zerfallenen Möbeln ausgezierten Lokal, das aber durch ſeine Lage an einem Knotenpunkte der Straßen, wo die meiſten deutſchen Maler wohnten, ſehr begünſtigt war. Hier verſammelten ſich mehrere der ausgezeichnetſten Künſtler, die, nachdem ſie gefrühſtückt hatten, ihre lebhafte Unterhaltung oft noch lange vor der Türe fortſetzten. Dies ergötzte mich, da ich ſie vom Fenſter meiner Wohnung aus beobachten konnte, oft außerordentlich, zumal ich das Perorieren des Landſchaftsmalers Rhoden aus Kaſſel und das lebhafte Deklamieren des ſächſiſchen Malers Platner, zu denen die beiden ruhigen Veits und der ſtille Kupferſtecher Ruſcheweyh einen drolligen Kontraſt bildeten, teilweiſe verſtehen konnte.

Die Nachteulen waren trotz ihrer Häßlichkeit und ihrer vorgerückten Jahre wegen ihrer drolligen Naivität und ihrer komiſchen Einfälle, die nie in Plattheit ausarteten, bei den Künſtlern ſehr beliebt. Die älteſte der Schweſtern, blaß und mager, mit lang vorgeſtrecktem Halſe und Geſicht, trug bei grauen Haaren ein buntes Kopftuch mit ſtarren, weit abſtehenden Zipfeln; eine Tracht, welche die abſchreckende Häßlichkeit der armen Perſon noch vermehrte. Die drei übrigen erſchienen ohne dieſen majeſtätiſchen Kopfputz; ihre ſpärlichen grauen Härchen waren in naiven Zöpfchen am Hinterkopf befeſtigt. Die älteſte hatte das Regiment, ſie war meiſt die Wortführerin; die zweite, eben ſo dick wie die erſte mager, ergänzte und belachte die oft wirklich guten Späße derſelben, wobei ihr Körper in ſeiner ganzen Fülle erbebte. Die Künſtler fanden Freude daran, dieſen Humor durch ihre Neckereien aufs höchſte zu ſteigern, was ihnen auch ſtets trefflich gelang, da es den Italienern eigen iſt, nie um eine Antwort verlegen zu ſein. Die beiden jüngeren Schweſtern ſorgten am meiſten für die Bewirtung der Gäſte, teilten auch gelegentlich an die kleinen Kellner Püffe aus, wenn dieſe unglücklicherweiſe eins der lahmen Tiſchchen umſtießen, eine Portion Kaffee verſchütteten oder andere Kleinigkeiten verſahen. In der engen, ſchwarz geräucherten Küche brodelte beſtändig der Kaffee in einem großen kupfernen Gefäße, aus dem die Gäſte befriedigt wurden.

Um auf dieſe letzteren zurückzukommen, ſo war der oben erwähnte

Platner im Jahre 1832, als ich zum zweiten Male nach Rom ging, ſächſiſcher Konſul geworden; ein Glück für den Mann, denn trotz eiſernen Fleißes brachte er doch in der Kunſt nie etwas zuſtande; ein angefangenes großes Bild harrte jahrelang der Vollendung. Zum Glück hatte er eine ſehr fleißige, gute, einfache Römerin zur Frau, die den Haushalt auf das ſparſamſte einrichtete und zwei Töchter und einen Sohn gut zu erziehen verſtand. Auch der Landſchaftsmaler Rhoden hatte eine Tiroleſerin geheiratet, die ihn ſehr beglückte und den Haushalt nach Landesſitte ſehr einfach führte. Rhoden, von dickleibiger, unterſetzter Statur, war zum Katholizismus übergetreten und, wie alle Renegaten, ſehr fanatiſch; ſeine Tochter ſollte daher auch Nonne werden. Sie kehrte jedoch nach dem erſten Novizenjahr an den häuslichen Herd zurück. Papa Rhoden malte außerordentlich langſam, da er ſehr ſkrupulös und ſauber ausführte. Sein Atelier durfte nie gewaſchen oder gekehrt werden; Beſen und Bürſten waren ſtrenge verpönt. Wegen des Staubes wurde es nur täglich mit Waſſer geſprengt, ſo daß der ſteinerne Fußboden einer Tenne glich, auf der man hätte Getreide ſäen können. Rhodens Landſchaften, welche niemals die geringſte Staffage hatten, fanden wenig Anklang; eine ihm ſpäter zuteil gewordene, ziemlich bedeutende Penſion ſeines übrigens ſehr geizigen Landesherrn, des heſſiſchen Kurfürſten, war ihm daher doppelt zu gönnen.

Die geſchilderten Perſönlichkeiten waren mehr oder minder häufig Gäſte in meiner kleinen Zelle, und da das wenige, was ich bieten konnte, nicht immer ausreichte, ſo verwandelten — als nach und nach ihrer mehrere ſich bei mir einfanden — dieſe geſelligen Zuſammenkünfte ſich in regelmäßige Picknicks. Man traf ſich gewöhnlich am Sonnabend Abend bei mir; entweder wurden dann Dichtwerke geleſen wie Goethes Taſſo, Iphigenie, Wilhelm Meiſter uſw., oder belehrende Schriften, wie u. a. Fernows Lebensbeſchreibung des Asmus Jacob Carſtens, in welcher beſonders die Schilderung des ehemaligen Kunſttreibens zu Rom, im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, im Vergleich zur Gegenwart, lebhafte Teilnahme erwecken mußte. Daneben wurden auch wohl die neueſten Tagesvorfälle beſprochen, ferne wie nahe, und aus allen Gebieten, über welche die Anweſenden eine Meinung hatten. Reichhaltigen Stoff lieferten die politiſchen Ereigniſſe

in Italien wie im lieben Vaterlande, z. B. die Ermordung Kotzebues, der durch Sands Dolchstiche am 23. März 1819 hingerafft wurde. Erschütternder noch, weil uns alle näher angehend, wirkte auf uns die Nachricht von der Ermordung Gerhards von Kügelgen, meines verehrten Meisters, der im Herbste des Jahres 1820 auf der Dresdener Landstraße von einem Räuber erdolcht ward. Ich verlor bei der gräßlichen Botschaft ganz meine Fassung; langsam nur vermochte ich mich wieder zu sammeln.

Gottlob trafen uns ähnliche trübe Zeitungen nur selten. Im allgemeinen trugen unsere Zusammenkünfte einen heiteren Charakter; wir verkehrten in harmloser, doch nie schrankenloser Lustigkeit, ohne allen Zwang, und trotz der verschiedenen Elemente, welche unter meinem Dache sich innig gesellten, erinnere ich mich keines Mißklangs, der die Harmonie unseres Beisammenseins auch nur vorübergehend gestört hätte.

Namentlich die Geburts- und Namenstage der verschiedenen Künstler wurden feierlich begangen. Fröhlichkeit und muntere Scherze waren bei diesen Gelegenheiten, welche ganz den Charakter von Familienfesten trugen, an der Tagesordnung; die Wohnung ward freundlich geschmückt, theatralische Aufführungen wurden veranstaltet, Rätsel gelöst und Pfänderspiele gespielt. Am 15. Mai 1819, dem ersten Geburtstage, welchen ich in Italien verlebte, waren alle bei mir so vergnügt, daß wir zuletzt in den drolligsten Versen sprachen; einige Musikalische sangen einander immerwährend in Rezitativen an, zu denen ein Dritter über die Gitarre riß und Töne hervorbrachte, welche man für einfallende Akkorde ausgab. Zur Empfangsbegrüßung für jeden Eintretenden ward eine Art von Feuerwerk dadurch hergestellt, daß Lorbeerzweige in den Kamin auf glimmende Kohlen geworfen wurden; die Früchte platzten dann in der Glut, und es gab ein Gepraſſel wie von deutschen Knallbonbons.

Als Hauptspaßvogel belustigte an diesem vergnügten Abend der Landschaftsmaler Rösel die Gesellschaft, ein Berliner von unverwüstlicher Laune, als Künstler vorzüglich begabt, mit der Feder Bäume und Ruinen zu zeichnen; außerdem malte er Veduten sehr geschickt in Sepia. Ein kleiner, brauner, verwachsener Dreißiger, voll witziger Einfälle, mit dem Wahlspruch: „Semper lustig, nunquam traurig“,

war er völlig dazu angetan, eine ganze große Geſellſchaft zu amüſieren. Aber nicht nur deswegen, ſondern gewiß noch mehr um ſeines bis zur Aufopferung guten Herzens willen war er beliebt; er ſchien die Gefälligkeit in Perſon zu ſein. Am Abend meines Geburtstages kam die Rede auf ſeine Sammlungen; er forderte mich auf, ſein kleines „Muſeum" doch auch bald einmal zu beſuchen, und ich tat es einige Tage ſpäter, begleitet von Frau von Schlegel. Röſel hatte Raritäten aller Art geſammelt und wußte den geringfügigſten Dingen Intereſſe abzugewinnen. Da ich Gelegenheit gehabt, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweiſen, ſo drängte es ihn, auch mir eine Aufmerkſamkeit angedeihen zu laſſen. Kaum hatte er die Teilnahme bemerkt, mit welcher ich ſein „Muſeum" betrachtete, ſo verſprach er, mir eine kleine Antiquitätenſammlung zu ſchenken, als Anfang zu einem künftigen Museum Seidlerianum.

In der Tat erhielt ich ſchon am nächſten Tage verſchiedene Sächelchen und dabei folgendes Gedicht:

„Wer früh mit dem rechten Fuße zuerſt aufſteht,
Dann friſch und fröhlich an die Arbeit geht,
Auch fein und andächtig ſein Morgenlied ſingt,
Dabei ſeinen Kaffee bedächtig trinkt:
Dem erblühen gar fromme Gedanken im Herzen,
Die ſoll er achten und nicht verſcherzen.
Als ich den heutigen Tag alſo angefangen
Iſt mir in der Seele ein Licht aufgegangen.
Als ſei im Kalender kein beſſ'rer zu finden
Um ein Muſeum ſicher zu begründen.
Da öffnete ich ſchnell alle Kiſten und Kaſten
Voll alter Bilder und Münzen und Paſten,
Um ſieben Sachen daraus zu erkieſen
Die da würdig wären für Fräulein Louiſen. —
Erſt zog ich A. einen Schnurrbart hervor;

(Anbei ein kleines, in Öl auf Blech gemaltes Männerporträt.)

Der kam mir zwar etwas ſpaniſch vor,
Doch meint' ich, daß unter den alten Trachten
Auch die altſpaniſche nicht ſei zu verachten. —
Dann griff ich nach B., denn wer A geſagt
Der ſage auch B! —

(Anbei ein kleines ovales, in Öl auf Blech gemaltes Männerporträt.)

Na, wie behagt
Dieſes Köpfchen? Dieſem wackern Niederländer
Fehlt nichts am Koſtüm, als — die Gewänder.

Zum Glück war das Hemd aus der Wäſche gekommen,
Drum hab' ich ihn auch gleich bei'm Kragen genommen. —
Jetzt ſollten wohl billig auch die anderen Schulen
Der Reihe nach folgen, jedoch das Buhlen
Nach Vollſtändigkeit in Gemäldegalerien
Iſt noch keinem der Sammler zum Segen gediehen.
Drum beſchloß auch ich: die Schulen zu ſchließen. —
Doch dürft' es das Fräulein nicht verdrießen,
Dieſes Lämpchen C. im Muſeo aufzuſtellen,

(Anbei eine kleine antike Tonlampe.)

Um die fehlenden Statuen damit zu erhellen.
's iſt übrigens in Praeneſte gefunden
Am Tempel der Fortuna in glücklichſten Stunden!
Jetzt folgt das D.; eine Paſte. —

(Anbei ein Fragment einer Paſte.)

Ei! Ei!
Das nenn ich ein Köpfchen! — 's iſt leider entzwei;
Doch gebühret dem E. ein ſchönerer Kranz:

(Anbei eine Glaspaſte mit Raffaels Bildnis.)

Es iſt Raffaels ſelbſt! Dieſer Kopf iſt ganz.
Damit das Fräulein dieſem treu verbleibe,
Die heilige Kunſt mit ganzer Seele treibe,
Folgt F. ein Ringlein aus uralter Zeit;

(Anbei ein kleiner bronzener Ring.)

Es ſchützt gegen Mißgunſt, Verfolgung und Neid. —
Jetzt bitt' ich, dies G. recht bei'm Licht zu betrachten;

(Anbei eine kleine antike ſilberne Münze.)

So ein Heckepfennig iſt auch nicht zu verachten,
Denn ohne nach Schätzen und Reichtum zu ſtreben,
Gibt's in dem glücklichſten Künſterleben
Oft Fälle, in welchen man nur Geld
Zum Beſten der Muſen den Preis erhält. —
An dieſe alte Münze iſt das Glück gebunden;
Jüngſt ward ſie in einem Grabe gefunden
Und gelangte zu mir durch geweihte Hände,
Drum nimmt ihr Segen auch gar kein Ende. —
Mit dieſen höchſt ſeltenen ſieben Sachen
Will ich dem Fräulein ein Geſchenk heute machen,
Um ihr ein Muſeum damit zu begründen. —
Sie lege nunmehr ſich höchſtſelbſt auf's Finden,
Und verliere keine Zeit mit dem mühſamen Suchen.
Das Stehlen will mancher ſogar verfluchen,
Sonſt brächt' es viel ein. Das Kaufen koſtet Geld!
Wie ſoll man's nun machen in aller Welt?

Geduld! Nur getroſt auf milde Herzen vertraut!
Iſt Rom doch nicht an einem Tage erbaut,
Jedoch — wohlverſtanden! — auf ſieben Hügeln!
Daran ſoll's Muſeum ſich öfters ſpiegeln!

Rom, am 23. Mai 1819

Samuel Röſel"

Die kleine Sendung, deren harmloſer Inhalt unſer Künſtlerleben und Treiben wohl zu charakteriſieren geeignet iſt, war auf der Adreſſe mit dem Zuſatze verſehen: „Geburtstagsgeſchenk post festum", aber dieſer Spaß hätte mir keine größere Freude machen können, auch wenn er zum 15. Mai gekommen wäre.

Doch nicht nur der Geburtstage römiſcher Freunde, auch derjenigen Entfernter wurde gedacht, z. B. des ſiebenzigſten Geburtstags des allverehrten Dichterfürſten Goethe, 28. Auguſt 1819. Briefe, kleine Gaben und einige hübſche Stanzen von Auguſte Klein gingen aus Rom an ihn ab; ich ſandte ihm ſtatt eines Briefes einen getrockneten Strauß mit Bemerkung des Ortes und Datums, an welchem die Blumen gepflückt waren. Einige Durchzeichnungen, von denen ich hoffte, daß ſie ihm Freude bereiten würden, fügte ich hinzu.

Am St. Franziskatag, 9. März 1819, gab auch das Namensfeſt meiner lieben Freundin Fanny Caspers Anlaß zu einer fröhlichen Vereinigung bei mir. Die zahlreichen, in meiner kleinen Wohnung kaum zu plazierenden Gäſte brachten artige Geſchenke mit; eine Lotterie ohne Nieten wurde veranſtaltet, zu welcher einige dichteriſch Begabte (in erſter Reihe die unverwüſtliche Auguſte Klein) flugs allerliebſte Verſe machten. Einer der Freunde hatte alles Nötige herbeigeſchafft, um Punſch zu bereiten; aber ach — worin ihn brauen und ſervieren? Triumph! Es fand ſich ein neuer irdener Topf! Reizende Blumen, die ich des Morgens zur Verherrlichung des Feſtes geſammelt, wurden ſchnell mit Orangenblüten und Zweigen aus dem Hausgärtchen zu einem reichen Kranze vereint und der ordinäre Topf damit umwunden; ſo war ein herrlicher Tafelaufſatz fertig. Das zweite Prachtſtück bildete ein großer Gothaiſcher Schinken, den mein Vetter Ettinger nebſt anderen Viktualien als heimatliches Gericht mir hatte kommen laſſen und der ſich als beſonders ſchmackhaft erwies; herzlich belacht wurden auch die Verſe, welche der freundliche Geber ſeinem Geſchenke hinzugefügt hatte; ſie lauteten:

26. Louise Seidler, Fanny Caspers

„Das Dichten g'lingt mir nicht,
Und meine Verſe hinken;
Drum bitte, nimm fürlieb
Mit dieſem Goth'ſchen Schinken!"

Neben demſelben prangte auf der Tafel ein ſchöner Kuchen von Henriette Herz; kleine mitgebrachte Leckereien mundeten dazu nicht übel. Da das Geburtstagskind Lebenslichter auf einem Kuchen nicht gewünſcht hatte, ſo wurde abends eine kleine Illumination improviſiert. Wie oft ertönte es: „Fanny lebe! Es lebe Fanny!" Das ſchöne Weſen glühte vor Wonne und Freude; wir ſetzten ſie auf den Tiſch, Thorwaldſen ſchlang den Kranz um ihr Haupt, und wir begrüßten ſie als eine der Muſen, der unſere kleinen Gaben zu Füßen gelegt wurden. Es war rührend, Thorwaldſen zu beobachten, wie er gegen ſeine tiefe Empfindung für das herrliche Mädchen anzukämpfen ſtrebte, und wie das Gefühl für ſie doch immer wieder zum Durchbruch kam. Warum mußte auch jene Engländerin wie ein graues Geſpenſt zwiſchen ihnen ſtehen, da Fanny Caspers Thorwaldſen ſo ganz hätte beglücken können und auch den Jahren nach — ſie war am 31. Mai 1787 zu Mannheim geboren und Thorwaldſen zählte 49 — vollkommen zu ihm paßte!

Übrigens hatten Thorwaldſens huldigende Aufmerkſamkeiten für die von allen verehrte Fanny die Folge, daß ein wohlmeinender und redlicher Freund, Thorwaldſens Landsmann, der gelehrte Altertumsforſcher Brönſted, welcher den innigſten Anteil an Fannys Schickſal nahm und die gegenſeitige Neigung zwiſchen ihr und Thorwaldſen kannte, letzteren als Ehrenmann am folgenden Tage offen fragte, was das Mädchen zu hoffen habe; worauf Thorwaldſen ihm mit tiefer Trauer mitteilte, daß er zwar ſeine frühere Verlobung mit Miß Mackenzie gelöſt habe, jedoch gegen das Verſprechen, nie einer anderen ſeine Hand zu reichen; er werde dies Verſprechen auch halten, da die Mackenzie ihn verzweiflungsvollſter Weiſe nicht aufgegeben habe. Ob nun Brönſted Fanny von dieſer Unterredung Andeutungen gab, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; gewiß iſt nur, daß das liebe Weſen ganz kurze Zeit nach jenem fröhlichen Feſte ihre Gebieterin, die Fürſtin Graſſalkovicz, zu beſtimmen gewußt hatte, Rom zu verlaſſen und nach Neapel zu reiſen. Noch einmal vereinigte die zum Abſchiede veranſtaltete Feier uns alle; am Abend vor der Trennung

(20. April 1819) wurde der Tee an meinem Kamin getrunken, Tags darauf verſammelten ſich ſämtliche Bekannte bei mir. Es waren die letzten, wehmütigen Stunden vor einem ewigen Abſchiede, denn niemals ſollte ich Fanny wiederſehen. Am 2. Auguſt 1823 verheiratete ſie ſich in Wien (von Frau Dorothea Schlegel zum Altar geführt) an den Aſſocié eines großen Bankierhauſes, namens Stanislaus Doré, ſchenkte dieſem am 1. Oktober 1827 eine Tochter und ſtarb nach zwölfjähriger, zufriedener Ehe am 18. Mai 1835. Bei einem ſpäteren Aufenthalt in Wien, 1840, lernte ich ihren gutmütigen, freundlichen Mann und deſſen milde, brave zweite Frau kennen, welche Fannys hinterlaſſene einzige Tochter Marie vortrefflich erzogen hat, ſo daß dieſelbe jetzt eine ehrenvolle Stellung bei der Kaiſerin von Öſterreich einnimmt. Die Tochter war wohl der Mutter ähnlich, doch ohne ihr an Schönheit gleichzukommen.

Thorwaldſen aber litt es nicht mehr lange in Rom; ſchon im Juli 1819 brach er auf nach Dänemark, um ſich die ewige Stadt und ihre quälenden Erinnerungen für einige Zeit aus dem Sinne zu ſchlagen und die verlorene innere Ruhe wieder zu gewinnen. Erſt im Spätherbſt 1820 kehrte er nach Italien zurück.

Mein Abſchied von Fanny Caspers ſollte aber nicht der einzige bleiben, welcher mich noch im erſten Halbjahre meines römiſchen Aufenthaltes ſchmerzlich bewegte; wenige Tage, nachdem Fanny aus unſerer Mitte geſchieden war, machten auch Frau von Humboldt, Henriette Herz und der preußiſche Geſandtſchaftsſekretär Dr. Brandis Anſtalt, nach Deutſchland zurückzukehren (2. Mai 1819). Den Dr. Brandis lernte ich erſt am letzten Tage ſeines Aufenthaltes in Rom recht kennen und ſchätzen. Er hatte ſich in ſeiner Stellung, unter Niebuhr, ſtets ſehr glücklich gefühlt; jetzt aber erging der Ruf des Vaterlandes an ihn, eine Profeſſur an der neu errichteten, ſogleich mit vorzüglichen Lehrkräften ausgeſtatteten Univerſität Bonn anzunehmen; nun ließ die Liebe zur deutſchen Heimat den patriotiſchen Mann das Scheiden leichter ertragen. Die edle, ſchöne Henriette Herz war der allgemeine Liebling geblieben; viele Tränen floſſen ihr nach. Während der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Rom bemühte ſich jeder, ihr noch irgend eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen; ich ſelbſt überreichte ihr eine von mir angefertigte Kopie des Erzengels Michael von Perugino

(das Original in der Akademie San Marco zu Florenz ward von mir später an Ort und Stelle kopiert; für jetzt hatte ich nur eine im Besitze der Frau von Humboldt befindliche Kopie von Eggers vor mir, nach der ich arbeitete), über welche Henriette Herz große Freude hatte. Freilich war das von mir bereits auf der Herreise mit hohem Genuß betrachtete Original (auf das ich zurückkommen werde) ein wundervolles Bild: das Kolorit bräunlich und dabei doch klar und durchsichtig; die Jünglingsschönheit des Engels noch erhöht durch den edlen, ernsten und himmlischen Ausdruck seines Antlitzes.

So wenig wie Henriette Herz konnte auch Frau von Humboldt durch irgend jemand ersetzt werden. Manchem schöpferischen Talente hatte sie durch Rat und Tat in edelster Weise genützt; vier mit Künstlern dicht besetzte Wagen begleiteten sie daher bis zur ersten Station hinter Rom, bis la Storta. Das Wetter, trübe und regnerisch, harmonierte mit der allgemeinen Stimmung. Wir frühstückten gemeinschaftlich; die Orvieto-Foglietten machten fleißig die Runde, aber selbst dieser dem Champagner ähnliche Wein stimmte diesmal nicht heiter, wiewohl Dankgefühle und Hoffnungen auf ein glückliches Wiedersehen zu vielen Gesundheiten Anlaß gaben. Für mich war auch dieser Abschied ein Lebewohl auf ewig; nur an das Grab der Frau von Humboldt zu treten, war mir im Jahre 1830 — wo ich einige Wochen bei einer lieben Freundin, der Frau von Bardeleben in Berlin zubrachte, — noch vergönnt. Ich besuchte damals die älteste Tochter der edlen Frau, Karoline, die ihre geistreiche, bedeutende Mutter vor allen vermissen mußte, weil deren besondere Liebe das Mädchen entschädigt hatte für das Nichtvorhandensein äußerer Anmut, welcher Mangel neben einer blühend schönen jüngeren Schwester, Gabriele (seit 1821 die Gemahlin des preußischen Gesandten in London, des Freiherrn von Bülow), für die stille, oft in sich gekehrte Seele doppelt fühlbar wurde. Karolinens Vater, der Staatsminister Wilhelm von Humboldt, lebte nach dem schweren Schlage, der ihn betroffen hatte, mit seiner Familie auf seinem Gute Tegel bei Berlin still zurückgezogen; es ward mir jedoch bald die freundliche Erlaubnis zuteil, ihm und seiner Tochter meine Aufwartung machen und dem Andenken der teuren Gönnerin an deren Ruhestätte eine Träne weihen zu dürfen. Tegel liegt wie eine Oase in einer Sandwüste an dem breiten Wasserspiegel der Havel;

das Schlößchen, zu welchem eine kleine Allee führt, iſt anmutig-friedlich im Nadelholz verſteckt. Hier fand ich den edlen Greis, mit bleichem Angeſicht, doch voll freundlicher Milde, ſein Haupt ſpärlich mit grauem Haar bedeckt, in einem großen Saale, in deſſen Mitte eine lange Tafel ſtand; rings an den Wänden befanden ſich Arbeitstiſche, auf denen Bibeln in allen Sprachen und Größen ſämtlich geöffnet lagen; Herr von Humboldt ſchien eben damit beſchäftigt, Vergleichungen des Textes anzuſtellen. Die berühmteſten antiken Venusbüſten, teils in Marmor, teils in Gips, ſtanden umher. Nach freundlicher Begrüßung führte er mich ſelbſt zu der Ruheſtätte ſeiner teuren Gemahlin, neben welcher auch für ihn ein Platz beſtimmt war. Zwiſchen beiden ſtand auf erhabenem Piedeſtal die Bildſäule der Spes mit einer Lotosblume, von Thorwaldſen in Marmor ausgeführt. Frau von Humboldt hatte ſie in Rom noch ſelbſt beſtellt, ebenſo hatte ſie wenige Wochen vor ihrem Ende den Fleck ausgeſucht, wo ſie beſtattet liegen wollte, gerade dem Hauſe gegenüber. „Man ſieht dort das Schlößchen ſo hübſch!“ hatte ſie geſagt.

Nachdem ich Frau von Humboldts Grab beſichtigt, zeigte mir Karoline noch die vormaligen Wohngemächer ihrer Mutter, welche nur plaſtiſche Kunſtwerke als Zimmerſchmuck aufwieſen. Wie rührte es mich, hier jene Kunſtgegenſtände wieder zu ſehen, welche ich einſt in Rom bei Frau von Humboldt bewundert hatte, und die teilweiſe unter meinen Augen entſtanden waren! In einer kleinen Rotunde befand ſich die Porträt-Statue einer früher in Rom verſtorbenen und begrabenen Tochter; überall herrſchte die größte Einfachheit bei ſchönem Kunſtſinn. Mit tiefer Bewegung ſchied ich von dieſem mir durch die Erinnerung an Frau von Humboldt wahrhaft heiligen Orte. Auch Karoline ſollte ich niemals wiederſehen; ſie ſtarb anfangs der dreißiger Jahre.

Mit Frau von Humboldt war eine Zentralſonne aus dem Himmel des römiſchen Lebens geſchieden; die Lücke, welche ſie hinterließ, blieb lange ſchmerzlich fühlbar. Andere Elemente traten an ihre Stelle, aber es war nicht dasſelbe; freundlicher, geſelliger Verkehr, allein ohne die milde Wärme, ohne das helle geiſtige Licht, welches Frau von Humboldt unbewußt und deshalb doppelt wohltuend ausſtrahlte.

Einigen Erſatz für die Geſchiedene boten die Kreiſe des Prinzen

Friedrich von Gotha, deſſen gaſtliches Haus auch mir freundlich offen ſtand. Wie der gütige Herr mich gleich bei meiner Ankunft willkommen geheißen hatte, ſo ſtattete er mir, als ich nur eben erſt in meinem Quartier wohnlich eingerichtet war, einen Beſuch ab. Leider hatte ich das Mißgeſchick, ihn zu verfehlen; ich erwiderte daher ſeine Aufmerkſamkeit ſobald als tunlich.

Prinz Friedrich von Gotha, ſpäter (wie ſchon erwähnt) der letzte Regent dieſes Landes, war das jüngſte Kind des Herzogs Ernſt II., welcher vier Söhne hatte. Wohl ahnte dieſer nicht, daß ſein Stamm ſo bald erlöſchen ſollte, denn er pflegte oft mit väterlichem Stolze zu ſagen: „Mein Haus ruht auf vier Stützen.“ Aber zwei der Kinder ſtarben im zarten Alter, und Herzog Auguſt hinterließ ſo wenig einen Leibeserben wie ſein Bruder Friedrich, der nach kurzer Regierung an einer Gehirnkrankheit verſchied.

Der Prinz, welcher ſchon lange in Rom lebte, wurde vom Papſt und der Geiſtlichkeit ſehr ausgezeichnet, da er zur katholiſchen Kirche übergetreten war. Er war ein Fürſt von ſeltener Herzensgüte, ſtillen, in ſich gekehrten Weſens, ohne Geiſt und Leben. Seine Geſtalt war groß und ſchön, ſein dickes, rotes, bartloſes Geſicht, welches ſemmelblonde, krauſe Locken umgaben, ward von freundlichen Augen belebt; ſeine ſehr ſchönen Hände ſchmückten zahlreiche Ringe. Sein Gefolge beſtand nur aus einem deutſchen Kammerdiener und meinem Vetter Ettinger, der ſein Sekretär, Geſchäftsführer und Hofmarſchall zugleich war.

Des Prinzen Wohnung, nahe am Theater des Pompejus, lag etwas erhöht; vom Empfangszimmer aus hatte man eine ſehr ſchöne Anſicht von Rom. Oft gab der erlauchte Herr kleine Mittageſſen, bei denen er auf die freundlichſte Art den Wirt machte. Er ſelbſt ſprach zwar wenig, legte aber ſeinen Gäſten keinerlei Zwang auf. Immer ſaß ſein Beichtvater mit zu Tiſche, Monſignore Renazzi, ein vollkommener Weltmann mit gewandter Unterhaltungsgabe. Unangenehmerweiſe ließ ein Seitenfenſter des Speiſezimmers ein widerwärtiges Schauſpiel ſehen: am Rande des Daches von St. Andrea della Valle jagten ſich kämpfend und ſpielend große Ratten. Leider ſind dieſe häßlichen Tiere in jener Parochialkirche heimiſch, da in deren Gewölben nach römiſcher Sitte die Toten des Kirchſpiels ohne Sarg verweſen.

Während des Sommers bewohnte der Prinz eine schöne Villa in Albano; im Winter zog es ihn wieder nach Rom, wo er gern die Theater besuchte; in den besseren derselben hatte er eine Loge. Er liebte die Musik und hielt sich einen eigenen Musikmeister, namens de Cesaris, der ihn unterrichtete und ihm vorspielte. Dieser Mann war ein schlauer, versteckter Jesuit, von gewandten, einschmeichelnden Formen. Er war hauptsächlich der Urheber des Übertritts des Prinzen zur katholischen Konfession gewesen; die vornehmste Geistlichkeit brachte die von diesem angebahnte Glaubensänderung zum Abschluß. Nun genoß der Prinz in klerikalen Kreisen eines besonderen Ansehens und auf alle Weise begünstigte man seine Lieblingsneigungen, die sich hauptsächlich auf Malerei und Musik richteten. Oft speisten musikalische Künstler bei ihm; eine vorzügliche Kapelle führte häufig Tafelmusik aus.

Durch die Vermittelung des Prinzen machte ich mehr als eine interessante Musikerbekanntschaft; so hörte ich bei ihm eines Tages den später weltberühmten Geiger Paganini. Dieser war damals ein eben aufgehender Stern am musikalischen Himmel. Sein Auftreten war barock, doch man verzieh es ihm, da sein Spiel voll tiefer Empfindung war. Sein Äußeres stellte sich dürftig und jämmerlich dar; lang herabfallende, schwarze, straffe Haare, hagere, bleiche Gesichtszüge mit einer bedeutenden Nase und kleine halberloschene Augen vereinigten sich zu einem keineswegs anziehenden Ganzen. Seine Haltung war schlaff, sein Gang schwankend. Er sah wirklich danach aus, als habe er lange im Gefängnisse gesessen. Die Sage wollte wissen, er habe im Kerker auf einer alten Geige mit einer Saite gespielt und ihr die wunderbarsten Klänge zu entlocken verstanden. Er spielte auch, als ich ihn hörte, nur auf einer Saite; ihm zu lauschen, übte einen seltsam-fesselnden Reiz. Daß ihm Beifall gezollt wurde, machte nur wenig Eindruck auf ihn; sein schlaffes, bleiches Gesicht blieb ruhig; nur durch ein sanftes Kopfnicken und lebendigere Führung des Bogens drückte sich seine Befriedigung aus. — Ferner produzierte sich wiederholt ein ausgezeichneter Gitarrespieler namens Giuliano bei dem Prinzen. Nie hätte ich geglaubt, daß dieses primitive, in Deutschland gegenwärtig schon ganz verschollene Instrument solchen Reichtum entfalten und ähnliche Wirkungen hervorbringen könnte.

27. Delacroix, Paganini

Die Bekanntſchaft der ehemaligen ausgezeichneten Sängerin Madame Vera, geborene Häſer, einer Deutſchen, machte ich ebenfalls durch die Vermittelung des hohen Herrn. Die Genannte hatte ſich mit einem römiſchen Advokaten verheiratet; nach deutſcher Sitte ein Haus machend, verſammelte ſie einmal wöchentlich abends einen Kreis von ausgezeichneten Fremden und römiſchen Muſikfreunden um ſich. Es wurde muſiziert, und ſie ſelbſt ſang oft wundervoll. Sie war aus Weimar gebürtig, hing noch mit großer Liebe an ihrer Vaterſtadt und begrüßte mich als ihre Landsmännin beſonders herzlich. Ihr ſanftes, echt weibliches Weſen hatte etwas ungemein Wohltuendes. Die muſikaliſchen Soireen bei dieſer liebenswürdigen Frau hatten einen vornehmen Anſtrich, von dem aber jegliche Steifheit fern blieb.

Auch einen Improviſator hatte Prinz Friedrich eines Tages zur Unterhaltung ſeiner Gäſte kommen laſſen. Signore Ferretti — ſo hieß dieſer Künſtler — nahm den glaubensſtarken Prieſter Filippo Neri, der in Rom ſehr in Ehren gehalten wird, zum Gegenſtande ſeiner Improviſation, und berichtete von demſelben, daß er in einfacher, oft ſehr origineller Weiſe das Innere des Menſchen zu erforſchen wußte. Einſt war es dem Papſte zu Ohren gekommen, daß eine Nonne im Geruche der Wundertätigkeit ſtand. Der heilige Vater wünſchte zu erfahren, ob ſie dieſen Ruf verdiene; Filippo Neri wurde daher abgeſandt, um die Wahrheit zu erforſchen. Bei ſchmutzigem Wetter langt er vor der Kloſterpforte an und begehrt, ſogleich vor die Nonne geführt zu werden. Ohne weitere Umſtände ſtreckt er ihr ſeine ſchmutzigen Stiefel entgegen und verlangt, daß ſie ihm dieſelben ausziehe und reinige. Die Fromme, ob ſolchen Begehrens ſich entſetzend, weicht ſtolz zurück, worauf Filippo ohne ein Wort zu ſagen, ſich umdreht und nach Rom zurückeilt, wo er dem Papſt verſichert, daß er keine Heilige gefunden, denn jener Nonne fehle das Haupterfordernis zu einer ſolchen, die Demut.

Eines Mittags traf ich bei dem Prinzen Friedrich den Dichter Grillparzer, der mir durch das Münchener Theater ſchon rühmlichſt bekannt war. Sein Äußeres, — eine ſchlanke, magere Figur, ein blaſſes, ovales Geſicht mit milden, gleichſam verklärt dreinſchauenden Augen, — war nicht unangenehm; es kam aber zu keiner intereſſanten

Unterhaltung, weil der anſcheinend kränkliche Grillparzer ſehr zurückhaltend und ſchüchtern auftrat.

Von ebenſo überraſchender Anſpruchsloſigkeit wie er war das Wunderkind Karl Witte, welches anfangs 1819 Italien bereiſte. Dieſer junge, als vierzehnjähriges Kind ſeiner eminenten Gelehrſamkeit halber im Jahre 1814 von der Univerſität Gießen zum Doktor der Philoſophie, 1816 in Heidelberg aber zum Dr. juris promovierte Mann, der bei ſchlankem Wuchs, weichen Zügen und gefälligen Formen einen faſt noch knabenhaften Eindruck machte, erfreute uns durch eine Reihe von Vorträgen aus und über Dante (Wittes Lieblingsdichter), ſowie über den heiligen Franziskus von Aſſiſi, an deren Trefflichkeit ich noch heute dankbar zurückdenke. Er wurde ein intimer Freund von Schinz, der ihn porträtierte und bei dieſer Gelegenheit Duzbrüderſchaft mit ihm trank. Später ging Witte nach Neapel; ich war ſo glücklich, ihm dorthin einige Empfehlungen mitgeben zu können. — Daß unſer Freund, nach Deutſchland zurückgekehrt, anfangs eine Profeſſur in Breslau bekleidete, ſeit 1834 aber in Halle angeſtellt war, darf ich wohl als bekannt vorausſetzen.

Bei dem Prinzen Friedrich von Gotha machte ich gelegentlich auch diplomatiſche Bekanntſchaften, wie z. B. diejenige des hannoverſchen Legationsſekretärs Keſtner. Er war der vierte Sohn der Tochter des Deutſchordens-Amtmanns Buff aus Wetzlar; ſeine Mutter, Charlotte Buff, iſt bekanntlich das Urbild zur Lotte in „Werthers Leiden". Keſtner — der ſich ſpäter durch die Herausgabe des Briefwechſels ſeiner Eltern mit Goethe auch literariſch hochverdient gemacht hat — war von magerer, kleiner Geſtalt, ſein Geſicht war blaß und knochig, kleine Augen bei großer Naſe fielen auf. Indeſſen hatten ſeine Züge einen ungemein freundlichen, teilnehmenden Ausdruck, wie er denn dieſe Teilnahme ſpäter, als ich ihn genauer kennen lernte, mir gegenüber wiederholt auf die liebenswürdigſte Art betätigt hat. Er war ein wahrer Kunſtenthuſiaſt, dilettierte im Zeichnen und ſammelte allerlei kleine antike oder ägyptiſche Kunſtſchätze und Votivgebilde in Bronze und Marmor, wie man ſie noch immer in alten Tempeln findet. Auch verſuchte er ſich im Dichten; ein Luſtſpiel von ihm, „Die Puppen", wurde einſt im Redenſchen Kreiſe von Liebhabern aufgeführt. Seine Wohnung war ſtattlich und ganz mit deutſcher Bequemlichkeit

eingerichtet; ich war in der Folge öfters bei ihm zu Gaſte. Er wohnte in der Via Gregoriana, einer der Straßen, die am Monte Pincio entlangführen; die ihn Beſuchenden genoſſen von den behaglichen, mit Kunſtſchätzen reichgeſchmückten Zimmern aus beinahe die nämliche ſchöne Fernſicht wie vom Monte Pincio.

Neben dem hannoverſchen Legationsſekretär muß ich noch des hannoverſchen Geſandten gedenken, des Barons Reden, welcher mit ſeiner Familie die (ſpäter in den Beſitz des Königs Ludwig von Bayern gekommene) Villa Malta mir gegenüber bezogen hatte. Ich war an Redens durch Frau von Humboldt empfohlen worden und hatte an ihnen ſtets die wohlwollendſte Nachbarſchaft; oft verſchmähte die freundliche Familie ſogar meine Künſtlerzelle nicht, wie ſehr dieſe auch gegen das geſandtſchaftliche Hotel abſtach. Im heiteren Vereine ſaßen wir dann und tranken nach deutſcher Weiſe Tee; der blecherne Cucumetto mußte die ſilberne Teekanne erſetzen. Bei alledem gefiel ſich Baron von Reden ſehr in ſeiner Würde; nie erſchien er ohne Stern und Ordensband, auch ſeine wohlbeleibte Gemahlin trat mit großem Aplomb auf. Die älteſte Tochter, Henriette, war ein Weſen von ſcharfem Verſtande und ſeltener Herzensgüte; Eliſe, die jüngere, zart, anmutig, war der Liebling der ganzen Familie. Mit angenehmer Stimme begabt, verſchönte ſie manchmal das geſellige Beiſammenſein durch ihren Geſang, der ſo kunſtvollendet war, daß ſie ſogar mit einer Sängerin von Fach, der ausgezeichneten Marconi, in Duetten wetteifern konnte. Daß übrigens die gütige Familie Reden Kunſt und Künſtler förderte, wo ſie es vermochte, was namentlich Thorwaldſen oft zuſtatten kam, darf ich nicht unerwähnt laſſen; ihre Freundlichkeit gegen mich ging ſo weit, daß es mir ein- für allemal erlaubt war, in dem ſchattigen und kühlen Garten der entzückend gelegenen Villa Malta zu malen, ſo oft und ſo lange ich wollte. Im Jahre 1820 wandten Redens ſogar einer ganz talentloſen Hannoveranerin, einem Fräulein von Sturmfeder, ihre Fürſorge zu, trotzdem das Nutzloſe dieſer Gönnerſchaft auf der Hand lag. Das Fräulein, ein armes, kränkliches Weſen, wollte ſich zur Künſtlerin ausbilden und glaubte, die Begabung mit der römiſchen Luft einatmen zu können; ein Wahn, den — ſich und anderen zur Qual — leider viele angehende Kunſtbefliſſene teilen. Auch Fräulein von Sturmfeder arbeitete ſich ab, ohne einen

anderen Erfolg zu erzielen, als daß ſie ſich, wie ihren Beſchützern, den braven Redens, deren Geduld ich bewunderte, Ungelegenheiten bereitete. — Noch verdient erwähnt zu werden, daß bei Redens immer viele Engländer logierten oder doch verkehrten; faſt immer waren es Leute, deren vielfach lächerliche Manieren und barocke Kunſturteile ergötzlich wirkten; ſie vor guten Bildern zu ſehen, war oft geradezu poſſierlich.

Da ich im vorſtehenden verſucht habe, Charakterköpfe aus dem diplomatiſchen Korps zu entwerfen, ſo finde gleich hier noch ein liebes Bild ſeine Stelle. Chriſtian Friedrich von Stockmar, der verehrte Jugendfreund, war es, den ich zu meiner großen Freude am 15. Januar 1822 in Rom wieder begrüßte, nachdem lange, ereignisreiche Jahre verſtrichen waren, ſeit wir uns zuletzt geſehen. Stockmar hatte im Jahre 1816 den Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg zu deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Charlotte nach England begleitet; als dieſe nun im erſten Wochenbette geſtorben war, blieb der Landsmann als Freund und Ratgeber bei dem gebeugten Witwer, deſſen Dienſte er ſich auch ferner widmete, als der Prinz 1830 auf den belgiſchen Königsthron berufen wurde. Ich hatte gelegentlich der Anweſenheit des hohen Herrn in Italien die Ehre, ihm durch Stockmar vorgeſtellt zu werden; er unterhielt ſich lange mit mir über Gegenſtände der Kunſt, für welche er großes Verſtändnis zeigte. Von Rom wandte ſich Prinz Leopold, Stockmar in ſeinem Gefolge, nach Neapel, wo er ein Abenteuer beſtand, deſſen Verlauf das diplomatiſche Talent meines Jugendfreundes in das hellſte Licht zu ſetzen geeignet war.

Der Prinz fiel nämlich in die verführeriſchen Schlingen einer reizenden Engländerin, welche nichts geringeres plante, als eine Vermählung mit ihrem Anbeter. Stockmar hatte dies nicht ſobald gemerkt, als er den letzteren unter dem Vorwande der Beſichtigung eines engliſchen Dreimaſters in den Hafen lockte; nachdem aber der Prinz mit ſeinem Gefolge das Schiff beſtiegen hatte, ließ Stockmar ſofort auf eigene Verantwortung die Anker nach Livorno lichten. Das Wageſtück gelang, und Stockmar ſtand von jener Zeit an womöglich noch höher bei ſeinem Fürſten in Gunſt.

Gleiches Zutrauen ſchenkte ihm, da er auf Wunſch des Königs Leopold als höchſt nötiger Berater und Helfer wieder nach London

zurückgegangen war, ſowohl Prinz Albert von Sachſen-Coburg als deſſen Gemahlin Viktoria, welche letztere ihn verehrte wie einen Vater. Nachdem Stockmar im hohen Alter ſich nach Coburg zurückgezogen hatte, wo er im Schoße einer glücklichen Familie ſeine letzten Jahre als heiterer Greis verlebte, beſuchte ihn die Königin Viktoria bei ihrer Anweſenheit in jener Stadt jedesmal, und zwar nie ohne ihre Kinder, welche den ehemaligen treuen Diener ihres Hauſes gar herzlich „Papa Stockmar" nannten.

Der edle Mann ſtarb im Sommer 1863 als öſterreichiſcher Freiherr und bayriſcher Ritter höchſter Orden; bürgerlich geboren, war er auf der ſozialen Stufenleiter ſo hoch geſtiegen. Bei unſerer Begegnung in Rom hatte er nur erſt eben den ſächſiſchen Adel erhalten; daß aber ſeinem wahren Werte damit etwas hinzugefügt worden ſei, war nicht ſeine Meinung, wie er mir denn immer als das Urbild eines nie das Kleid, ſondern immer den Träger desſelben ins Auge faſſenden, geraden, ehrenfeſten, granitnen Charakters galt. Muſter zugleich und unübertroffen ſchien mir ſeine Weiſe, mit den Großen dieſer Welt umzugehen; trotz aller ſchuldigen Ehrerbietung ſah ich ihn niemals kriechend. Bei Gelegenheit unſeres vielfachen Verkehrs in Rom — Stockmar kam häufig abends ganz freundſchaftlich-herzlich, ohne ausdrückliche Einladung, zu mir, um bei einer Taſſe Tee zu plaudern — lernte ich von ihm, was ich gut verwerten konnte, denn bereits hatte ich durch Empfehlung des Prinzen Friedrich von Gotha Zutritt in einen fürſtlichen Zirkel gefunden, welcher noch neben dem ſeinigen beſtand, nämlich in denjenigen der Fürſtin Alexandrine Dietrichſtein, die mit Würdenträgern aller Art, den vornehmſten Geiſtlichen, hohen Beamten und Notabilitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft viel verkehrte. Es war um die Weihnachtszeit des Jahres 1820, als ich zum erſten Male bei ihr war; nach italieniſcher Sitte brannte nur Kaminfeuer in ihrem Salon; die zierliche, zarte Fürſtin ſaß dabei, in einen grünen, mit Zobel beſetzten Sammetpelz gehüllt und gab ſo ein ſchönes Bild, während ihre Gäſte, dieſen Schmuck entbehrend, ſich eine wärmere Atmoſphäre wünſchten.

Oft ſah ich bei der Fürſtin den erſten Hiſtorienmaler Roms, Camuccini, der ein vortrefflicher Zeichner und guter Koloriſt war — nach akademiſcher Weiſe. Er hatte ſich durch Fleiß und Glück

Reichtümer erworben und beſaß einen prächtigen Palaſt, wo er in hohen, weiten, trefflich erhellten Räumen eine äußerſt ſehenswerte Galerie zuſammengebracht hatte, zu deren Beſichtigung er mich ſogleich einlud. Sie enthielt einen Schatz ausgezeichneter Meiſterwerke, wie ſie nur in Zeiten gleich der franzöſiſchen Revolution in Privathände kommen. Ein im goldenen Schimmer der Abendſonne ſtrahlender Hafen von Claude Lorrain, eine unübertroffene kleine Madonna von Raffael, welcher das Chriſtkind eine Nelke reicht, waren darunter; außerdem beſaß Camuccini eine Menge herrlicher Durchzeichnungen. Ferner wies die Sammlung eine reiche Anzahl von Kupfern oder Kopien nach Rembrandt auf; ich lernte hier von neuem dieſen wunderlichen Künſtler ſchätzen, der mit ſo viel Geiſt und Wahrheit auffaßte, aber ſich nie zum Idealen erhob. Jeden Sonntag war die Galerie den Fremden geöffnet, und ich hatte darin oftmals eine wahrhaft erhebende Sonntagsfeier. Wiederholt führte mich Camuccini umher, indem er in liebenswürdigſter Weiſe Erklärungen und Data zu ſeinen Bildern gab. Die Fürſtin Dietrichſtein hatte dem ſchönen, geiſtvollen Künſtler und feinen Weltmanne gegenüber Amors Pfeilen nicht widerſtehen können; man munkelte trotz den 45 Jahren der hohen Frau (ſie war am 19. Dezember 1775 geboren) von großer Intimität zwiſchen beiden. Auf den Verkehr bei der Fürſtin wirkte dies aber nie ſtörend, ſondern eher anregend ein; es ging meiſt ſehr zwanglos zu, Scherze, Anekdoten und luſtige kleine Erzählungen machten die Zuſammenkünfte amüſant. Ich erhielt, bis die Fürſtin ganz unerwartet plötzlich abreiſte, ziemlich häufig Einladungen zu derſelben; den Prinzen Friedrich ſah ich von Amts wegen längere Zeit hindurch ebenfalls beinahe täglich, denn er hatte ſchon im Dezember 1819 ſein Porträt bei mir beſtellt, und zwar gleich doppelt, da er es zweimal zu verſchenken wünſchte. Den liebenswürdigen Herrn zu malen, war eine hochwillkommene, weil leichte und gewinnbringende Aufgabe. So verkehrte ich in angenehmſter Weiſe mit Perſonen, die „auf der Menſchheit Höhen“ ſtanden.

Bisweilen lud mich auch der Prinz von Gotha ein, ſeine Loge im Theater zu benutzen; ich hatte dadurch manchen Kunſtgenuß. Mich frappierte anfangs der ſtürmiſche Beifall, mit welchem das italieniſche Publikum ſeine Lieblingskünſtler überſchüttet. Der fanatismo der Zuhörer kennt in ſolchen Fällen keine Grenzen; ich arme Nordländerin

wüßte dies Wort nicht einmal richtig zu überſetzen; „ſchwärmeriſcher Beifall" drückt es lange nicht aus. Die Italiener ſind ganz außer ſich, und begeiſtern natürlich durch ihr eigenes Feuer den Virtuoſen ebenfalls. Warum auch muß man im Norden die Gaben der Künſtler in der Regel ſo kalt aufnehmen! Dieſe entbehren dadurch eines Sonnenſcheins, der ſie ermutigt und ſie über ſich ſelbſt hinaus hebt.

Auch das bunte Gewimmel des Karnevals konnte ich durch des Prinzen Friedrich Güte beſonders bequem mit anſehen; der Balkon des Palaſtes eines ihm befreundeten Italieners, bei welchem er auch Frau von Schlegel und mich einzuführen die Gefälligkeit hatte, bot eine herrliche Gelegenheit dazu. Das Auge wurde durch die auf Stühlen zu beiden Seiten der (übrigens nicht breiten, doch von ſehr hohen Häuſern eingefaßten) Korſoſtraße ſitzenden ſchönen Römerinnen, durch die zahlloſen Masken, die langen Reihen von Karoſſen, deren Inſaſſen ſich dreiſt mit Konfetti bewarfen, lebhaft beſchäftigt. „Konfetti" heißt eigentlich Zuckerwerk, aber die Karnevalskonfetti ſind nachgemacht: kleine Gipskügelchen, welche ſich durch den Anprall des Wurfes in weißen Staub verwandeln, ſo daß die Straßen nach den Konfettiſzenen wie mit einer Lage weißen Mehls beſtreut erſcheinen. Manche Fabrikanten dieſes geſuchten Karnevalartikels fertigen denſelben auch ſo an, daß nur die Schale von Gips, deren Inhalt aber aus feinem Mehl beſteht, welches Geſicht und Kleider der mit Konfetti Beworfenen in eine dichte weiße Wolke hüllt.

Endlich begann das Pferderennen. Der Korſo mußte von den Wagen geräumt werden, die Masken drückten ſich zur Seite oder flüchteten ſich in die Häuſer, und die Renner ſtürzten auf das gegebene Zeichen vom Fuße des Kapitols aus durch den Korſo bis zum Obelisk der Piazza del Popolo, wo ſie aufgefangen wurden.

Als das Rennen vorüber war, begann die Korſofahrt aufs neue; auch ich konnte nun der allgemeinen Luſtigkeit nicht widerſtehen und ließ mich verlocken, mit Frau von Schlegel, welcher das Zuſehen vom Fenſter aus ſchon längſt nicht mehr amüſant genug war, einen Wagen zu beſteigen und mich in die bunte Menge zu miſchen. In der Tat waren die herumſchwärmenden Masken auf dieſe Art leichter zu beobachten. Frauen, als Männer gekleidet, und umgekehrt, waren ein Hauptſcherz. Ein alter Marquis wurde mit einem Strickchen an der

Naſe von einer jungen Schönen herumgeführt; ein anderes Paar machte ſich dadurch bemerklich, daß die Epaulettes und Schuhſchnallen des Kavalier Büſchel von Endivienſalat waren; den Kopf bedeckte eine bunte wollene Perücke mit vier Zöpfen, den Hut trug dieſe Maske unter dem Arme. Die Gefährtin erſchien im lächerlichſten Federaufſatz; ein altes ſteifes Stoffkleid bildete ihren Anzug, den ein ungeheurer Fächer vervollſtändigte. Dieſe und ähnliche Karikaturen gingen gravitätiſch auf und nieder; perorierende Advokaten, Doktoren mit der Medizinflaſche, Harlekins und Kolombinen, Pantalons mit ihren weiten Schlappärmeln uſw. drängten ſich dazwiſchen — aber nirgend zeigte ſich Pöbelhaftigkeit; alles hatte einen gewiſſen Anſtand. Das Volk benahm ſich wahrhaft liebenswürdig.

In ihre Kutſche zurückgelehnt, ſahen wir an dieſem Tage auch die Prinzeſſin Marie Pauline Borgheſe, die zweite Schweſter Napoleons I. Der Wagen bewegte ſich langſam hin und her und gab der Prinzeſſin Muße, die Roſen ihrer Wangen vor allem Volke künſtlich zu erzeugen, worauf ſie unbefangen die dazu gebrauchte Baumwolle auf die Straße warf. Sie war noch immer ſchön, aber am vollkommenſten ſoll einſt ihr Wuchs geweſen ſein, wie ſie ſich denn auch von Canova als Venus modellieren ließ. Als eine Freundin ſie fragte: „Wie iſt das möglich geweſen?“ ſagte ſie ganz naiv: „Mein Gott, ich ließ einheizen; ich konnte mich alſo nicht erkälten!“ — Canovas Meiſterwerk wurde indeſſen nicht öffentlich gezeigt; es blieb im Palazzo Borgheſe eingeſchloſſen.

Höchſt originell fand ich übrigens den Schluß des Karnevals, „Moccoli“, d. h. „Lichter“ genannt. Es zündet nämlich — um dem fröhlichen Gaſte „zu Grabe zu leuchten“, — jeder ein dünnes, kleines Licht an; zu Hunderttauſenden ſieht man dieſe flimmern: auf den Balkons, an den offenen Fenſtern, an und in den Wagen, auf der Straße. Nun bemüht ſich ein jeder, dem anderen unter ſcherzhaften Zurufen das Licht auszublaſen, das ſeinige aber zu ſchützen, wodurch ein unendliches Schreien, wirbelnde Bewegung und unbeſchreibliches Getöſe entſteht. Jubelnd und lachend ſchwingen ſich die Spaziergänger auf den Schlag der vorbeirollenden Kutſchen, um die Moccoli der Darinſitzenden auszublaſen; man klettert auf die dicht mit Lichtern und Menſchen beſetzten Balkons, ja, man bedient ſich, um die Moccoli-Flämmchen zu töten, ſogar weithin wirkender Blaſebälge, und alles

ſchnauft, ſchnaubt und bläſt, Alt und Jung macht wie von der Tarantel geſtochen die wunderlichſten Sprünge, um dem Nachbar ein Licht auszulöſchen, das dieſer im nächſten Augenblicke wieder anzündet. Die ſcherzhaften Kämpfe, welche hieraus entſtehen, geben Gruppen von der originellſten Haltung. So bildet ſich im ganzen weiten Korſo ein unaufhörlich wogendes Lichtmeer, bis eine Stunde nach Sonnenuntergang das Ave Maria ertönt und ein Kanonenſchuß gelöſt wird; dieſer verkündet das Ende des Karnevals. Wie mit einem Zauberſchlage verlöſchen alle Lichter, ſtatt ihres Glanzes erfüllt den Korſo dichter Dampf, die Wagen biegen in die Seitenſtraßen ein und die lärmende Fröhlichkeit räumt lautloſer Stille den Platz. Sobald die Lichter erloſchen ſind, eilt alles in die Trattorien, um ſich hier, in den Gaſthäuſern, vor Beginn der Faſten noch einmal recht an Fleiſchſpeiſen zu letzen. Um 12 Uhr müſſen jedoch auch die Trattorien geſchloſſen ſein. Wenn aber das Unheil, welches die Konfetti anrichten, anderen Tags durch fleißiges Bürſten geſchwind ausgebeſſert iſt und die unſchuldigen Mehlflecke von den Kleidern und von den Möbeln der nach dem Korſo hinausgehenden Zimmer leicht weggebracht werden können, ſo ſind die Folgen der Moccoli-Kämpfe nicht ganz ſo harmlos. Die Kleider ſind über und über mit Wachstropfen bedeckt, die keiner Bürſte weichen; man muß dieſelben daher den Fleckenreinigern hinliefern, die dadurch eine reiche Geldernte halten. Die Lokale dieſer Leute gleichen in den Tagen nach dem Karneval ungeheuern Trödelbuden, wo alle möglichen Kleidungsſtücke übereinander gehäuft ſind. Etwas Koſtbares findet man darunter nicht, denn ein jeder legt das abgetragenſte Zeug an, da es Mehl und Wachs Trotz zu bieten beſtimmt iſt.

Mit dem geſchilderten Moccoli-Treiben hatte der Karneval ein Ende, die tolle Zeit war vorbei, und die Straßen wurden öde wie zuvor. Rom, das wieder ſeinen ſtillen, ernſten Charakter annahm, atmete aufs neue tiefſten Frieden. In dieſem Zuſtande hatte die heilige Stadt für mich etwas ausgeprägt Beſchauliches, namentlich ſpät abends war die Szene mir immer äußerſt eindrucksvoll. Die Nacht ließ alle oft kleinlichen Details verſchwinden; die tiefe Ruhe auf den großen Plätzen und Straßen, nur unterbrochen durch das geiſterhafte Rauſchen und Plätſchern der Brunnen und Fontänen, der wunderbare

Nachthimmel, von welchem der Mond ſein mildes Licht in ſchönſter Fülle niederſandte, die impoſanten Gebäude, welche in ſo reicher Zahl dem Blicke ſich darboten — dies alles brachte einen großartigen Eindruck hervor; das gewaltige Rom iſt doppelt erhaben beim Schimmer des Mondes.

Jene Fontänen und Brunnen mit ihrem Waſſerreichtum bilden eine der ſchönſten Zierden auf den Plätzen, Straßen und Höfen der ewigen Stadt; bei großer Hitze ſind ſie eine beſondere Wohltat. Wird doch die große, längliche Piazza Navona, um den Römern ein beſonderes Vergnügen zu gewähren, im Auguſt ganz unter Waſſer geſetzt, auf welchem man dann eine Art von Korſofahrt veranſtaltet, um ſich abzukühlen! Von erſtaunlicher Größe und Pracht iſt ferner die Fontana Trevi, aus deren Becken man beim Scheiden von Rom zu trinken pflegt, da eine alte Sage dann verbürgen will, daß man nach Rom zurückkehre. Dies Meiſterſtück der Bildhauerkunſt beſteht ganz aus weißem Marmor; aus der Niſche eines großen Palaſtes tritt ein koloſſaler Neptun hervor, vier ſchnaubende Roſſe zügelnd; von allen Seiten ſtürzt die ſchäumende Flut in ein weites Baſſin.

Zwei immerwährend ſpielende Fontänen, deren Waſſer über dreißig Fuß hoch ſpringen, befinden ſich außerdem vor St. Peters Dom, auf einem weiten Platze, der an zwei Seiten umſchloſſen wird von gewaltigen, dreifachen Säulenreihen, worauf Statuen von Heiligen prangen; in der Mitte des Platzes ſteht ein majeſtätiſcher Obelisk. Dahinter erhebt ſich die palaſtähnliche Faſſade der Kirche mit ihrer ungeheuren Kuppel. So rieſenhaft iſt dieſer Bau, daß dem Auge des Eintretenden jeglicher Maßſtab der Verhältniſſe entſchwindet; dies Menſchenwerk wirkt auf den Beſchauer hinreißend wie eine Schöpfung der Natur. Trotzdem überkam mich in deſſen Innern, wenn auch ein feſtliches, ſo doch kein heiliges Gefühl, wie es meine Seele immer in gotiſchen Domen empfand, deren Architektur mir ſtets wie eine verſteinerte Hymne erſcheint und meiner Seele gleichſam Flügel leiht. In der Peterskirche konnte ich nie vergeſſen, daß die zur Fortführung des Baus notwendigen Gelder durch Ablaßkram und ähnliche Unwürdigkeiten erpreßt wurden, welche zwar den Segen der Reformation, aber alsdann auch die blutigſten Religionskriege in ihrem Gefolge hatten.

Durch die viereckigen Pfeiler, welche St. Peters Dach ſtützen,

werden Räume gebildet, die den Umfang einer mäßigen deutschen Kirche haben; in denselben wird oft zu gleicher Zeit hier gepredigt, dort Messe gelesen, an einem dritten Orte Kinderlehre gehalten usw., ohne daß eine Funktion die andere störte. Zwischen den Pfeilern befinden sich Altäre mit Altargemälden, nach edlen Meistern in vergrößertem Maßstabe aus Mosaik gearbeitet. Der Hochaltar erscheint von weitem gesehen wie ein großes Himmelbett, und doch hat er, wie behauptet wird, die Höhe eines der höchsten Paläste Roms, des Palazzo Farnese. Über ihm wölbt sich die riesenhafte Kuppel; wo diese auf den vier Pfeilern ruht, sind in Medaillons von Mosaik die vier Evangelisten angebracht.

Die übrige Ausschmückung des Innern von St. Peter ist wenig erfreulich und verschwindet vor der Majestät des Ganzen; desto interessanter sind die vatikanischen Grotten unter der Peterskirche — eine Welt von Grabmälern und Inschriften, zu der man seitwärts vom Pfeiler der heiligen Veronika hinabsteigt. Unter dem Hochaltar liegen die Gebeine des Apostels Petrus, umschlossen von einer eigenen, unterirdischen Kapelle, zu der jedoch Frauen der Zutritt versagt ist. Eben dort liegen auch die sterblichen Reste der Päpste; ihre Monumente befinden sich in der Kirche. Am Eingang zu dieser Gruft brennen 99 goldene Lampen Tag und Nacht. — Sehr lohnend, freilich auch sehr mühsam, ist das Besteigen der (doppelt gewölbten) Kuppel; die Großartigkeit des oben sich darbietenden Anblicks entschädigt indessen für die Anstrengung des Hinaufklimmens. Mittels einer endlosen Wendeltreppe erreicht man zunächst die Galerie im Inneren der Kirche, von wo die Kuppel sich zu wölben anfängt; hier erst bekommt man den rechten Begriff von der Größe aller Proportionen, wenn man z. B. sieht, daß jeder einzelne Mosaikstein in den Gestalten der schwebenden Engel, welche die ganze Kuppel ausfüllen, die Größe eines Backsteins hat, und erfährt, daß die Feder, mit der der Apostel Johannes schreibt, sechs Ellen lang ist. An einer Seite der Galerie erhebt sich ein Altar, zu dessen Seiten Säulen stehen, die einst Titus nach der Eroberung Jerusalems aus dem Tempel Salomonis nach Rom gebracht haben soll; auf diesem Altar befindet sich der kostbare Schrein, welcher die seltensten Reliquien birgt, wie z. B. den Schwamm, der, mit Essig getränkt, dem Heiland am Kreuze gereicht ward, das Schweißtuch der

h. Veronika uſw. Dieſe Reliquien werden den Andächtigen nur an den höchſten Feſttagen von oben herab gezeigt.

Von der Galerie aus gelangt man zunächſt auf das Dach — es bildet eine kleine Welt für ſich. Jahraus, jahrein ſind hier zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, die das koloſſale Gebäude im Stande erhalten; ein Brunnen befindet ſich oben und eine Menge kleiner Kuppeln, von Fenſtern umgeben, welche Licht in die Kirche werfen. Alsdann beſchreitet man den Aufgang zu der rieſigen Kuppel — ganz erſchöpft erreicht man endlich die Plattform, auf welcher der ſechzehn Menſchen bequem faſſende Knopf mit ſeinem hohen Kreuze ruht.

Welches einzige Panorama erquickt aber nun den Müden! Zu der ganzen Ausſicht auf Rom, die Campagna und die blauen Berge geſellt ſich noch der Blick auf das Meer. Der klarſte Himmel wölbte ſich über mir, als ich hinaufgeſtiegen war; die Sonne ſtand ſchon tief am Horizonte, und majeſtätiſch in das Meer hinabtauchend, vergoldete ſie die Flut, die Spitzen der Berge und die weite, großartige Landſchaft — bis nach und nach dunkle Schatten ſich herniederſenkten und die Dämmerung meine Rückkehr erheiſchte.

Es kann nicht in meiner Abſicht liegen, eine Topographie der heiligen Stadt, wie ich ſie gefunden habe, zu liefern; ich verzichte in dieſer Hinſicht vielmehr von vornherein auf jegliche, auch nur annähernde Vollſtändigkeit. Nur weniger Stätten will ich noch gedenken, an die ſich für mich irgend etwas Merkwürdiges knüpft, wie z. B. der uralten Kirche San Clemente. Dort befinden ſich die freilich ſtark beſchädigten, aber doch noch ſehr ſchönen Fresken von Maſaccio (Tommaſo Guidi), das Leben der heiligen Katharina ſchildernd. Die erſte Darſtellung zeigt uns dieſe Heilige, wie ſie in einfacher, unſchuldiger Haltung lehrend vor mehreren Greiſen ſteht, die ihr teils aufmerkſam, teils unwillig zuhören. Erhabener noch iſt der Ausdruck der Hauptfigur auf dem nächſten Bilde: Sta. Katharina, im Gefängnis eine Königstochter zum Chriſtentume bekehrend. Weit ſchöner jedoch, als die Heilige ſelbſt, gelang dem Künſtler die Königstochter; ihr zartes Haupt, bedeckt von einem durchſichtigen Schleier, zeigt ein Profil, ſo geiſtig, ſo unſchuldsvoll, edel und rein, daß ich kein ähnliches Kunſtgebilde unter allen, die ich in meinem langen Leben ſah, darüber ſtellen kann. Im Jahre 1841 gab mir der kunſtſinnige Herr von Quandt

den Auftrag, nach einer mitgebrachten Durchzeichnung ein Bild dieser Königstochter in Öl zu malen; leider war es mir aber nicht möglich, das so verwischte, nur noch wie ein Hauch existierende herrliche Urbild nach so langer Zeit zu meiner Befriedigung wiederzugeben. — Besonders tief empfunden ist endlich Masaccios heilige Katharina, wie sie den Todesstreich empfängt; der halb erstorbene, halb selig verklärte Blick wirkt mächtig ergreifend. Gerührt schied ich von dem Werke des nur zu früh verstorbenen Künstlers, dem aber die Mitwelt schon den Lorbeer reichte, da er der Ersten einer seine Gestalten lebensvoll mit kräftigen Schatten abrundete. Leider liegt die Kirche San Clemente sehr tief und ist daher feucht, was natürlich auf die Fresken nachteilig einwirkt.

In der Kirche Sta. Cecilia war es ein ausgezeichnetes Werk der Skulptur, welches sich meinem Gedächtnis eingeprägt hat, nämlich Madernas heilige Cäcilie. Rührend einfach liegt die zarte jungfräuliche Gestalt mit übereinander geschlagenen Händen in einer engen Nische unter der Platte des Hauptaltars; das von einem leichten Tuche umschlungene Haupt ist gewendet und dadurch verdeckt, seitwärts aber am Halse sieht man die Wunde, welche der Märtyrerin den Tod brachte. Seltsam, daß ein Schüler des manierierten und oft so schwülstigen Bernini hier ein so schlichtes, aber eben deshalb edles Kunstwerk schaffen konnte!

Durch die schönste Harmonie in allen ihren Verhältnissen erfreut eine der kleineren Basiliken Roms: San Pietro in Vincoli, der Aufbewahrungsort der Ketten, welche Petrus in seinem Kerker zu Jerusalem getragen haben soll. In einer Seitenkapelle befindet sich das Grabmal Papst Julius II., angeordnet von Michel Angelo, dessen majestätischer sitzender Moses die imposante Krönung des Ganzen bildet. In diesem Werke offenbart sich der erhabene Geist des gewaltigen Meisters in einer Vollkommenheit und Größe, von der keine Worte einen Begriff geben. So mußte der Führer eines hartnäckigen Volks, wie die Juden, aussehen; so denkt man sich den Mann, mit dem Gott selbst auf Sinai gesprochen. Unübertrefflich ist die von Michel Angelos eigenem Meißel herrührende Bearbeitung des Marmors; stände das Kunstwerk etwas höher, es würde noch überwältigender wirken.

„Mutter und Haupt aller Kirchen der Welt und der Stadt Rom“ iſt laut daran zu leſender Inſchrift der Lateran, an der alten, vom Kaiſer Aurelian erbauten Stadtmauer Roms belegen. Neben ihm befindet ſich in einem beſonderen Gebäude die heilige Treppe, welche aus Jeruſalem nach Rom gebracht und angeblich dieſelbe iſt, welche Chriſtus hinanſtieg, als er vor Pilatus geführt ward. Die Gläubigen rutſchen die achtundvierzig Marmorſtufen nur auf den Knien hinauf; oben ſteht eine kleine Kapelle, in der Meſſe geleſen wird. Dem Lateran gegenüber liegt das kleine, runde Taufkapellchen, worin das mächtige rote Porphyrbecken, aus welchem Kaiſer Conſtantin getauft worden ſein ſoll.

Endlich gedenke ich — und zwar nicht ohne die tiefſte Wehmut! — als der ſchönſten Baſilika Roms der Kirche San Paolo fuori le mura, eines überaus ehrwürdigen Gebäudes, im Süden weit vor der Stadt, in der Nähe der (bei Überſchwemmungen meiſtens in die Kirche tretenden) Tiber belegen. Eiſerne Gittertüren führten zu der großen Vorhalle; das Innere ward geſchmückt durch zwei impoſante Reihen von je zweiundzwanzig kanellierten korinthiſchen Säulen aus weiß und lila geädertem Marmor, Pavonazzo genannt. Zwei koloſſale Porphyrſäulen trugen die Wölbung der Apſis; in derſelben befand ſich ein großes Moſaikbild: Chriſtus mit den Evangeliſten; ein ähnliches ſah man auf Goldgrund an dem Fronton des Eingangs; die Bruſtbilder ſämtlicher Päpſte befanden ſich am Fries über den Säulen. Uralte bronzene Türen, deren rohe Basreliefarbeit aus den Zeiten der wiederbelebten chriſtlichen Kunſt ſtammte, öffneten den Zutritt zu dem hinter der Kirche liegenden Kloſter mit ſeinem kleinen Garten, den ein Kreuzgang einſchloß. Die ſchönen, größtenteils gewundenen, mit Moſaik verzierten byzantiniſchen Säulchen desſelben gewährten einen anmutigen und zugleich prächtigen Anblick; in dem Kreuzgange ſelbſt waren Altertümer aufgeſtellt, die auf der Straße von Oſtia gefunden worden.

Wie hätte ich ahnen können, daß dieſer edle Bau, der Jahrhunderten getrotzt und die ganze Chriſtenheit mit Bewunderung erfüllt hatte, binnen kürzeſter Friſt ein Raub der Flammen werden ſollte! Bei einer Ausbeſſerung des Daches verfuhren die Arbeiter mit ihrem Kohlenbecken ſo leichtſinnig, daß das Sparrwerk aus Zedernholz in

Brand geriet; unaufhaltſam verbreitete ſich dieſer über die ganze Kirche. Die grandioſen Pavonazzoſäulen verkohlten zu Kalk, nur kümmerliche Reſte blieben davon übrig. Ich erlebte dieſes Unglück nicht mehr in Rom; die Trauerkunde desſelben erreichte mich unmittelbar nach meiner Abreiſe, im Juli 1823, zu Florenz. Papſt Pius VII. überlebte den Brand der ihm ſo teueren Kirche nicht lange; wenige Wochen nach ihrem Untergange ſtarb der edle und milde Greis. Seine Nachfolger ließen San Paolo zwar langſam wieder aufbauen, doch jene Säulen aus orientaliſchem Marmor, eine Siegesbeute aus der alten Römerzeit, konnten nicht erſetzt werden; graue polierte Granitſäulen mußten ihre Stelle vertreten. Als ich im Jahre 1832 wieder nach Rom kam, war die Kirche noch im Bau begriffen; ich konnte mich jedoch nicht überwinden, die teure Stätte wieder zu betreten; es wäre mir zu ſchmerzlich geweſen.

Die Orte, wo die Jahrtauſende alte Geſchichte Roms uns am machtvollſten entgegentritt, ſind unſtreitig die Trümmer der Kaiſerpaläſte und das Forum romanum, jetzt Campo Vaccino genannt. Jene hatten große Erwartungen bei mir erregt, die jedoch ziemlich getäuſcht wurden.

Unter hohen Bögen, zwiſchen einzelnen, ſtehengebliebenen Stücken Mauerwerk ging es auf und ab; dazwiſchen Weinberge, Gärten, Artiſchockenpflanzungen uſw. Angenehm aber ward ich überraſcht, als ich beim Emporſteigen die (ſeitdem in ein Nonnenkloſter umgewandelte und deshalb unzugänglich gewordene) Villa Mills erreichte, welche auf den höchſten Teilen der Ruinen erbaut iſt. Hier blühen Roſen in üppiger Menge; ſie umranken die Trümmer, verſchlingen ſich zu Bögen, prangen in den Hecken und verbreiten ſich wildwuchernd zwiſchen den Blumenbeeten. Von dieſem Standpunkte aus genoſſen die Kaiſer den Anblick der Spiele, die unten im Circus maximus gehalten wurden.

Lange weidete ich mich ſinnend an der Rundſchau, dann ſtieg ich hinab nach dem alten Forum. Hier konzentrierte ſich das öffentliche Leben der Staatsbürger; hier ſtanden die Tempel, deren ungeheure Trümmer wir noch jetzt bewundern; hier iſt noch die Tribüne, von der herab jene gewaltigen Reden ertönten, die das Volk zu den kühnſten Taten hinriſſen. Im Geiſte ſah ich die römiſchen Krieger mit

ihren Trophäen den Triumphzug nach dem Capitole halten; ſah die gefangenen Könige mit Ketten beladen, ein Spott des Pöbels; ſah Thusnelden geſenkten Hauptes einherſchreiten; der Zug der Prieſterinnen entfaltete ſich vor meinem inneren Auge; ich hörte das Siegesgeſchrei des römiſchen Volks. Weiter und weiter ſchweiften meine Gedanken zurück in die Vorzeit, denn hier auf dieſem Platze hatten auch Romulus und Remus einſt ihren Tempel; noch heute gibt man ein kleines rundes Gebäude ohne Säulen dafür aus, das jetzt zu einer Kirche dient.

Drei noch wohl erhaltene Triumphbögen ſteigen empor auf dieſem merkwürdigſten aller Plätze; der des Septimus Severus dicht unter dem Capitol, der des Titus am Palatin, und endlich der des Conſtantin nahe am Coloſſeum. Innerhalb des Titusbogens befinden ſich Bruchſtücke eines Hautreliefs, das den Triumphzug des Titus nach der Eroberung von Jeruſalem darſtellt; kein rechtgläubiger Jude geht darunter hinweg.

Das ungeheure, in ſeinen wichtigſten Teilen durchgehends aus wohlgefugten Quadern, im übrigen aus gebrannten Backſteinen erbaute Coloſſeum ſchließt gleichſam das Forum ab und überragt alle übrigen Trümmer: den Venustempel, in den ſich gegenwärtig die Kirche der Sta. Francesca Romana hineinſchmiegt; den Tempel der Fauſtina, wo jetzt San Lorenzo in Miranda; die Trümmer der Tempel des Saturn, des Jupiter tonans, der Konkordia uſw. Im Koloſſeum, auf deſſen amphitheatraliſch ſich erhebenden Steinſitzen 80000 Zuſchauer bequem Platz hatten, fanden bekanntlich die Kampfſpiele der Gladiatoren ſtatt; der Tod vieler Märtyrer ſtempelte dieſes Amphitheater unter den Päpſten zur geweihten Stätte. Als ich dieſelbe zum erſten Male betrat, hielt ſoeben eine Prozeſſion von Mönchen ſingend ihren Umgang bei den Heiligenſtationen; eine andächtige Volksmenge kniete in der Abendbeleuchtung. — In der Mitte der Arena erhebt ſich ein hohes Kreuz, an welchem jeden Freitag ein Kapuzinermönch predigt; gleichzeitig wird links vom Eingange in einem großen Bogen Kinderlehre gehalten; in einem anderen Bogen hauſt in zierlich ausgeſchmückter Halle ein Einſiedler und lieſt Meſſe.

Zwiſchen den impoſanten Trümmern all dieſer untergegangenen Herrlichkeiten bin ich oft gewandelt; gern verſenkte ſich mein Geiſt in

die Betrachtung der glorreichen Vergangenheit. — Und die Gegenwart —?

Sie wühlt die Bruchſtücke des majeſtätiſchen Schuttes aus der Erde hervor, freut ſich der aufgefundenen Broſamen und klebt ihre elenden Hütten zwiſchen die erhabenen Ruinen. Eine dürftige Allee von immergrünen Eichen ſchützt gegen den Sonnenbrand; hier ruhen neben ihren Karren und wiederkäuenden Rindern die von der Arbeit ermüdeten Landleute — ein entnervtes Geſchlecht! Raſch eilt der Wanderer vorüber, — kaum daß er einige Marmorſtückchen vom Boden aufhebt, welche die moderne Induſtrie — zu Briefbeſchwerern verarbeiten läßt!

Das Tal des Forum öffnet ſich gegen Norden zwiſchen dem Kapitolin und dem Quirinal zum ehemaligen Marsfelde. Dort iſt das hehre Pantheon — jetzt meiſtens Sta. Maria della Rotonda, ſeltener ad Martyres genannt — deſſen Anblick immer wieder Bewunderung weckt. Freilich, das Frontiſpiz, bei der Erbauung mit einem ſchönen bronzenen Basrelief geziert, iſt deſſen jetzt beraubt; die Päpſte haben es teils zu dem Hochaltar von St. Peter verwendet, teils Kanonen daraus gegoſſen, und dafür die ſchöne Form des flachen Kuppeldachs durch ein paar kleine Glockentürmchen entſtellt, die man ſehr bezeichnend Eſelsohren genannt hat. Die Rotunde iſt nur von oben durch ein offenes Oval erleuchtet; leider hat der hereinſtrömende Regen dem Moſaikboden merklich Eintrag getan. Rings an der Mauer ſind jetzt in Niſchen Altäre; unter einem derſelben ruhen (neben den ſterblichen Reſten anderer großer Männer, deren Ruhm das Pantheon verewigt) die Gebeine des Großmeiſters unſerer Kunſt, des herrlichen Raffael; unweit davon diejenigen ſeiner Braut, einer Nichte des Kardinals Bibiena. Zwei Inſchriften auf Raffaels Grabe überſetzte mir der kundige Niebuhr wie folgt:

„Raffael iſt es, vor dem die Natur ſich doppelt gefürchtet,
Lebend trübt' Er ihren Sieg, aber ihr Leben im Tod.
Mit dem Lebenden bangt' um den Sieg die Mutter der Dinge,
Mit dem Sterbenden glaubt ſelbſt ſie zu ſterben dahin."

Den großartigen Kuppelbau des Pantheons, der ein ſo wundervoll in ſich geſchloſſenes Ganzes bildet, konnte ich nicht ſogleich faſſen; gleich der mächtigſten Eiche hat er Jahrhunderten getrotzt; die

ſchwärzlich-graue Farbe, welche ihr hohes Alter dieſen Mauern verliehen, läßt ſie nur um ſo ehrwürdiger erſcheinen. Die Menſchen, welche ſich rings umher geſchäftig bewegen, ähneln hurtigen Ameiſen; ein ſich mir immer wieder aufdrängender Vergleich, den ich zuerſt an einem Markttage zog. Denn der Platz, auf welchem jenes erhabene Bauwerk ſteht, dient zum Fleiſch-, Geflügel- und Gemüſemarkt; da ſah man Geſtelle, an denen gerupfte Hühner und Truthähne hingen; zur Seite derſelben ſtanden flache Binſenkörbchen, angefüllt mit den einzelnen Teilen der geſchlachteten Vögel, mit Hahnenkämmen, Lebern, Mägen uſw.; ſogar das Blut war aufgefangen und ward feilgeboten, ebenſo die Pfoten- und Flügelenden. (Letztere dienen der ärmeren Klaſſe zur Nahrung.) Auf dem Pflaſter aufgeſtapelt erblickte man allerlei Wild, in Stücken zerlegt, wie Rehe, Wildſchweine, oft auch Stachelſchweine; daneben lagen Südfrüchte und Gemüſe in großen Haufen, beſonders Artiſchocken, zarter Salat, Endivien und ähnliches. Meiſt waren die Verkaufsbuden mit Lorbeergewinden freundlich geſchmückt; zwiſchen dieſen las man oft an hervorragender Stelle ein mit großen Buchſtaben geſchriebenes Sonett, welches die Huld der Götter pries, denen man dieſe Gaben verdankte.

Wie das Äußere des Pantheons, ſo erſchien mir das Innere des rieſenhaften Vatikans mit ſeinen unvergleichlichen Kunſtſchätzen immer aufs neue wie der Zauber eines Feenmärchens. Gleichwie am nächtlichen Firmamente die Sterne unabſehbar, in ungeheurer Menge, und alle verſchieden an Glanz und Größe aufgehen, ſo auch hier. In wundervollſter Harmonie und Schönheit zuſammengeſtellt, ſieht man in den weiten Sälen eine Perle der Kunſt nach der andern. Unbeſchreiblich war der Eindruck, als einſt Herr von Quandt nächtlicherweile die unüberſehbare Galerie der plaſtiſchen Bildwerke durch Fackeln beleuchten ließ. Die Statuen ſchienen Leben zu atmen, ſo frappant wirkte die düſterrote Glut, der hin und her ſchwankende Schatten. All das Große, das Erhabene trat doppelt ſiegreich und majeſtätiſch in die Erſcheinung, und manches früher Überſehene entzückte jetzt; ſo die Gruppe eines Ehepaares, das ſich die Hände reicht. Etwas Innigeres kann man kaum ſehen; Rauch hat denn auch ſpäter dieſe Idee zum Grabmale des Niebuhrſchen Ehepaares benutzt.

Ein andermal bot ſich mir vom Fenſter meines Zimmers aus

unverhofft ein Schauſpiel dar, welches freilich keineswegs idealer Natur, wie das ſoeben geſchilderte, aber doch auch ſehr eigentümlich war. Der ſchwediſche Bildhauer Byſtröm nämlich, deſſen großes Atelier ſich in der hochgelegenen Villa Malta meiner Wohnung gegenüber befand, erhielt zu einer großen Arbeit einen ungeheuern Marmorblock, den vierundzwanzig ſchnaufende, keuchende Büffel, geſtachelt von den ſpitzigen Lanzen der ſchreienden und fluchenden Treiber, mühſam den Berg hinaufſchleppten. Dieſe dämoniſch ſchwarzen, wilden Beſtien waren nicht gezähmt, ſondern man ſagte mir, ſie lebten in den pontiniſchen Sümpfen, würden aber durch Liſt und Gewalt zu Kraftanſtrengungen, welchen Ochſen und Pferde nicht gewachſen wären, dienſtbar gemacht. Die hämiſche, zurückgedämmte Wut dieſer Büffel, ihre kleinen, tückiſchen, blutunterlaufenen Augen, ihre ſchnaubenden Nüſtern, die kühnen, leidenſchaftlichen Bewegungen ihrer Bändiger gaben ein aufregendes Schauſpiel, an welchem die ganze Straße den wärmſten Anteil nahm.

Die Lebhaftigkeit der italieniſchen Bevölkerung iſt mir überhaupt lange Zeit merkwürdig geblieben; zur Beobachtung derſelben bot ſich mir bei den verſchiedenen Volksfeſten, denen ich im Laufe meines römiſchen Aufenthaltes beiwohnte, wiederholt reichliche Gelegenheit. So ſollte ich gleich am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1819 eine drollige Sitte der Römer kennen lernen. An dieſem Tage wird nämlich, wie bei uns zu Weihnachten, für fleißige Kinder eine Art Beſcherung veranſtaltet, aber der Schauplatz derſelben iſt die Küche, und zwar die Stelle unter dem Schornſtein. Dort werden die Strümpfe, welche die Mädchen während des Jahres gearbeitet haben, an einer Leine nebeneinander aufgehängt und mit Zuckerwerk und Spielzeug angefüllt. Der Kinder Fleiß beſtimmt alſo das Maß ihrer Belohnung. In den kleineren Straßen geht unterdeſſen ein ſchwarz vermummtes Weſen, die Befana genannt, mit einem Beſen umher und ſucht die böſen Kinder auf, um ſie zu ſtrafen. Dieſe Befana iſt das, was bei uns zur Weihnachtszeit der Knecht Ruprecht iſt. Die Kinder erſchrecken und laufen davon, wenn ſie die Befana erblicken; endlich aber zieht ſich dieſe zurück und der volle Jubel der kleinen Schelme brauſt aus fröhlicher Kinderbruſt jauchzend hervor. Beiläufig erzählt, iſt der Ausruf „Befana“ ein arger Spottname geworden, was ich erfahren ſollte,

als ich einſt mit meiner Reiſegefährtin durch Roms Straßen ging. Kaum hatten die Kinder den etwas auffallend mit Federn garnierten Hut der Frau von Loewenich erblickt, ſo ſchrien ſie jubelnd: „Ecco la Befana!“ wieſen mit Fingern auf uns und verfolgten uns, bis wir unſer bergendes Haus erreichten.

Die geiſtige Ausbildung der römiſchen Jugend ſchien mir nach allem, was ich in dieſer Hinſicht zu beobachten Gelegenheit hatte, im ganzen auf recht ſchwachen Füßen zu ſtehen, wozu das klerikale Regiment wohl den größten Teil beitragen mochte. So meinte z. B. eines Tages die ſonſt höchſt verſtändige älteſte Tochter meines Hauswirts: die Greife, welche ſie auf einem großen Basrelief dargeſtellt fand, exiſtierten lebend in der Wirklichkeit. Daß der durch Rom fließende Strom ſich Tiber nenne, war ihr ganz neu. Und doch war ſie das Kind aus einem gebildeten Hauſe und von Natur reich begabt!

Der Wiſſenſchaft zeigte ſich die niedere römiſche Bevölkerung unzugänglich, auch wenn es ihr Verderben war; dafür lieferte ein Umſtand den Beweis, welcher einem mir befreundeten deutſchen Arzte begegnete. Dieſer kam eines Abends ganz aufgeregt in mein Zimmer. „Was iſt Ihnen?“ frage ich ängſtlich, und er berichtet: „Ich behandele ein reizendes Kind von acht Jahren, und begreife nicht, warum ſein altes Übel ſtets von neuem ſchlimmer und ſchlimmer hervortritt. Endlich entdecke ich, daß es an einer Überfütterung leidet; ich beſchwöre nun die Mutter, dem Kinde kein Eſſen zu verabreichen und verordne ſtrengſte Diät. Heute komme ich abermals zu ihr und finde das Kind in den letzten Zügen. „Was iſt geſchehen?“ rufe ich beſtürzt aus. „Gewiß iſt wieder gegen mein Verbot gehandelt worden!“ „Ach, mein Gott!“ ſchluchzt die Mutter, „ich habe ja der Madonna eine Kerze gelobt, ſo ſchwer wie mein Kind, wenn ſie dieſes geſund machen wolle — mußte ich da die Kleine nicht immerwährend füttern, damit ſie recht ſchwer wurde und ich der Madonna eine ſtattliche Kerze darbringen konnte?“

Aberglauben, Unwiſſenheit, Verdumpfung und Verdummung ſind eben zu kraß in Italien; welch ein göttliches Land, und auf wie niederer Stufe ſeine Bewohner! Von dem köſtlichen Sprichworte „Bete und arbeite!“ das uns Deutſchen aus der Seele geſchrieben iſt, beherzigen jene nur die erſte Hälfte; ſtundenlang liegen ſie vor

Heiligenbildern, am Wege, in den Kirchen auf den Knien. Alle Augenblicke fanden Prozeſſionen ſtatt; kein Feſttag war ohne ſolche zu denken.

Das erſte größere kirchliche Schaugepränge erlebte ich 1818 gleich einige Tage nach meiner Ankunft in Rom am St. Carlo-Tage, dem 4. November. Feierlich zog der Papſt in einem ganz vergoldeten Wagen in die Kirche; ein Biſchof, der auf einem weißen Zelter ritt, trug ihm ein großes Kreuz voran. Senatoren in Staatskaroſſen folgten; ihre Bedienten waren in lange, rote, mit gelben Bändern beſetzte Mäntel gehüllt; ein ungemein prunkhaft ausſehendes Koſtüm. Was war das aber im Vergleich zu dem nächſten hohen Feſte, Weihnacht des Jahres 1818! Schon tagelang vorher kündigte der heilige Chriſt ſich an durch die Vorbereitungen der Krämer, durch herrlich aufgeputzte Konditorläden mit ſchönen und eigentümlichen Süßigkeiten. Pinienkerne ſchienen beſonders beliebt und wurden auf mannigfache Weiſe verzuckert dargeboten; ſie waren zarter und ſchmackhafter als Mandeln. Die kirchliche, ſehr ſolenne Feier begann um Mitternacht vom 24. auf den 25. Dezember mit Glockengeläute von allen Kirchen Roms. In Santa Maria Maggiore findet eine beſondere Feierlichkeit ſtatt; eine ſilberne Wiege wird um 12 Uhr in Prozeſſion herumgetragen, der ſich die zahlreich auf dem marmornen Fußboden der Kirche hingelagerten Landleute andächtig anſchließen. Morgens folgt dann das große Hochamt, vom Papſte ſelbſt im Quirinal abgehalten; gelegentlich desſelben werden die ſeltenſten Reliquien gezeigt, ſo z. B. ein Stück vom Kreuze des Erlöſers, die Lanze des Longinus uſw. Ich hatte mich ſehr früh aufgemacht, was bei dem herrſchenden Gedränge unerläßlich war, und wohnte der Feier bei. In vollem, koſtbarem Ornat wurde das Oberhaupt der katholiſchen Kirche unter einem Thronhimmel in die Kapelle getragen; würdevoll ſtieg der alte Mann die Stufen des Hauptaltars empor und las die Meſſe, umgeben von der prachtvoll koſtümierten hohen Geiſtlichkeit. Muſik und Glockengeläute erhöhten die Feier. Hier zeigte ſich der katholiſche Kultus in würdiger Weiſe; anders war es in der Kirche Sta. Maria in Ara Coeli auf dem Kapitol (ehemals Tempel des Jupiter), die ich noch beſuchte. Ich ſtieg mit unzähligen Menſchen die breite, weiße Marmortreppe hinan; gleich beim Eintritt ſah man in der Mitte der Kirche eine Art Theater, zu

welchem drei Stufen führten. Dort war die Krippe; die Madonna, eine lebensgroße Puppe in weißem Gewande mit blauem Mantel, kniete vor dem in der Krippe liegenden Jesuskinde, neben ihr Joseph in der braunen Kutte, das Kind anbetend. Die Köpfe von Ochs und Esel fehlten nicht im Hintergrunde; seitwärts aber war noch eine andere, sehr seltsame Gruppe. Eine lebensgroße weibliche Figur in dunkelroter Seidenrobe und majestätischem Federaufsatz auf dem Kopfe, Perlenschnüre um Hals und Brust, hatte einen Kavalier in spanischer Tracht zur Seite, der den Federhut in der Hand hielt; links von der Dame sah man eine kleine weibliche Gestalt in blumigem, buntem Stoffgewande. „Was bedeutet das?" fragte ich erstaunt den Kapuziner, welcher die Wache hielt. „Das ist ja der Kaiser Octavian und die tiburtinische Sibylle" erhielt ich zur Antwort. „Aber die Kleine neben ihr?" „Ist ihre Kammerzofe; solche Damen können diese nicht entbehren!" erwiderte, würdevoll dreinschauend, der Kapuziner zu meinem höchsten Ergötzen.

Wie seltsam war mir die Parallele zwischen diesem theatralischen Pompe und der einfachen Weihnachtsfeier, welche wir deutschen Künstler unter uns begingen! Die römische Flora ist selbst im Winter reich; am Morgen, nachdem wir die Kirchen besucht, pflückten wir daher auf der Zinne des Friedenstempels Weihnachtssträuße von den wild dort wuchernden Levkoien, Reseda, Goldlack, Tazetten und Tulipanen, denen wir Efeu, Lorbeer und Myrthe hinzufügten. Abends wurde bei Frau von Schlegel ein echt deutsches Weihnachtsfest arrangiert; mit Hilfe ihrer Söhne, des Malers Eggers, der munteren Elise und der poetischen Auguste Klein gelang eine gar liebliche Feier. Im großen Mittelzimmer bei Frau von Schlegel strahlten in vollem Lichterglanze zwei Lorbeerbäume, welche die deutschen Tannen ersetzen mußten; Orangen vertraten die Stelle unserer Äpfel; unsere frischen Blumenbuketts und römische Zuckersächelchen verzierten gar anmutig die Bäume; kleine, scherzhafte Gaben in dichterisch-heiterem Gewande verursachten noch besonderes Ergötzen. Wendete sich aber der Blick, so wurde man durch zwei herrliche, in den einander gegenüber belegenen Türen angebrachte Transparents überrascht. Auf dem einen, von der Hand Philipp Veits, verkündete der Engel den Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft; auf dem anderen, von Eggers' Hand, befand sich

eine Geburt Chriſti, Maria und Joſeph, das Kind in der Krippe anbetend, aber ohne den Kaiſer Octavian und die tiburtiniſche Sibylle.

Von anderen kirchlichen Feierlichkeiten, denen ich beiwohnte, war mir beſonders die am Gründonnerstage in einem Saale des Vatikans veranſtaltete Fußwaſchung und Speiſung der zwölf Apoſtel merkwürdig; dieſe wurden durch Pilger vorgeſtellt, welche nach Rom gewallfahrtet waren, um dort die Oſterzeit zu verleben. Eine zahlloſe Menge wohnte, wie allen dergleichen Zeremonien, ſo auch dieſer bei. Auf einer Eſtrade ſaßen die zwölf Pilger in langen, weißwollenen Gewändern und ebenſolchen Mützen; jeder von ihnen hielt einen Veilchenſtrauß in der Hand. Die Türen öffneten ſich, und der Papſt, in langem, weißem, bis auf die Füße herab zugeknöpftem Gewande, dunkelviolettem Sammetkragen und Käppchen von derſelben Farbe, trat ein. Ihm folgten zwei Diener; der eine trug weiße Tücher, der andere eine goldene Waſchſchale mit Waſſer darin. Kniend reichten ſie ihm beides, nachdem das den hiſtoriſchen Vorgang erzählende Evangelium abgeſungen worden; der Papſt bückte ſich, benetzte die Füße der zwölf Pilger der Reihe nach und trocknete ſie dann mit den Tüchern ab, welche darauf den Gewaſchenen als Geſchenk verblieben. Als die Funktion kaum beendet war, ſtrömte ſchon alles zu dem weit entfernten Saale, wo die Speiſung dieſer nämlichen Pilger vor ſich gehen ſollte. Auch hier waren unzählige Menſchen verſammelt. Eine lange, ſchmale Tafel war für die zwölf hergerichtet; als ſie ihre Sitze eingenommen hatten, erſchien der Papſt. Kardinäle überreichten ihm kniend die Schüſſeln, die er dann auf die Tafel ſetzte; er legte jedem Pilger vor und ſchenkte Wein dazu ein.

Bei den verſchiedenen kirchlichen Feierlichkeiten im Vatikan hatte ich wiederholt Gelegenheit, den uralten, durch beſondere Beſtimmung des Tridentiner Konzils auf die Privatkapelle des Papſtes beſchränkten Canto fermo zu hören, dieſen weltberühmten Geſang, der in ſeiner jetzigen Form von Gregor dem Großen, dem Weſen nach aber aus der Zeit der Griechen ſtammen und bis heute noch keine Veränderung erfahren haben ſoll. Man muß ihn oft hören, um ſeine Schönheiten zu erkennen. Ich vernahm in ihm, der aus dem Jahre 599 datiert, gleichſam die Uranfänge der modernen Muſik in tiefen, langgehaltenen, ſich wiederholenden, klagenden Akkorden, ohne Akkompagnement, ohne

jegliche Verzierung, ja ich möchte ſagen, ohne jeglichen Reiz gefälliger Melodie. Düſtere, ſtrenge Erhabenheit iſt ſein Charakter; es iſt eine majeſtätiſche, nahezu grauenhaft ernſte Muſik, welche eine mächtig erſchütternde Wirkung nie verfehlen kann. Aolsharfen und Harmonikaklänge glaubt man zu hören; die Stimmen der Sänger tönen in arpeggierten Akkorden ſo wundervoll ineinander, daß man wirklich himmliſcher Sphärenmuſik zu lauſchen wähnt.

Ein beſonderes kirchliches Gepränge entfaltete ſich am Karfreitage in der nicht großen, aber durch Michelangelos Meiſterwerke herrlich geſchmückten Kapelle Siſtina; an dieſem Tage ſah ich den Papſt und ſeine Kardinäle ſelbſt des heiligen Amtes walten. Der Chor, innerhalb deſſen ſie fungierten, war durch ein Gitter von dem übrigen Raume getrennt; neben dem Altar ſtand ein großer Kandelaber mit dreizehn brennenden Kerzen, die zum Zeichen der Trauer von gelber Farbe waren. „O Jeruſalem, was haſt du getan!“ tönte ſchwermütig der fromme Geſang; unterdeſſen nahte der Abend und die Dämmerung nahm zu; nach und nach floſſen im Inneren der Kapelle Geſtalten und Formen ineinander. Von den dreizehn Lichtern erloſch mit Ausnahme desjenigen, welches den Erlöſer ſelbſt bedeutete, eines nach dem andern, wie einer nach dem andern Chriſtum verriet und verließ. Allmählich trat Finſternis und Totenſtille ein; dann aber ertönte wunderbar das Miſerere von Allegri. Engel ſchienen ihre Stimmen in langgehaltenen, reinen Diskanttönen erſt leiſe, dann immer lauter zu erheben, den Höchſten anflehend um Erbarmen und Gnade. Endlich verhallte der letzte Ton — das letzte Licht wurde entfernt, und ſchweigend ging die Menge auseinander.

Ich eilte, ſo ſchnell mich meine Füße tragen wollten, nach Sankt Peters Dom, um dort die wundervolle Kreuzbeleuchtung zu ſehen. Tauſende von Menſchen waren verſammelt; dennoch bot die majeſtätiſche Kirche noch Raum genug, wie in einem Konzertſaale umherzugehen. Von der Decke herab hing ein mächtiges, ganz mit Lampen beſetztes Kreuz; der Papſt mit allen Kardinälen kniete darunter zum Gebete nieder. Durch die Lichtſtrahlen des Kreuzes wird der ungeheure Raum allein erleuchtet; eine Anordnung, welche — da alle Verzierungen der Kirche verſchwinden und die hohen, majeſtätiſchen Wölbungen rieſenhaft hervortreten — einen unbeſchreiblich heiligen Eindruck

macht und ganz des hohen Geiſtes Michelangelos würdig wäre, wenn ſie, wie behauptet wird, wirklich von ihm herrührt. Ich konnte mich glücklich preiſen, dieſen herrlichen Anblick noch genoſſen zu haben, denn da in den entfernteren und ganz dunkel gebliebenen Räumen der rieſenhaften Kirche von den allezeit pietät- und rückſichtsloſen Engländern trotz der Anweſenheit des Papſtes, welche doch hätte Achtung gebieten ſollen, Unziemlichkeiten verübt worden waren, ſo unterließ man ſpäter die Ausführung der ſchönen Feier ganz — ein leider nicht alleinſtehendes Beiſpiel, daß Roheit die Poeſie verſcheuchte.

Mit dem Karfreitage trat plötzlich eine tiefe Stille in ganz Rom ein. Alle Glocken der Stadt verſtummten; erſt am Oſterſonntage erſchallten ſie Punkt zwölf Uhr wieder von ſämtlichen Kirchen und Türmen. Welch herrliches Gloria! Später ertönte zur Veſper noch ein Gloriageſang in allen Kirchen. Zugleich mit dem Glockengeläut hörte man auch Freudenrufe und Jauchzen auf den Straßen, ja, wer eines Gewehrs hatte habhaft werden können, unterließ nicht, zu ſchießen. Dies Geknall bildete einen ſeltſamen Kontraſt zu der früheren Ruhe.

Am erſten Oſterſonntage, den ich in Rom verlebte, holte mich in der Frühe Prinz Friedrich von Gotha zu einer Spazierfahrt ab, welche am Eingange des Petersplatzes neben den Kolonnaden endete; dort konnten wir die Benediktion, welche der Papſt erteilte, bequem mit anſehen. Unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg, unter dem Glockengeläute der dreihundert Kirchen Roms erſchien der Papſt mit der dreifachen Krone im feſtlichſten Schmucke auf dem Balkon der Peterskirche; er wurde auf einem Seſſel getragen und war von zahlreicher Dienerſchaft begleitet, welche große Fächer von weißen Pfauenfedern ihm zur Seite hielten; ein Geſchenk der Stadt Ravenna. Angeſichts der Menge erhob ſich der heilige Vater und gab den zahllos auf dem Petersplatz Verſammelten, welche auf die Knie ſtürzten, ſeinen Segen. Man rechnete, daß außer den Einwohnern Roms und den Landleuten, die herbeigeſtrömt waren, dreißigtauſend Fremde in der heiligen Stadt verſammelt ſeien. Auf dem großen Platze vor der Peterskirche ſtand Kopf an Kopf; namentlich fielen die Pifferari in die Augen: Hirten aus den Abruzzen oder der Campagna, welche in der Oſterzeit zahlreich nach Rom kommen und dort vor den

Madonnenbildern in den Straßen mit Dudelsack und Pfeife in einfachen Melodien ihre Andacht verrichten. Ablaßzettel flogen auf die Menschenmenge herunter und wurden eifrig aufgefangen. Da unser Wagen mit allen übrigen in der Entfernung halten mußte (auf dem Petersplatze standen sicherlich sämtliche Kutschen von Rom, und doch war noch Raum für ebenso viele), so konnte ich leider den Papst nicht genau sehen; dennoch machte es auch auf mich einen tiefen Eindruck, als so viele Tausende mit einem Schlage andächtig auf die Knie stürzten, um den Segen des „Statthalters Christi" zu empfangen, der ihn am Ostersonntage der ganzen Christenheit spendet.

Am Abend verschaffte mir Monsignore Renazzi, der Beichtvater des Prinzen Friedrich, in einem an der Engelsbrücke, St. Peter gegenüberliegenden, drei Stock hohen Hause einen bequemen Platz, um die Kuppelbeleuchtung von St. Peter und später die Girandola auf der Engelsburg mit anzusehen; eine besondere Vergünstigung, denn nur sehr wenige Gebäude liegen so, daß man von ihnen aus den Anblick beider Herrlichkeiten gleichzeitig genießen kann. Mit Sonnenuntergang begann die Beleuchtung von St. Peter; zuerst durch Fackellicht, auch auf dem Kreuze ganz oben. Dann wurden die Galerien, dann unter diesen die Fenster der Kuppel, den Rand des Daches entlang, überall durch flammendes Fackellicht erhellt. Um ein Uhr in der Nacht erlosch dies plötzlich, und wie mit Zauberschlage trat an seine Stelle die Lampenbeleuchtung. Der ganze herrliche Bau schien wie aus Lichtperlen auf dunkeln Grund gezeichnet. Die Lampen folgten den architektonischen Linien der Pfeiler, Friese, Fenster, Galerien, Rippen der Kuppel; ein Feenpalast, mit dem Strahlenkreuze geschmückt, schien in der Luft zu schweben. Sogar der obere Rand der Kolonnaden — auf welchem Bildsäulen stehen, die durch die hin und her hüpfenden Lichtreflexe Leben zu atmen schienen — war von Lampen umsäumt. Zwei Stunden später wurde das Feuerwerk auf der Engelsburg angezündet, deren Lokalität, ein rundes, mehr breites als hohes Gebäude, sich besonders dazu eignete. Das großartige Schauspiel begann mit zahllosen Raketen, die im Steigen einen fächerartigen Pfauenschweif bildeten. Bald schienen feurige Wasserfälle über die runden Mauern der Burg hinabzustürzen, bald hatte es den Anschein, als sei sie von glühenden Festons und Blumensträußen umzogen; die wunderbarsten Flammengebilde

wechselten miteinander ab, und der Schluß war, wie der Anfang, eine großartige Girandola, aus welcher beim Erlöschen ein kolossaler Erzengel Michael in roter Glut sichtbar wurde. Die Pracht dieses Feuerwerks wurde noch dadurch erhöht, daß es sich in dem hart vorüberfließenden Tiberstrome wiederspiegelte.

Wenige Monde später, im Juni, genoß ich abermals durch die Güte des Prinzen von Gotha eine seltene Vergünstigung. Er lud mich nämlich ein, mit ihm nach St. Peter zu fahren, um der majestätischen Feier des Corpus dominibeizuwohnen. Wir stiegen bei den Kolonnaden aus und nahmen zwischen denselben einen erhöhten Platz ein, von welchem aus man die vorbeiziehende Prozession vortrefflich sehen konnte. Der Fußboden zwischen den Kolonnaden war mit Blumen bestreut, zwischen den Säulen hingen Laubgewinde. Unter dem Glockengeläute von allen Kirchen Roms und dem Kanonendonner von St. Angelo begann der Zug. Die Geistlichkeit der fünf Basiliken Roms eröffnete ihn; vor jeder Abteilung derselben wurde statt der Fahne eine Art von Schirm getragen, der aus breiten Streifen von Goldbrokat und dunkelrotem Sammet zusammengesetzt war. Diese Stoffe waren der jährliche Tribut der Juden für die Erlaubnis, in Rom wohnen zu dürfen, und dafür war ihnen das Ghetto eingeräumt: ein Gewirr schmutziger Straßen mit himmelhohen Häusern, welches allabendlich geschlossen wurde. — Den Anfang der Prozession machte der Lateran, als der Mutterkirche Roms; dann folgten die zahllosen Mönchsorden mit ihren gemalten oder gestickten Oriflammen, die Klosterbrüder hielten brennende Kerzen in den Händen und sangen Psalmen. Ihnen wiederum folgte der griechische Patriarch mit seinen Geistlichen; er trug eine Krone wie die der alten Kaiser und ein langes, bis zu den Füßen herabwallendes, vorn offenes Stoffgewand, in dessen breite Ränder Figuren von Heiligen in bunter Seide eingestickt waren. Ihm schlossen sich die Kardinäle an; sie hatten weiße, zugespitzte Bischofsmützen auf den Häuptern und trugen ganz goldstoffene Meßgewänder über weißen Unterkleidern mit breiten Spitzen. Den Kardinälen reihte sich die Dienerschaft des Papstes an, in karmoisinroten Sammet und ebensolche Seide gekleidet; auf rotsamtenen Kissen mit Goldquasten wurden die dreifache Krone des Papstes und die goldenen Schlüssel Petri getragen. Endlich erschien, ehrwürdig anzuschauen, der Papst

ſelbſt, auf erhöhtem, mit Teppichen behangenem Gerüſt kniend, von ſeinen Offizianten getragen, während er mit beiden Armen die Monſtranz umfaßte, welche die heilige Hoſtie barg. Sein Kopf war nur mit einem kleinen, weißen Käppchen bedeckt; die ganze Geſtalt umgab ein weites, weißes Stoffgewand, das ſelbſt die Hände verhüllte. Ein reicher Baldachin wurde über ihn gehalten. Den Beſchluß machten die Leibwachen zu Fuß und die Schweizer in mittelalterlicher Tracht mit Helm und Hellebarden; Pagen, gekleidet wie die Schweizer, nur mit Baretten ſtatt der Helme verſehen, gingen dem Baldachin zur Seite. Das Ganze bot ein pomphaftes Bild; hauptſächlich imponierte der griechiſche Patriarch mit ſeinem langen, weißen Barte. Die Harmonie des Feſtes wurde nur durch einen einzigen Mißton geſtört, nämlich durch das zerlumpte Äußere der Landleute, welche den Platz füllten und einen grellen Kontraſt zu all dem Glanze bildeten, in welchem der Klerus auftrat. Später mußte ich erfahren, daß unſere geputzten Bauern ärmer ſind, als dieſe dürftig, aber maleriſch ausſehenden Italiener, die unter dem herrlichen Klima nicht zu ſäen und nicht zu ernten brauchen, der liebe Herrgott ernährt ſie doch.

Ich habe erzählt, wie ich den Papſt bei hohen Feierlichkeiten ſah. Oftmals begegnete ich ihm aber auch, wenn er ſeine tägliche Spazierfahrt machte, wobei ihn eine reitende Leibwache begleitete. Wenn Pius VII. ſich zeigte, ſtürzte alles auf die Knie, um ſeinen Segen zu empfangen, den er während des Fahrens aus den Wagenfenſtern, ſowie beim Auf- und Niederſchreiten an ſchattigen Stellen, wo er halten ließ, jedermann erteilte. Er trug meiſtens ein bis zu den Füßen zugeknöpftes Hauskleid von weißem Kaſchmir, mit einer Pelerine von dunkelrot-violettem Sammet. Sein Haupt bedeckte ein Käppchen von gleichem Stoff und gleicher Farbe; die noch dunkeln, weichen, ſanft gelockten Haare quollen darunter hervor. Seine Geſtalt war klein, das Geſicht ſehr mager und blaß, mit ungemein ſanften, braunen Augen, in denen ein wahrhaft frommer Ausdruck lag — der Spiegel ſeines Inneren. Einen Beweis ſeiner milden Geſinnung gab er einſt bei ſolchem Spaziergange einem deutſchen Künſtler, einem trotzigen Geſellen, der, während alle Anweſenden die Knie vor dem Kirchenoberhaupte beugten, den Hut auf dem Kopfe, herausfordernd ſtehen blieb. Papſt Pius ging freundlich auf ihn zu und ſagte: „Der Segen eines

alten Mannes kann niemand etwas ſchaden, ich gebe ihn dir!" Der junge Menſch ſtürzte wie vom Donner gerührt auf die Knie.

Einmal — und zwar am 10. Januar 1819 — führte mich auch eine nicht gerade religiös zu nennende Angelegenheit in ein Gotteshaus, nämlich in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo die ſterblichen Überreſte der dahingeſchiedenen Königin Chriſtine von Spanien ausgeſtellt waren. Schwarzer, mit ſilbernen Lilien beſtickter Samt bekleidete Säulen und Wände der Kirche. Angetan mit dem königlichen Prunke, im Silberſtoffkleid, mit Hermelinmantel und Krone, ruhte die tote Majeſtät auf einem ſchräg abfallenden Katafalk, der ebenfalls eine ſchwarzſamtene Draperie hatte. Die Quaſten an den Zipfeln derſelben wurden von vier Prinzen von Geblüt gehalten. Die von Statur kleine Königin nahm ſich in der koloſſalen Kirche wie eine Puppe aus. Am Morgen des genannten Tages war die Schauſtellung zu Ende; um Mittag wurde die Leiche nach der Peterskirche übergeführt, in deren Krypta ſie ruhen ſollte. Mit dem Schlage zwölf ſetzte ſich der feierliche Leichenzug, dem zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein Trupp Bewaffneter voranritt, unter fortwährendem Glockengeläute in Bewegung; eine Trauermuſik erſchallte, zahlloſe geiſtliche Orden, die Brüder Fahnen und brennende Kerzen in der Hand, führten ihn an. Der Träger des Kreuzes, in weißem Gewande mit roter Stola und rundem, von beiden Seiten aufgekremptem Hute, ritt auf einem weißen Maultier. Dieſes wurde geführt von zwei päpſtlichen Dienern, die in kurze Überwürfe von karmoiſinfarbenem Damaſt gekleidet waren. Dann folgte die reich behangene Bahre mit der noch immer auf dem Paradebette prangenden königlichen Leiche. Unmittelbar dahinter ritten Fürſtlichkeiten und Kardinäle (dieſe zu Mauleſel) im größten Pomp; dann ſah man auf einem Wagen den leeren Sarg, welcher in der Peterskirche die ſterbliche Hülle der Königin aufnehmen ſollte. Er war mit einer goldſtoffenen Decke behangen; ein reich verzierter Thronhimmel erhob ſich darüber. Eine zahlloſe Wagenreihe mit dem Hofſtaat und der Dienerſchaft der Königin ſchloß ſich an; in jedem Wagen ſaß immer nur eine Perſon; die letzten Kutſchen waren leer. Als ich den Zug langſam ſich hatte entfalten und die Kirche verlaſſen ſehen, ging ich nach Hauſe, aß gemütlich zu Mittag und pflegte der in Rom doppelt notwendigen Sieſta. So war faſt drei Uhr herangekommen;

das fortdauernde Glockengeläute bezeugte indeſſen, daß der Zug noch immer in Bewegung ſei. Ich eilte deshalb, ihm nochmals zu begegnen, und war ſo glücklich, nahe bei Sankt Peters Dom auf einem Karren einen erhöhten Platz zu erobern, wo ich das prunkhafte Bild nochmals an mir vorbeiziehen ſah. Gegen fünf Uhr verkündete der Donner der Kanonen von der Feſtung St. Angelo, daß der Zug in der Peterskirche angelangt war. Hier geruhte die Majeſtät zu bleiben, und der bis jetzt in ſämtlichen Funktionen mit aller Strenge fortdauernde Hofdienſt wurde damit aufgehoben. Jeden Morgen hatten nämlich Arzt, Friſeur, Hofdamen, Kammerfrauen, Haushofmeiſter und Stallmeiſter ſich nach den Befehlen Ihrer Majeſtät erkundigen müſſen, wie wenn die Königin gelebt hätte. Die Antwort war jedesmal geweſen: „Ihre Majeſtät ruhen.“ Die Küche war wie gewöhnlich beſtellt worden, die Pferde ſtanden angeſchirrt. Der kurz vor dem Tode der Königin in deren Dienſt getretene Friſeur hatte nur dreimal die Ehre gehabt, die hohe Frau zu friſieren; dennoch erhielt er, wie alle übrigen Hofdiener, eine königliche Penſion.

Hatte ſolchergeſtalt eine tote Majeſtät mich und meine Kunſtgenoſſen, ja die ganze Stadt in Bewegung geſetzt, ſo ſollte alsbald eine lebendige das gleiche tun: man erwartete nämlich den Kaiſer Franz I. von Öſterreich zum Beſuche in Rom. Als dies bekannt wurde, gerieten alle deutſchen Künſtler in Atem; ſie wollten eine Ausſtellung für den Monarchen veranſtalten. Frohe Erwartung regte ſich in der Künſtlerbruſt: ein deutſcher Kaiſer wird deutſche Kunſt in Rom zu würdigen wiſſen, ſo hoffte man. — Wie bitter ſollte man ſich getäuſcht haben!

Am 3. April 1819 traf der Kaiſer ein; die Ausſtellung der deutſchen Bilder im Palazzo Caffarelli wurde am Tage ſeiner Ankunft für das Publikum eröffnet. Die Kartons zu den Freskobildern der Caſa Bartholdina und der Villa Maſſimi bildeten die Hauptzierde derſelben. Mein beſcheidener Beitrag beſtand in dem Porträt meiner Freundin Fanny Caspers, welches an paſſender Stelle eine gute Unterkunft gefunden hatte.

Am Tage, nachdem der Kaiſer angelangt war, wurde ihm zu Ehren im Vatikan eine Kantate aufgeführt. Eine Freundin und ich, wir hatten durch Niebuhr eine Einladung zu dieſer Feſtlichkeit erhalten. Da wir

uns etwas verspätet hatten, so kamen wir atemlos an; die hohen Flügeltüren öffneten sich, und wir erblickten zu unserer Bestürzung in einem zauberhaft beleuchteten Saale eine glänzende Versammlung reich geschmückter Damen und dekorierter Herren. Unsere Verlegenheit steigerte sich noch, als der Portier beim Eintreten ganz laut in den Saal hineinrief: „Signora Luigia Seidler, pittrice tedesca!“ Wie Donner hallte dies Wort an meine Ohren. Die arme, schüchterne Malerin im schwarzen Kleidchen trat erschrocken mit niedergeschlagenen Augen zur Seite, ohne sich weiter vorzuwagen; sie ließ die Aufführung gern im Stich, als der Eintritt des Kaisers mit Gefolge das Hinausschlüpfen unbemerkt möglich machte.

Der Kaiser hatte die Musik im Vatikan „kunstsinnig“ gebilligt — wir hofften alles von seinem Besuche unserer Ausstellung. Mühe und Sorgfalt hatten wirklich etwas Bedeutendes zustande gebracht, und mit Stolz blickten wir auf die großartigen Schöpfungen deutscher Kunst. Sämtliche Gemälde erschienen durch Gegensatz und Beleuchtung gleichsam in ihrer wahren Gestalt; vor allem ragte die „Religion“ von Philipp Veit hervor, eine edle hohe Gestalt, für eine Lünette im Vatikan bestimmt. Das Kolorit, der Charakter, der erhabene Ausdruck ließen nichts zu wünschen übrig; die Kartons zur Casa Bartholdina und teilweise zur Villa Massimi gewannen bei näherer Beschauung immer mehr; ebenso befriedigte Wilhelm Schadows Porträt von Thorwaldsen, von sich selbst und seinem Bruder, dem Bildhauer Rudolph Schadow, welcher letztere seinerseits eine Spinnerin und ein Mädchen, das seine Sandalen bindet, in Marmor ausgestellt hatte. Wach produzierte u. a. eine treffliche Kopie der Vision des Ezechiel nach Raffael; Bernhard, Rehberg und Rösel tüchtige Zeichnungen, Catel einige seiner vorzüglichsten Landschaften usw. Im ganzen enthielt der Katalog 178 Nummern und die Namen von 48 Malern, einer Malerin (welche ich selber war), von sieben Bildhauern, vier Kupferdruckern und zwei Erzgießern. Somit konnten wir uns sagen, daß das Ganze würdig und stattlich erscheine, und wohl durfte uns das Herz in freudiger Erwartung höher schlagen. Aber — der Kaiser besah „holter“ nur einmal flüchtig diese Ausstellung, und es erfolgte kein Zeichen irgendwelcher Teilnahme, wogegen später italienische Künstler gewinnbringende Bestellungen und Franzosen Orden erhielten.

Der gute Kaiſer hatte freilich ſo wenig Sinn für wahre Kunſt, daß er gelegentlich eines Beſuchs bei Thorwaldſen dieſem auf die Achſel klopfte und ausrief: „Brav! Brav! Schaun's — man ſieht holter, daß Sie ein fleißiger Schüler von dem Canova ſind!" Tags darauf kam auch ein alter General aus des Kaiſers Gefolge zu Thorwaldſen, fragte, ob dieſer bei Canova „gelernt" habe und verſprach ihm dann ſehr huldreich ſeine Protektion.

Noch einige andere Anekdoten förderte Kaiſer Franz zutage; ſo z. B. hatte er von den in Italien ſo oft vorkommenden Weinrebenfeſtons an den Landſtraßen den Glauben gehegt, dieſelben ſeien expreß für ihn angefertigt, und eine große Freude über dieſe ihm erzeigte „Huldigung" ausgedrückt. Auf dem Petersplatz erregten die dreißig Fuß hoch ſpringenden Fontänen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Nachdem er ſich eine Weile in ihre Betrachtung vertieft, rief er ſeiner Begleitung zu: „Schön! ſchön! i hob nun g'nug g'ſchaut; laſſen's die Waſſer alleweil' nur wieder ab!" Er ahnte nicht, welche Fluten Roms antike Waſſerleitungen ſpenden und hielt auch dieſe rieſigen Fontänen für improviſiert.

So verging der Frühling und ein Teil des Sommers vom Jahre 1819 — bald war ich acht Monde in der ewigen Roma. Da beſchloß ich, eine Tour nach Neapel zu unternehmen, wohin Frau von Loewenich mir ſchon vorangegangen war; ſie hatte mir Wunderdinge von der herrlichen Stadt geſchrieben und meine Sehnſucht nach derſelben geweckt. In Begleitung einiger Freunde (unter denen der Schweizer Landſchaftsmaler Salathé und der treue Schinz) machte ich mich denn im Juli auf den Weg — „Neapel ſehen und nicht ſterben!" war die Loſung.

Wir hatten einen ſchriftlichen Akkord mit einem Vetturin gemacht, der uns in drei und einem halben Tage nach Neapel zu bringen, ſowie unterwegs für Nachtlager und Koſt zu ſorgen ſich anheiſchig machte; die Perſon zahlte dafür zehn Skudi. Morgens drei Uhr raſſelte der koloſſale, ſchwer bepackte und mit vier ſchellenbehangenen Maultieren beſpannte Wagen an meiner Haustüre vor, aber erſt gegen acht Uhr fuhren wir zum Tore hinaus; ſo lange ließen die übrigen Paſſagiere, beſonders diejenigen, welche den Bock einnahmen, auf ſich warten. Welche Geduldsprüfung für die Reiſenden! Unerträglich im Vergleich zu der unaufhaltſamen Pünktlichkeit der Eiſenbahnen.

28. Bürkel, Landſchaft mit römiſchen Banditen

Im Schneckenſchritt gelangten wir mittags zwölf Uhr nach Albano — eine Strecke, die man mit guten Pferden in zwei Stunden zurücklegen kann. In der Poſt, die zugleich Gaſthof war, ward nun gemütlich ausgeruht und Mittag gemacht; endlich ging es langſam weiter nach Genzano und von da an bewaldeten Bergketten vorüber nach Velletri, einer auf einem kleinen Hügel maleriſch gelegenen Stadt, wo das erſte Nachtquartier gemacht werden ſollte. Wer beſchreibt aber unſer Entſetzen, als bei einbrechender Dämmerung unſer Vetturino plötzlich ein Zetergeſchrei: „Ladri! Ladri!“ ausſtieß. Zugleich ſtürzten die Pferde wie raſend vorwärts. „Was gibt's?“ riefen wir alle voll Entſetzen wie aus einem Munde, und das Haar ſträubte ſich uns empor. „Nichts! Gar nichts!“ verſetzte der Kutſcher ruhig; „ich habe meine Pferde abgerichtet, daß ſie auf dieſen Ruf tüchtig zu laufen beginnen, und da ſie anfingen, matt zu werden, wollte ich ſie ſtacheln, damit wir Velletri bald erreichen.“

Wir wußten nicht, ſollten wir lachen oder ſchelten. Ich glaube, wir taten beides, jedenfalls aber waren wir froh, nicht wirklich von Räubern bedroht geweſen zu ſein.

Übrigens lebte die Furcht vor Spitzbuben nicht bloß in unſerer Einbildung; die Unſicherheit der Umgegend Roms war zu jener Zeit in der Tat ſehr groß. Hatte doch ſoeben erſt unſer Reiſegefährte, der brave Maler Salathé, wirklich die unliebſame Bekanntſchaft mit Räubern gemacht! Freilich war ſein romantiſches Abenteuer noch gut abgelaufen, aber beängſtigend genug war der Gedanke an dasſelbe doch. Eigentlich war es auf den Baron Rumohr abgeſehen geweſen, der ſchon mehrere Jahre hintereinander während der heißen Jahreszeit einen Sommeraufenthalt in der Umgegend von Olevano gewählt hatte. Dies Städtchen liegt etwa dreizehn Stunden von Rom maleriſch auf einem der höchſten Gipfel des Sabinergebirges; die Straßen laufen eng und ſteil übereinander, nur der Markt bildet einen freien Platz, auf dem die Kirche ſteht. Die Stadt wird beherrſcht von einem alten, zerfallenen Kaſtell; unweit von dieſem lag völlig einſam das kleine Kaſino, welches Baron Rumohr bewohnte. Es gehörte armen Landleuten und war dürftig eingerichtet, aber die prachtvolle Ausſicht entſchädigte für den Mangel an Komfort. Oft lebten hier Landſchaftsmaler bei dem Baron, um die Gegend zu ſkizzieren; das Gerede, dieſelbe

ſei durch Räuber ſehr unſicher, focht die leichtblütigen Künſtler um ſo weniger an, als ſich längere Zeit keine Spur des Geſindels gezeigt hatte. Auf einmal jedoch lockten die Gerüchte von dem Reichtum des Barons dasſelbe herbei. Eines Tages erſchienen während eines ſtarken Gewitters drei verwegene Geſellen vor Herrn von Rumohrs Haustür; einer hielt Wache, zwei ſprangen die Treppe hinauf und fragten dreiſt nach dem Baron, der ihnen in leichter, läſſiger Sommerkleidung zufällig entgegentrat. Er durchſchaute ſofort den Sachverhalt, antwortete aber kaltblütig mit ruhiger Gelaſſenheit: „Ich weiß nicht, wo Herr von Rumohr iſt, ich werde ihn rufen.“ Die Räuber hielten ihn für einen Diener, und dies gab ihm Friſt, zu entfliehen. Unterdeſſen war der Maler Salathé jenem Wächter in die Hände gefallen und von ihm gepackt worden, da er ihn trotz der gegenteiligen Beteuerungen des Sohnes des Wirtes von Olevano, namens Baldi, der aus unzeitiger Neugier dem Vorgange zuſah, für den Baron hielt. Nun durchſuchten die Spitzbuben das ganze Haus; als ſie den Baron nicht fanden, erkannten ſie ihren Irrtum, gerieten in grenzenloſe Wut und ſchleppten ſtatt des Herrn von Rumohr den Wirtsſohn, der auf dieſe Weiſe ſeinen Vorwitz höchſt unliebſam büßen mußte, und den Maler gebunden fort, mit der Drohung, ſie beide zu töten, wenn nicht das Löſegeld, 2000 Skudi für jeden von ihnen, herbeigeſchafft würde. Kaltblütig ſagte ihnen Salathé, alle ſeine Freunde und Verwandte ſeien gleich ihm ſelbſt zu arm, um nur das geringſte zu zahlen. Der Wirtsſohn dagegen ſchrie wie ein kleines Kind. So gelangten ſie, bergauf, bergab, bis zu einer Höhle, wo noch andere Räuber hauſten, welche gerade allerlei Beute durchſuchten, bei welcher ſich auch ein Medaillon mit einem Damenporträt befand. Salathé blieb ganz ruhig; die fremdartige Gruppe feſſelte ſein Künſtlerauge ſo, daß er gelaſſen das Skizzenbuch aus ſeiner Taſche zog und die Räuber zu zeichnen begann. Dieſer Gleichmut imponierte ihnen dergeſtalt, daß ſie ihm ein über das andere Mal ein enthuſiaſtiſches „Bravo! Bravo!“ zuriefen, Kunſtſtücke mit ihren Meſſern, an denen noch Blutſpuren klebten, ausführten — ſie warfen die Meſſer z. B. ſo in die Höhe, daß dieſelben beim Herabfallen ein Stückchen Papier aufſpießten — und ſich überhaupt ſehr artig gegen Salathé betrugen, dem ſie fortan die beſten Biſſen und den erſten Trunk gaben. Dafür mußte er ihnen

aus Gebetbüchern, welche von den Einwohnern Olevanos requiriert wurden, vorbeten, wobei die Räuber voll Erbauung, ja, Zerknirſchung in ſich gekehrt und zum Teil weinend, zuhörten. Die angefertigten Skizzen, über welche ſie ſehr erfreut ſchienen, ſteckten ſie ſorgfältig zu ſich, indem ſie Salathé ſogar einluden, ganz bei ihnen zu bleiben; er ſolle ein bequemes Leben haben. Den ſchreienden und wimmernden Baldi dagegen behandelten ſie auf das verächtlichſte, drohten ihm und zückten wie zum Spott die Meſſer auf ſeine Bruſt. Ein junger Schäfer, welcher Lebensmittel brachte, wurde von dem Hauptmann der Bande, namens Nicola, nach Olevano in das Kaſino geſchickt, um zu erklären, daß, wenn nicht binnen drei Tagen für jeden der Gefangenen 2000 Skudi unter einem beſtimmten Steine lägen, dieſelben ihr Leben verlieren würden. Bei dieſer Nachricht geriet der arme Vater des gefangenen Baldi außer ſich; er begab ſich zum Baron von Rumohr, ſtürzte ihm zu Füßen und beſchwor ihn, ſeinen Sohn zu retten, da er ſelber unmöglich die Summe aufbringen könne und der Baron ja gleichſam der Urheber des Unglücks ſei. Wirklich ſchaffte Herr von Rumohr großmütig faſt die ganze geforderte Summe herbei; für den Reſt nahmen die Räuber ſilberne Löffel und Uhren, welche ihnen die Familie des Gefangenen anbot. Als das Geld für Baldi erlegt worden war, gaben die Räuber dieſem auf die verächtlichſte Weiſe mit Fußtritten die Freiheit; den Maler Salathé dagegen hatten ſie bereits ohne Löſegeld losgelaſſen, ihn ob ſeines mutigen Benehmens ihrer Freundſchaft verſichert, ihm Gottes Segen gewünſcht und die Hoffnung ausgedrückt, ihm bald auf der Landſtraße nach Neapel zu begegnen. Ja, ſie küßten ihn beim Abſchiede, ſagten, er ſolle in Frieden ziehen und gaben ihm noch einen Skudo Reiſegeld mit.

Dieſe damals noch ganz friſche Begebenheit kam uns allen bei dem plötzlichen Geſchrei unſeres Kutſchers lebhaft in den Sinn, was zur Hebung der Stimmung begreiflicherweiſe nicht beitrug. Ich leugne nicht, daß ich mich oft ſcheu auf der Landſtraße umſah, ob ſich nicht trotz eines ſehr ſtrengen Edikts, welches der Papſt infolge des durch Salathés Abenteuer verurſachten, gewaltigen Aufſehens unlängſt erlaſſen hatte, doch wieder Räuber zeigten. Gottlob war indeſſen meine Furcht vergebens; wir erreichten, auf der ehemaligen via Appia quer durch die berüchtigten pontiniſchen Sümpfe ziehend, deren Gifthauch

unter dem ſchönſten Blumenteppich hervorquoll, und die durch zahlreiche Herden wilder Büffel belebt wurden, über Terracina und Capua das erſehnte Neapel ohne den geringſten Unfall.

So müde ich auch bei meiner Ankunft war: kaum wenige Minuten Raſt gönnte ich mir in dem kleinen Gaſthofe, wo wir Herberge genommen hatten; es trieb mich, ſogleich eine Wanderung durch die Stadt anzutreten. Schinz, Salathé und einige andere Reiſegefährten ſchloſſen ſich mir an.

Bald erreichten wir Santa Lucia, eine breite Straße hart am Meere, wo alle Erzeugniſſe der See, frutti del mare genannt, feilgeboten wurden. Da ſah man nächſt den gewöhnlichen Seefiſchen und den auch bei uns bekannten Krebſen bunte, Schlangen ähnliche Aale, Seeſterne mit beinahe fußlangen Armen, Seepferdchen, Kanaliten (lange, ſchmale, wie Meſſerſcheiden geformte Muſcheln, aus deren oberem Ende das Schaltier bisweilen in der Geſtalt einer orangefarbenen kleinen Zunge hervorguckt, um dann ſogleich gierig von den Fiſchern abgebiſſen zu werden), Seekaſtanien, welche ihren Namen mit Recht führen, denn ihre Schale, braun und ſtachlicht, birgt ein dunkelgelbliches Tier. Es iſt eine ganz neue Welt der merkwürdigſten Geſchöpfe, die ſich hier auftut.

Am Hafen erregte vor allem der Wald von Maſten der hier ankommenden Schiffe meine Bewunderung; ungemein impoſant erſchien mir ein rieſiges Linienſchiff, welches die anderen Fahrzeuge gleich Vaſallen umgaben. Dampfböte gab es damals noch nicht; ein Linienſchiff, wie das, welches ich ſah, galt als Triumph der Schiffsbaukunſt.

Unter der auf den Hafendämmen ſich drängenden und treibenden Menſchenmenge fehlte auch der Improviſatore nicht, der, aus Taſſo rezitierend, viele Zuhörer um ſich verſammelte. Vor allem aber feſſelte mich das lebendige und bunte Treiben der Matroſen; ſie vollbrachten ihre Arbeiten unter beſtändigem Jauchzen, Schreien und Lärmen. Beſonders wohl gefiel mir das Aus- und Einladen ungeheurer Maſſen von Orangen, Melonen, Feigen, Apfelſinen und ähnlicher Früchte; Leben und Bewegung entfaltete ſich bei dieſer Tätigkeit der munteren Leute. Mit Vergnügen verweilte ferner das Auge auf den muskulöſen, aber doch feinen Geſtalten der Lazzaroni, welche hier Netze auswarfen, dort zappelnde Fiſche ans Land zogen, an einer

29. Blechen, Meeresſtrand bei Neapel

andern Stelle Kähne ausbeſſerten oder Netze flickten — überall von Frau und Kind begleitet, welche der Arbeit des Mannes meiſtens müſſig zuſchauten. Nach und nach hüllte Dunkelheit das ganze zaubervolle Bild ein; nur einzelne kleine Feuer — auf den Schiffen und am Strande von Fiſchern entzündet, welche daran Mais zur Abendmahlzeit röſten wollten — warfen zitternde Streiflichter; bis der Mond aufging und eine anfangs ſchmale, dann immer breiter werdende flimmernde Lichtſtraße auf den Wellen zog. Im Hintergrunde aber krönte der Veſuv durch ſeine prächtige Feuerſäule das Ganze zum wunderbarſten Nachtſtück. Faſt geblendet von all den Eindrücken, die ſich meinem Auge dargeboten hatten, kehrte ich heim zu meiner Herberge, die Bruſt geſchwellt von einem Gefühl des Unendlichen, das ich am Meere empfand, ſo oft ich es ſah.

Am nächſten Morgen machte ich Frau von Loewenich, die bei ihrem in Neapel anſäſſigen Bruder wohnte, einen Beſuch. Ich traf ſie nicht zu Hauſe, allein Herr Heſtermann (ſo hieß der Bruder) empfing mich mit ausgeſuchter Grandezza, ſeine kleine hübſche Frau, eine Neapolitanerin, mit Herzlichkeit. Heſtermann war ein eigentümlicher Kauz; um reich zu werden, hatte er bereits die tollſten Spekulationen unternommen, die aber faſt alle geſcheitert waren. Unter anderem hatte er die nahe Felſeninſel Niſita, auf welcher nur ein Hoſpital für anſteckende Kranke erbaut war, an ſich gebracht, in der Abſicht, dieſelbe mit Pflanzen und Tieren fremder Zonen zu beleben und eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges daraus zu ſchaffen. Aber die Tiere ſtarben und die Pflanzen gingen aus; von der ganzen Herrlichkeit blieb nichts übrig, als die Karten und Pläne der Inſel (welche faſt den einzigen Wandſchmuck des Heſtermannſchen Salons bildeten), und — der ſtolze Titel eines „Prinzen von Niſita", den ſich der Spekulant aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt. Noch immer gebärdete er ſich wie ein Theaterkönig, ſprach pathetiſch und ging gravitätiſch. Übrigens war er eine ehrliche Haut; trotz ſeiner Bizarrerie lernte ich ihn ſchätzen, da er mir, wo er nur konnte, gefällig und nützlich war.

Am Nachmittage ſuchte und fand ich eine meinen Bedürfniſſen genügende Wohnung in einem großen reinlichen Hauſe bei angenehmen Leuten; mein Schlafzimmer bot die entzückendſte Ausſicht auf den Golf. Schinz fand in dem nämlichen Hauſe Unterkunft, was mir von

höchſtem Werte war, denn in dem volkreichen Neapel iſt es nicht Sitte, und auch nicht wohl tunlich, daß Damen ohne männliche Begleitung ausgehen. — Als ich nun in meiner Herberge die Rechnung gefordert und die nicht kleine Summe derſelben berichtigt hatte, ſtolzierte die Wirtin mit einem dicken Buche herein und bat mich, einen Abſchiedsgruß für ſie hineinzuſchreiben, was ihre Gäſte ſtets getan; ich würde ſogleich ſehen, wie zufrieden jedermann bei ihr geweſen ſei. Ich lachte laut auf, als ich den Inhalt des Buches muſterte, denn Verwünſchungen, Klagen über ſchlechte Bedienung, ungenießbares Eſſen und teure Preiſe waren da in großer Zahl und in den verſchiedenſten Sprachen zu leſen; die Wirtin, welche nicht leſen konnte, hatte jedoch dieſe Zornesausbrüche für ebenſo viele Lobeserhebungen gehalten.

Tags darauf begab ich mich, ausgerüſtet mit einer Empfehlung, welche die gütige Frau von Humboldt mir geſchickt hatte, zu dem Geſandten Preußens am neapolitaniſchen Hofe, dem Baron Ramdohr, deſſen Palais unweit der Grotte des Pauſilipp belegen war. Ich fand einen gemütlichen, wohlwollenden Herrn, der die Kunſt ſo liebte, daß er — wenn auch nur ſehr oberflächlich — ſelbſt darüber ſchrieb; er malte auch bisweilen in Öl, ohne indeſſen große Fertigkeit zu beweiſen. Seine Gemahlin, eine angenehme, lebhafte Blondine mit roſigem Teint und runden Formen, empfing mich als eine Schutzbefohlene ihrer teuerſten Freundin ungemein herzlich. Sie war früher Gouvernante im Humboldtſchen Hauſe geweſen; dort hatte ſie ihren jetzigen Mann kennen gelernt und bald die Verbindung mit ihm geſchloſſen, für deren Zuſtandekommen ſich Frau von Humboldt ſehr intereſſiert hatte.

Das Ramdohrſche Ehepaar wurde mir — und ich darf hinzuſetzen: auch dem wackern Schinz — eine wahrhafte Stütze. Noch am Nachmittage meines erſten Beſuches lernte ich, gezogen von den ſchnellen Roſſen des Barons, die Umgebungen Neapels flüchtig kennen. Es iſt nicht möglich, Schöneres zu ſehen. An manchen Felſenvorſprüngen ziehen ſich hohe Kaktusſtauden empor, auf deren fußlangen, breiten, ſtachlichten Blättern eiergroße Früchte wachſen, die unſern gelben Pflaumen an Geſchmack gleichen. Überall die üppigſte Vegetation: Granaten, Piſtazien, Mandeln, Feigen uſw. Und dann — die Fernſicht auf die einfache, majeſtätiſche Größe des Meeres, auf den Golf, der in friedlicher Ruhe gleich einem reinen Spiegel vor mir lag, auf

die zahlloſen Schiffchen, welche mit weißen Segeln wie Schwäne hin und wieder zogen! Landeinwärts ward der Horizont begrenzt durch die ferne Bergkette mit Sorrent, durch den in roſigem Schimmer erglühenden Veſuv, aus deſſen Krater heute eine dichte Rauchſäule zum Himmel emporſtieg und glühende Funken, einer Garbe ähnlich, rings verſtreute, während die friſche Lava in zwei Feuerſtrömen ſich bergab ergoß! Wie ſteigerte ſich aber wieder der Eindruck, als es Abend ward, als die Sterne heraufzogen und des Mondes mildes Licht das zaubervolle Bild mit ſilbernem Scheine umwob!

Doch nicht nur die Natur, auch die Kunſt hatte Großes getan, um Neapel zu einem Paradieſe zu wandeln. Schon das im Palazzo degli Studii, im bourboniſchen Muſeum Vereinigte überraſchte durch ſeine Großartigkeit und ſeine Menge ſelbſt den verwöhnten Blick. Dort iſt jetzt auch die Originalgruppe des Farneſiſchen Stiers aufgeſtellt, welche ich noch unter freiem Himmel auf einem runden, von Zypreſſen und Pinien umgebenen Platze an der Promenade fand. Bei der wundervollen Beleuchtung von Himmel und Meer hob ſie ſich in blendend weißer Klarheit von dem dunkeln Grunde ab; noch andere antike Marmorſtatuen, impoſant zu ſchauen, ſchmückten die grünen Gänge der Villa reale. In jenem glücklichen Himmelsſtrich bleicht die Seeluft den Marmor, während die Atmoſphäre von Rom ihn ſchwärzt.

Aber alle dieſe Kunſtſchätze, wie reich ſie auch ſind, vermögen die Schönheit der Natur nicht zu erdrücken. Im Gegenteil pflegen die nach Neapel kommenden Maler die Galerie nur ſelten zu benutzen, da ſie ſich hier, wo die Natur ihr reichſtes Füllhorn ausgeſchüttet hat, lieber dem Studium von Landſchaften und Volkstrachten widmen. Unbekümmert um dieſes Beiſpiel ließ ich mich nicht abhalten, nach meiner Weiſe alle Kunſtgegenſtände in Augenſchein zu nehmen, von deren Betrachtung ich mir Nutzen für mich verſprach. So beſuchte ich, von Schinz geleitet, gleich nach meiner Ankunft in Neapel das königliche Schloß.

Wir fanden dort noch die alte Pracht der Napoleoniden in den Zimmern, an den Treppen uſw. In beſonders geſchmackvollem Glanze ſtrahlte der Thronſaal, der ganz mit rotem Samt und Gold bekleidet war, weder hier noch in den übrigen Gemächern fehlten jetzt am Mobiliar die bourboniſchen Lilien, auf welche zum Teil die reichſte

Stickerei verwendet war. Auch herrliche Gemälde ſchmückten jene Prunkſäle; das koſtbarſte war unſtreitig ein Raffael aus des Meiſters erſter Zeit: Madonna auf dem Throne, von Heiligen umgeben, darüber Gott Vater mit zwei Engeln. Außerdem hatte man eine ſchöne Venus von Tizian, ſowie einige andere Perlen der Kunſt zu bewundern. Die lange Zimmerreihe, die ſich längs der Front ausdehnte, war ganz mit weißem, goldgeſticktem Atlas austapeziert; vor den Fenſtern zog ſich ein Balkon hin, welchen dichte Orangenpflanzungen zu einer langgeſtreckten Laube wandelten. Die Fenſter öffnen ſich als große Balkontüren, und da an der gegenüberliegenden Wand ſich mächtige Spiegel befinden, ſo ſtrahlen dieſe den fernen Golf und ſeine Umgebungen als ſchönſte Gemälde wider, wie man auf dem Balkon, umhaucht von dem Würzgeruche der Orangenblüten, die zauberiſche Natur ſelbſt erblickt. Wie ſchwer muß es dem unglücklichen Murat geworden ſein, dieſen wonnevollen Aufenthalt mit der Krone zugleich aufzugeben!

In den unteren Räumen des Schloſſes ſtanden noch die lebensgroßen Porträts der Napoleoniden, von Gerard und anderen franzöſiſchen Meiſtern gemalt, die weiblichen Bildniſſe ſämtlich in pompöſer Hoftracht, die Prinzen in reichen Uniformen. Über alle hervorragend fand ich das Bildnis Napoleons I. in dem bekannten Krönungsornate — „Angedenken du verklungner Freude!“

Dem ſeit 1815 Neapel wieder regierenden König Ferdinand konnte ich keine Sympathie entgegentragen. Er war nach allen Schilderungen ein bigotter Tropf, dem jeder Sinn für Kunſt und edle Pracht fehlte; dagegen fand er an ſchwelgeriſchen Mahlzeiten ein ſo großes Vergnügen, daß er ſchon zum Frühſtück Truthähne oder Faſanen auftragen ließ. Bei den Audienzen an hohen Feſttagen, wo der ganze Hofadel zum Handkuß an ihm vorbeidefiliert, ſoll er ſtets Zeichen zum raſchen Weitergehen gegeben und ſich nach kaum beendigter Zeremonie mit unanſtändiger Gier auf das Dejeuner geſtürzt haben. Wenn er Fremde recht ehren wollte, ſo zeigte er ihnen in eigener Perſon die Merkwürdigkeiten Neapels, namentlich führte er ſie in die königlichen Seidenwirkereien. Dort forderte er ſie auf, ſich nach Geſchmack Stoffe auszuſuchen, und wenn jene dann, hocherfreut über die vermeintliche Gnade, ihre Wahl getroffen hatten, ſo erhielten ſie die gewünſchten Seidenzeuge höflichſt — mit einer quittierten Rechnung zugeſendet.

Nun, die Weltgeschichte ist auch dieser Dynastie, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatte, zum Weltgerichte geworden.

Die Straßen von Neapel waren — ganz im Gegensatze zu dem ernsten Rom — stets belebt durch eine bunt sich drängende Menge. Welcher herrliche, nie versiegende Stoff für den Maler! Man brauchte nur hineinzugreifen ins volle Menschenleben; wo man es packte, da war es interessant; überall bot sich dem Blicke Merkwürdiges, Originelles dar. Hier die eigentümlich dekorierten Hökerläden; runde Käse bilden zu beiden Seiten des Eingangs Säulen; ein Schinken reiht sich an den andern; am Plafond, am Fries hängen Speckseiten; unter diesen Festons von Würsten. Auf einer Tafel liegen Haufen von Eiern, die durch einen Spiegel noch vervielfältigt erscheinen; daneben Ölfläschchen mit einer Zitrone darauf. Alle diese Herrlichkeiten sind verziert durch Lorbeerzweige und kleine Papierblumen. Nicht weit davon der dampfende, brodelnde Ölkessel, in welchem Stücke Leber, Fischchen, Hirn, Artischocken u. dergl. frisch für die Vorübergehenden gesotten werden. An einigen Häusern sieht man Kupferstiche an Bindfäden aufgehängt und von Antiquaren feilgeboten; bisweilen ist sehr Gutes darunter. Zwischen all diesem Getreibe das lebendigste Menschengewühl, wie es weder die Feder, noch der Pinsel in seiner ganzen Fülle schildern kann. Unwillkürlich fühlte ich mich aber an Wallensteins Lager erinnert, wenn mitten unter dem Lärmen und Gewoge irdischster Weltlichkeit ein Ordensbruder auftauchte, der eine Predigt vom Stapel ließ. Wie diese Priester den Aberglauben befördern, ist kaum zu beschreiben; unvergeßlich wird es mir bleiben, wie einst ein Kapuziner ganz munter den Beweis führte, daß der heilige Joseph im Himmel mehr vermöge, als der liebe Herrgott selbst. Dies Kunststück brachte er durch folgende Erzählung fertig: Ein durch Laster und Mordtaten berüchtigter Mensch versäumte dennoch nie, in der Kirche St. Josephs alle Pflichten gegen diesen Heiligen zu erfüllen; er hörte täglich die Messe in dessen Kapelle, zündete ihm Kerzen an, bekränzte sein Bild und legte ehrliche Beichte ab. Dies rührte den heiligen Joseph so sehr, daß er ihm durch einen Diener des Wortes Gottes versprechen ließ, er wolle ihm trotz seiner grenzenlosen Missetaten zu einem Platze im Himmel verhelfen. Wenn er stürbe, so solle er sich nur an Petrus wenden, der werde ihm schon das Himmelstor aufmachen, wenn er

höre, daß der heilige Joſeph ihn ſchicke. Der Räuber ſtarb und machte ſich alsbald auf den Weg nach dem Himmel. Er klopft an die Pforte; Petrus erſcheint und ſchaut durch die halbgeöffnete Tür. Wie entſetzt er ſich aber, als er den ruchloſen Mörder erblickt. „Du hier?“ ruft er aus. „Welche Frechheit, hier zu erſcheinen! Hinweg mit dir!“ „Gemach, gemach, heiliger Petrus,“ entgegnet der Räuber ganz ruhig, „fragt nur beim heiligen Joſeph an, ob ich nicht ein Recht habe, Einlaß zu begehren.“ Petrus begibt ſich zum heiligen Joſeph und verlangt von demſelben Aufſchluß. Dieſer antwortet, daß er jenem allerdings den Eintritt in den Himmel bewilligt habe, weil er ihn in ſeiner Kirche ſtets treu befunden; der Himmelspförtner möge dies nur Gott Vater vortragen. Petrus kommt dieſer Aufforderung nach. „Wie? Was?“ ruft Gott Vater, „ein ſolches Ungeheuer ſoll in meinen Himmel? Das geht durchaus nicht an!“ Petrus referiert hierauf den Ausſpruch des Höchſten dem heiligen Joſeph. Dieſer erſchrickt, denn er hält ſein Anſehen im Himmel für gefährdet, wenn der Spruch vollzogen wird. Er ſendet deshalb den Apoſtel abermals zum Throne Gott Vaters und läßt dieſem melden, er werde die Madonna ſamt dem Chriſtuskinde aus dem Himmel fortführen, wenn ihm nicht der Wille geſchähe und der Räuber Einlaß erhielte. „So wäre der Himmel künftig ohne Madonna, ohne Jeſuskind?“ ruft Gott Vater erſchrocken. „Das iſt ein Ding der Unmöglichkeit! Petrus, laß den Räuber herein!“

„Seht,“ ſo endigte der Kapuziner dieſe Predigt, welche ich ſtaunend anhörte, „da habt Ihr den Beweis, daß Sankt Joſeph im Himmel mächtiger iſt, als Gott Vater in Perſon. Ehret darum dieſen Heiligen, habt Vertrauen zu ihm, betet zu ihm und zündet ihm Kerzen an — dann kommt auch Ihr unfehlbar in den Himmel!“

Anders als dieſer biedere Ordensbruder dienten der Kirche die Hausnonnen; eine Erſcheinung, welche ich nur in Neapel gefunden habe und die ich für eine Eigentümlichkeit dieſer Stadt halten möchte. Die Hausnonnen unterliegen dem Zwange der Einſperrung nicht, ſondern leben in Neapel verteilt, wo und wie es ihnen beliebt; nichts bindet ſie, als die Ordensregel. Sie widmen ſich hauptſächlich der Krankenpflege, tun überhaupt unweigerlich, was ihre Gelübde von ihnen fordern. Bei zweien, deren Wohnung zu betreten ich durch einen Zufall veranlaßt ward, fand ich ſchön möblierte Gemächer, mit den

beſten Kupferſtichen geſchmückt; ja, ein herrliches Madonnenbild von Matteo Preti (Calabreſe) überraſchte mich und erfüllte ſogleich meine ganze Seele. Anſcheinend führten dieſe Hausnonnen ein recht wünſchenswertes, behagliches Daſein; die angenehme Körperfülle, in der ſie ſich präſentierten, ließ darauf ſchließen, daß ſie ſich nicht eben zu ſehr anzuſtrengen brauchten. Als ich in das Zimmer kam, tat die eine nichts, die andere half ihr dabei; hätten ſie nur wenigſtens Strümpfe geſtrickt! Aber das Handwerk des Strumpfflickens ſah ich in Neapel nur von Männern betrieben.

Von den Lazzaronis erzählte mir Frau von Ramdohr manchen charakteriſtiſchen Zug. So erfuhr ich, daß dieſelben in ihren ſonſt ſehr einfachen Wohnungen doch ſtets vorzügliche Betten, oft ſogar ſeidene Decken hätten, und dergleichen Eigentümlichkeiten mehr, deren Details meinem Gedächtnis entſchwunden ſind, ſo anregend jene Geſpräche auch waren. Wir führten ſie zum Teil, während ich Frau von Ramdohr nebſt ihrem lieblichen Töchterchen Lilli porträtierte; eine Beſtellung, welche ich bald nach meiner Ankunft in Neapel erhalten hatte und die mir die gemußreichſten Stunden ſowie ein über Erwarten reiches Honorar verſchaffte.

War die Sitzung vorüber, ſo mußte ich jedesmal zu Tiſche bleiben; oft ließ mich Frau von Ramdohr ſogar den ganzen Tag nicht wieder fort. Abends wurde dann bisweilen ein Theater beſucht; meiſt das rieſige San Carlo-Theater, wo wir effektreiche Opern in dem damals einzig beliebten Stil Roſſinis zu hören pflegten. Die Vorſtellungen fand ich im allgemeinen unbefriedigend, weil nicht ebenmäßig; neben exzellenten Primadonnen oder erſten Tenören ſtanden als ſchlechte Stützen unbedeutende oder mangelhafte Nebenperſonen. Nicht beſſer war das Ballett, in welchem die erſte Tänzerin, eine alte, magere Perſon, ſtets das Stichblatt boshafter Witze war. Man nannte ſie allgemein „die Königin von Schweden", da ſie einſt als Geliebte Bernadottes ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, dieſer werde ſie zu ſich auf den Thron erheben.

Nach Beendigung ihres Bildes verſchaffte mir die um mich immer gütig beſorgte Frau von Ramdohr einige andere Beſtellungen auf Porträts; der nächſte, den ich malte, war der Fürſt Eſterhazy, ein gutmütiger, noch unreifer Jüngling, von nicht ſchönen, aber angenehmen

Zügen. Er bewohnte eine entzückend belegene Villa bei Portici, kam jedoch zum Malen nach Neapel und verschmähte nicht, in meinem Atelier zu sitzen, obwohl dieses keineswegs eleganter eingerichtet war, als dasjenige, über welches ich zu Rom verfügte.

Eines Tages, als ich bei Ramdohrs zu Tische geladen war, ward mir die Freude zuteil, dort mit dem preußischen Generalkonsul Bartholdy zusammenzutreffen, dem nämlichen, der die große Begabung Overbecks, Cornelius' und anderer einst scharfblickend zuerst erkannt hatte. Gleich dem gütigen Ehepaar Ramdohr bezeigte auch er mir die liebenswürdigste Aufmerksamkeit und Rücksicht, so daß dieser Drei verehrtes Bild sich mir tief in das Herz gegraben hat.

In freundliche Verbindung war ich auch mit Hestermanns und Frau von Loewenich getreten; mancher lohnende Ausflug in die Umgegend ward in ihrer Begleitung unternommen: nach Ischia, nach Procida, nach der blauen Grotte, der über mein Erwarten hohen und langen Grotta di Posilippo, der Hundsgrotte usw. An diese letztere knüpft sich für mich die schauderhafte Erinnerung, daß — um das Verderbliche der aus dem Boden emporquellenden Dünste zu zeigen — ein industriöser Führer ein armes Hündchen herbeischleppte, welches er seines Winselns ungeachtet gewaltsam in die Grotte stieß, aus der er es tot oder nur betäubt, wie die Reisenden es wünschten, wieder hervorzuziehen beabsichtigte. Ich konnte die Martern des unglücklichen Tiers nicht mit ansehen und eilte mit der dringenden Bitte um Erbarmen von dannen; meine zurückkehrenden Begleiter berichteten gottlob, daß das kleine Geschöpf sich wieder erholt habe.

Auch an einer Partie nach Pompeji hatte sich Frau von Loewenich beteiligen wollen, aber noch in der letzten Minute sagte sie ab, so daß ich den Mut fassen mußte, diese Reise allein, als einzige Dame mit neun mir (abgesehen von Schinz) fremden Herren zu unternehmen. Dieser Umstand, verbunden mit ungeheurer Hitze und argem Staube, ließ mir die Fahrt sehr wenig angenehm erscheinen; ich habe Pompeji in der Erinnerung wie ein ausgebranntes Dorf; die Häuser darin — mit Ausnahme der großartigen öffentlichen Bauten alle sehr klein und nur einstöckig — sind sämtlich nicht mehr vollständig; die besten Wandmalereien sind ausgesägt und die aufgefundenen Geräte in die Museen geschleppt.

30. Fearnley, Terraſſe bei Sorrent

Fröhlicher verlief eine Beſteigung des Veſuvs, welche wir in munterer Geſellſchaft und mit lohnendem Erfolge unternahmen. Die erſte Hälfte des Weges wollten wir zu Eſel zurücklegen; die Eſeltreiber kamen auf unſern Wink geſchäftig herbeigeeilt und prieſen ihre Tiere an. „Ah — Exzellenza die gnädige Frau ſind eine gute Chriſtin!“ rief mir einer dieſer Burſchen zu: „Sie ſollen den beſten Eſel haben, unſern Kotzebue!“ Erſtaunt horchte ich auf und wußte nicht, wie der Name dieſes Bühnenſchriftſtellers dazu kam, einem Eſel beigelegt zu werden. Ich erfuhr, daß Kotzebue gelegentlich einer italieniſchen Reiſe unlängſt den Veſuv beſtiegen hatte. Sein für italieniſche Ohren beſonders merkwürdig klingender Name hatte die Eſeltreiber ganz außerordentlich frappiert, und da ſie hörten, der Träger desſelben ſei ein berühmter Mann, ſo benannten ſie den Eſel, den er geritten hatte: „Kotzebue“, wodurch ſie dem Dichter von „Menſchenhaß und Reue“ eine beſondere Auszeichnung zu erweiſen meinten.

Als die Abendkühle uns das weitere Vordringen am Veſuv erlaubte, klommen wir, ſo hoch wir kommen konnten, bis der Boden ſo heiß ward, daß uns die Schuhe zu verſengen drohten. Das Steigen war endlich ſo mühſam geworden, daß ich mich eine ganze Strecke von den Führern an den Händen aufwärts ziehen ließ. Im Innern des Berges donnerte es bisweilen; aus dem Krater ſchoben ſich ganz langſam zwei breite Lavaſtröme herab. Wir entzündeten daran einen Stab und warfen eine Münze hinein, welche augenblicklich ſchmolz. Da der Berg ſehr unruhig war, ſo hatten die Führer keinen Mut, den Krater zu erklettern; wir kehrten daher bald zurück, ganz erſchöpft von dem beſchwerlichen Wege. Ein Trunk lacrymae christi, welcher Wein hier ganz in der Nähe gezogen wird, ſtärkte uns für die Heimkehr, die uns gekürzt ward durch die Ausſicht auf das in der wechſelnden Abendbeleuchtung ſich unbeſchreiblich maleriſch ausnehmende Neapel und ſeinen Golf.

Um den nie ermüdenden, ſtets wieder neuen und an Schönheiten unerſchöpflichen Blick auf die Stadt und das Meer auch bei Frühlicht zu genießen, begaben wir uns an einem herrlich klaren Oktobermorgen um fünf Uhr auf das Kaſtell St. Elmo, wo wir bei dem Kommandanten Uberto eine ungemein höfliche Aufnahme fanden. Er ſelbſt führte uns umher — entzückt genoſſen wir die herrliche Rundſchau.

Alles atmete fröhliche Gegenwart, während Rom und die Campagna ſtets melancholiſch an die Vergangenheit mahnte. Bis Iſchia und Capri ſchweifte unſer trunkener Blick; dazwiſchen dehnte ſich das dunkelblaue Meer mit ſeinen Inſelchen, ſeinen zarten, weißgeſäumten Wellen, ſeinen Schiffen, Kähnen und Fiſcherbooten aus. Ein nicht minder reges Gewimmel entfaltete ſich allmählich in der Stadt, welche ſich wie ein Bild aus der Vogelſchau zu unſern Füßen ausdehnte. Hier bewegte ſich ein Leichenzug; dort eilten, zu Fuße oder zu Eſel, Landleute herbei, die trotz ihrer ſpitzen, breitkrämpigen Hüte ſich durch gelbe Wachstuchregenſchirme vor der brennenden Morgenſonne ſchützten; oft folgten ihnen buntgekleidete Frauen, die geputzt waren mit allerlei Schleifen und Bändern an den Kleidern, in den Haaren; dort wiederum wallten Mönche in langen, ſchwarzen Gewändern, rote und blaue Kreuze auf der Bruſt, die nackten Füße nur mit Sandalen bekleidet und den Kopf bedeckt mit niedrigen, ſeitwärts aufgeſchlagenen Hüten. Auf den zur Seite liegenden Feldern ward das Getreide durch Pferde ausgedroſchen, welche die Körner auf dem Fußboden wie auf einer Tenne austraten, indem ſie immer im Kreiſe darauf herumgetrieben wurden. Dann wiederum ſchweifte das Auge über dichte Hecken ſüdlicher Gewächſe zu Weinpflanzungen, welche kleine, freundliche Landhäuſer umgaben; zu Orangeriegärten, die gleichſam einen Wald bildeten — nur in die blätterreichen Kronen der ſchönen Bäume ſchaute man von oben. Auf jeder Seite zeigte ſich ein anderes, ſtets reizvolles und farbenreiches Bild.

Signore Uberto machte mit der liebenswürdigſten und ritterlichſten Manier den Cicerone; zuletzt regalierte er uns gar mit einem eleganten Frühſtück in San Martino, einem hart unter dem Kaſtell liegenden ehemaligen Kloſter, welches Murat zum Militärhoſpital hatte einrichten laſſen. Die Ausſicht war dort nicht ſo ausgedehnt, wie die von der höher liegenden Feſtung, erhielt aber durch den ſchönen Vordergrund von lieblichen Gartenanlagen neue Reize. Durch dieſe Anlagen führte uns endlich der Weg nach der Stadt zurück; dankerfüllten Herzens ſchieden wir von dem zuvorkommenden und gaſtfreien Kommandanten.

Hatten wir ſolcher Weiſe ſteile Bergesgipfel erklommen, ſo ſollten wir im Gegenſatze hierzu bald tief unter der Erde ein Abenteuer

erleben, welches uns faſt für immer vom goldenen Sonnenlichte abgeſchnitten hätte; der Schauplatz dieſes gefährlichen Ereigniſſes waren die Katakomben von Neapel, welche ich am 24. September 1819 mit Schinz und einigen anderen Bekannten beſuchte.

Wir hatten an dieſem Tage mehrere Kunſtſchätze beſichtigt, und der Tag fing an ſich zu neigen, als einer aus der Geſellſchaft vorſchlug, einen Mietswagen zu nehmen und noch nach den Katakomben zu fahren, um dort die Spuren von uralten Freskogemälden in Augenſchein zu nehmen. Der Weg war ſehr weit; wir mußten bis zu einem, den Katakomben ganz nahe gelegenen Kirchlein fahren, welches am Eingange in die Grüfte errichtet worden war. Meine Befürchtungen, daß die Zeit zu ſehr vorgerückt ſei, wurden von den Gefährten lächelnd widerlegt, da es ja überhaupt nur bei Fackelſchein möglich ſei, die Fresken zu ſehen. Zur Rückfahrt aber könnten wir ja den Wagen behalten.

So gelangten wir denn zu jenem Kirchlein, verließen die Kutſche, hießen deren Führer uns erwarten und begaben uns in die Kirche, wo eben von einem würdigen Geiſtlichen Ave Maria-Gottesdienſt gehalten wurde. Wir lauſchten der Predigt, indes einer von uns gegangen war, den Führer in die Katakomben zu holen. Endlich kam unſer Genoſſe mit einem Burſchen von etwa zwanzig Jahren zurück, dem zwei noch jüngere Begleiter folgten. Der erſtere trug Schlüſſel und Fackel. Wir durchſchritten die Kirche und traten durch eine niedere Seitentüre derſelben in einen ſchmalen Hof, welchen aufgetürmte Felſenmaſſen einengten; in das Innere dieſer letzteren führte eine große Pforte. Die Fackel wurde angezündet, die Pforte aufgeſchloſſen. Wir betraten das grauſige Innere der Katakomben. Kreuz und quer laufende Gänge leiteten durch grotesk geformte Felsblöcke, in welche die Gräber ſeitwärts eingehauen waren. Viele derſelben fanden wir ganz geleert, und große Haufen von Totengebeinen, Schädeln, Gerippen lagen ſeitlich aufgeſchüttet; die noch zugemauerten Grüfte waren größtenteils durch eine Palme als Märtyrergräber bezeichnet. Der Fußboden beſtand aus Erde; in den unregelmäßigen Gängen führten hin und wieder zerbrochene Steinſtufen höher, gleichſam in eine zweite Etage. Wir ſuchten dieſelbe auf und fanden in einer Wandvertiefung eine Art von Taufkapelle mit Spuren der Uranfänge chriſtlicher Kunſt. Weiterhin

dehnten ſich die Felſen zu einem gewölbten Raume aus, den man für eine Kirche halten konnte. Ein Vorſprung ſchien der Altar geweſen zu ſein; Reſte von Freskobildern waren in der Tat vorhanden: eine Madonna mit Heiligen zur Seite, aber ſchon ganz verwiſcht. Wir gingen noch weiter, gelangten jedoch an Abgründe, welche, halb mit Schädeln gefüllt, eine ſo feuchte Moderluft ausſtrömten, daß unſere Fackel anfing, ganz düſter zu brennen. Um ſie heller auflodern zu laſſen, rieb der Führer ſie an der Wand. Aber, o Entſetzen! Statt emporzuflammen, erloſch ſie gänzlich; kein Feuerzeug, keine zweite Fackel war mitgenommen worden! Gebieteriſch verlangten die Herren, welche mit von der Partie waren, daß der Führer gehen und beides holen ſolle, jedoch weinend und ſchreiend geſtand dieſer: daß er heute zum erſten Male die Katakomben betreten habe und des Rückwegs ganz unkundig ſei, indeſſen werde die Madonna uns ſicher beiſtehen, wenn wir alle gute Chriſten wären; kein Heiliger könne uns erretten, da dieſe nur über der Erde, nicht unter derſelben Macht beſäßen. Nach ſolcher Eröffnung ſchallten Flüche und Gebete wechſelweiſe von den Lippen der drei Neapolitaner, die ein lautes Geſchrei erhoben, wenn das ferne Geräuſch eines rollenden Wagens (über die Felſen hinweg führt die Landſtraße nach Capo di Monte) dumpf an unſer Ohr ſchlug und einen Schimmer von Hoffnung auf Rettung erweckte, der ſich freilich ſofort als nichtig auswies. Wir alle zitterten am ganzen Leibe; der Froſt erſtarrte uns, denn die feuchte Kälte des Ortes, an den wir ſo gänzlich planlos geraten waren, kontraſtierte entſetzlich mit der Glut des Tages, die nur eine leichte Tracht anzulegen erlaubt hatte. Die fürchterlichſte Angſt, in dieſem offenen Grabe eines jammervollen Todes ſterben zu müſſen, ergriff mich; die Freunde meinten zwar, daß der Kutſcher, den wir zur Rückfahrt beſtellt, unſer Nichtkommen anzeigen würde; ich aber fürchtete, daß dieſer nach Kutſcherart eingeſchlafen ſei und ſchlug vor, daß wir verſuchen möchten, den Rückweg zu finden. Allein die Erwägung, daß wir noch tiefer in die Katakomben hineingeraten oder in einen der mit Totengerippen angefüllten Abgründe ſtürzen könnten, hielt uns von jeder Bewegung ab und bannte uns feſt an unſern Platz. Nichts blieb mir übrig, als unter tauſend Tränen ein Gebet um Barmherzigkeit zu Gott. Die Herren waren gefaßter und ſprachen tröſtende Worte; Schinz ſuchte mich

ſelbſt durch kleine Scherze: z. B. „wie ich ohne Nachttoilette ſchlafen würde?“ zu erheitern. Bei alledem blieb mir entſetzlich zumute; auch den Herren wurde allmählich bang und bänger, namentlich als plötzlich die beiden jüngeren Neapolitaner durch den Verdacht aufgeregt wurden: die übrige Geſellſchaft, als nicht „rechtgläubig“, möchte den Beiſtand der Madonna vereiteln. Lange Pauſen ängſtlichen Horchens, nur unterbrochen durch das Geräuſch der rollenden Wagen über uns und das von den kahlen Felswänden ſchauerlich widerhallende Verzweiflungsgeſtöhn unſerer Führer, hatten uns endlich bis zum Wahnſinn aufgeregt; dazu kam phyſiſche Anſtrengung, denn wir mußten aufrecht ſtehen, da der Boden ſo naß war, daß wir uns nicht niederſetzen konnten. So verging eine gräßliche, uns ewig lang bedünkende Zeit, als plötzlich nach erneuertem, ſchon ganz heiſer klingendem Schreien ein leiſer Widerhall ertönte. Ein ſchwacher Lichtſchimmer erſchien als Stern der Erlöſung; er wurde größer, er kam näher, kam ganz nahe — und endlich ſtand der gute Geiſtliche, der ſchon in der Kirche uns ſo ehrwürdig erſchienen war, vor uns, eine Laterne in der Hand. Weinend drückten, küßten wir ihm die Hände, und unter Gefühlen, die ſich nicht beſchreiben laſſen, traten wir den Rückweg an. Die leichtſinnigen Führer folgten ſcheu und waren beim Ausgange verſchwunden. Unſer Lebensretter, der Geiſtliche, hatte ſich nach vollendetem Gottesdienſte zum Genuſſe ſeines Nachtmahls vor die Tür geſetzt; hier erblickte er unſeren Wagen, auf welchem der Kutſcher wirklich eingeſchlafen war. Er erinnerte ſich der Unbekannten, welche der Predigt ſo aufmerkſam zugehört und deren Tracht ſie als Fremde gekennzeichnet hatte; er ſinnt nach: ob die hintere, nach dem Zugange zu den Katakomben führende Kirchentür nicht etwa verſchloſſen und uns dadurch der Rückweg verſperrt worden ſei? Der Kirchendiener wird gerufen, eine Laterne angezündet, und der Geiſtliche eilt, mit jenem die Tür zu unterſuchen. Sie war offen, aber das große Tor zu den Katakomben von innen geſchloſſen. Es war ſchon ſpät; die Befürchtung lag nahe, daß den Fremden, die ſich augenſcheinlich noch in den Katakomben befanden, ein Unfall zugeſtoßen ſei; ein Schloſſer wurde herbeigerufen, und die von innen verſchloſſene Pforte geöffnet. So hatte uns der rechtſchaffene Geiſtliche gefunden. Wer ſchildert die Gefühle, als wir aus der Nacht des Entſetzens heraustretend,

wieder den Sternenhimmel erblickten und die von zahllosen Lichtern erleuchteten Straßen durchfuhren! Gesprochen wurde nicht; nur im stillen Dankgebet gegen Gott ergossen sich die Herzen. Die Folgen der tödlichen Angst aber konnten wir lange, lange Zeit nicht völlig überwinden.

Berichte ich nun, daß ich außer den schon erwähnten Arbeiten, mit denen ich mich beschäftigte, mein Skizzenbuch fleißig füllte, daß ich ferner zur Sicherung meiner sich allmählich behaglicher gestaltenden Existenz emsig kopierte beziehungsweise studierte, so glaube ich, die Zeit meines Aufenthaltes in Neapel zur Genüge geschildert zu haben. Bereichert an Kenntnissen von Menschen, Ländern und Kunstwerken kehrte ich um das Ende des Oktobers 1819 in Begleitung des treuen Schinz nach Rom zurück. Freilich nicht auf dem kürzesten Wege, denn wir machten seitwärts Abstecher nach manchem Orte, von welchem wir hörten, daß dort besonders merkwürdige Gemälde zu finden seien. Über diese Zeit unablässigen Lernens und Strebens — die Jugend ist ja die Zeit der Saat — gleite ich rasch hinweg, denn nirgendwo begegnete uns etwas besonders Merkwürdiges.

In Rom überwinterte ich — und zwar dieses Mal in des Worts verwegenster Bedeutung. Denn als ich am Morgen des 10. Januar 1820 die Augen aufschlug, waren Dächer, Bäume und Sträucher weiß; ein dichtes Schneegestöber war nächtlicherweile eingetreten und dauerte noch fort. Dieser heimatliche Gruß, den ich auf fremder Erde an diesem Tage zum ersten und einzigen Male erhielt, machte mir keinen freundlichen Eindruck; mitleiderregend und traurig blickten die goldenen Orangen und Zitronen aus der ungewohnten weißen Hülle, „Schnee" und „Rom" waren zwei einander zu sehr widersprechende Dinge. Der Eindruck dieses „unerhörten Schneefalls", wie die Italiener aufgeregt sagten, war denn auch so groß, daß in Veranlassung desselben die Schulen geschlossen wurden — sicher nicht zum Kummer des heranwachsenden Geschlechtes.

Ich malte in diesem Winter fleißig an der Kopie eines vorzüglichen Bildes von Camuccini: Porträt Pius' VII. Ich erfüllte damit einen Lieblingswunsch des Beichtvaters des Prinzen Friedrich von Gotha, Monsignore Renazzi. Da mir seine Fürsprache bereits eine schöne Bestellung seitens des Prinzen verschafft hatte, nämlich eine

31. H. Näcke, J. K. Schinz

„Maria mit dem ſchlafenden Kinde, dem kleinen Johannes und drei Engeln in ganzer Figur“ (unter denen ich mir Glaube, Liebe und Hoffnung gedacht) — ſo freute ich mich ſehr, ihm eine Aufmerkſamkeit erweiſen zu können. Die Arbeit ſelbſt befriedigte mich ebenfalls, denn das Original war kräftig, lebendig, harmoniſch, wenn auch in akademiſcher Art gemalt; das fromme Greiſenantlitz mit dem zarten, braunen, unter dem violetten Samtkäppchen hervorquellenden Haar war eine Aufgabe, wie ich ſie liebte.

Als ich meine Kopie beendet hatte, war Monſignore Renazzi ſo erfreut, daß er mir die — dank grober Unverſchämtheiten, welche ſich die ſtets zudringlichen Engländer herausgenommen hatten — ſeit einiger Zeit nur äußerſt ſchwierig zu erlangende Erlaubnis auswirkte, die Galerie des Kardinals Feſch, Oheims Napoleons I., beſuchen zu dürfen.

Wir betraten in einer ſtillen Gegend Roms einen Palaſt, in welchem eine lange Reihe von Gemächern eine Menge herrlicher Gemälde barg. Das letzte dieſer Zimmer war das Schlafkabinett des Kardinals; in der Mitte desſelben ſtand ein reich mit Seide und ſchweren Franzen dekoriertes Himmelbett; neben dieſem in einem Eckchen ein beſcheidenes kleines Betpult. Da unter den Bildern, welche das Gemach zierten, auch eine ziemlich üppig gehaltene „büßende Magdalena“ nicht fehlte, ſo hätte man eher glauben ſollen, in dem Boudoir einer koketten Römerin, als in dem Schlafzimmer jenes mächtigen Kardinals zu ſein, der damals allgemein als der künftige Papſt angeſehen wurde. Die Schätze, welche ſein Palaſt barg, durften wir nur flüchtig beſchauen, aber der Eindruck, den ich davontrug, war doch ſehr groß, namentlich entſinne ich mich eines Altarblattes von Pordenone, — Maria, lebensgroß, mit dem Chriſtkinde auf dem Throne, Heilige zu ihren Füßen — als ebenſo majeſtätiſch gedacht, wie köſtlich klar und breit gemalt. Als ſpäter die Galerie Feſch verkauft wurde, wußte Paſſavant dieſes ſchöne Bild für das Städelſche Inſtitut in Frankfurt a. M. zu gewinnen.

In ſo geſchilderter Weiſe verſtrich mir in Rom eine Woche nach der anderen, bis die eintretende wärmere Jahreszeit mich veranlaßte, der ewigen Stadt auf kurze Zeit den Rücken zu kehren. Dank einigen glücklichen Verkäufen erlaubten mir meine Mittel einen kurzen Ausflug

ins Albaner Gebirge; ſpäter, gegen Ende Juni 1820, führte ich einen lange gehegten Lieblingsplan aus: ich begab mich auf einige Zeit nach Florenz, wohin Kaſpar Schinz, dieſer zweite Fridolin, mir treulichſt folgte. Mein Inneres verlangte nach Ruhe, um etwas Bedeutenderes zu unternehmen; die vielen geſelligen Beziehungen in Rom, angenehm an ſich, waren doch zeitraubend und oft phyſiſch angreifend; ich aber mußte mich ſchonen, da ich mir durch anhaltendes Arbeiten Anfälle eines heftigen, nervöſen Kopfwehs zugezogen hatte.

Die Stille und mein gleichmäßiges Leben in Florenz erwies ſich mir bald als ſehr wohltuend. Ich richtete mich bequem und nach meinem Behagen ein, war meiſt zu Hauſe, beſtellte mir mein Eſſen wie ich es mochte, unterwies die herrliche Wirtin, zu welcher mein guter Stern mich geführt, in der Kochkunſt nach deutſcher Weiſe und fühlte mich in meinen vier Pfählen um ſo zufriedener, als ich von meinem freundlichen Zimmer eine entzückende Ausſicht auf wahrhaft paradieſiſche Gärten genoß.

Im Frühling (1821) vollends ſchien es mir, als blicke ich in Armidens Zauberreich; da war alles roſafarben und weiß von Blütenbäumen; ein wahrer Flor duftender Hyazinthen und Primeln lachte mir entgegen.

Ja, die Welt iſt vollkommen überall wo der Menſch nicht hinkommt — aber dieſes Geſchlecht ſchien nicht aufhören zu können, durch Neid, Haß, Verfolgung und blutige Taten das Eden, welches Gott ihnen geſchenkt, in ſein Gegenteil zu verwandeln. Angeregt durch die Carbonari und andere geheime Geſellſchaften, war in Italien das Verlangen nach Repräſentativverfaſſungen und nach Unabhängigkeit von fremder, beſonders öſterreichiſcher Herrſchaft wach geworden. Namentlich gärte es in Neapel und Sizilien, wo Ferdinand I. ſchon 1820 eine liberale Konſtitution hatte verſprechen müſſen, ſowie auch in Sardinien. Toskana blieb von den Revolutionen unberührt, da man ſich dort unter dem milden Zepter Ferdinands III. ganz zufrieden fühlte; als daher öſterreichiſche Bajonette im März und April 1821 die aufſtändiſchen Gebiete zur alten Ordnung zurückführten, hatte Florenz nicht weiter darunter zu leiden. Dennoch ging es ohne kriegeriſchen Lärm nicht ab; auf ihrem Zuge gegen die Neapolitaner rückten öſterreichiſche Regimenter ein und wurden zum Teil in der Stadt einquartiert.

Die Gemeinen legte man meiſt in die Zitadellen, welche Florenz an ſeinem Süd- und Nordende beſitzt, oder auch regimenterweiſe in die Klöſter; die Offiziere wohnten faſt immer in Gaſthäuſern. Alles ging ſehr ſchnell und ohne merkliche Beläſtigung für die Florentiner vorüber. Ich war von Herzen froh, daß es nicht länger währte (wie ſchlecht mir auch die Feigheit der Neapolitaner gefiel, durch deren Schuld der Feldzug ein ſo ſchnelles Ende fand); wußte ich doch bereits aus trüber Erfahrung, daß nichts unter dem Kriege ſo ſehr leidet wie die armen Künſte.

Hier in Florenz nun konnte ich endlich den lange gefaßten Entſchluß zur Tat werden laſſen, meinem gütigen Gönner, dem Großherzog Karl Auguſt, durch Überſendung einiger Arbeiten meine Dankbarkeit auszudrücken. Es glückte mir, die immer nur zögernd erteilte Erlaubnis zu erhalten, die in der Galerie der Uffizi befindliche Raffaelſche Madonna mit dem Stieglitz kopieren zu dürfen, und noch dazu unter der beſonderen Vergünſtigung, das Original von der Wand herabzunehmen und in den beſtbeleuchteten Raum der Galerie, den ſog. Niobidenſaal, transportieren zu laſſen.

Dieſe wunderliebliche Madonna war ſo recht das Bild, wie ich es mir für meinen Großherzog wünſchte: die heilige Mutter, ganze Figur, ſitzt in einer anmutigen Landſchaft, der kleine Johannes und Chriſtus ſtehen an ihren Knien; der erſtere reicht dem Jeſusknaben einen Stieglitz, welchen dieſer mit einer unausſprechlich heiligen Gebärde ſegnet. Dies einfache Ganze iſt durchhaucht und geweiht von echter Poeſie der Frömmigkeit.

Während ich an dieſer Madonna arbeitete, erhielt ich ferner auf Verwendung des Prinzen Corſini, an den mich Niebuhr empfohlen, die Erlaubnis, neben dem bereits mit dieſer Aufgabe beſchäftigten Braunſchweiger Bäſe die Raffaelſche Madonna aus dem Schlafzimmer des Großherzogs von Toscana im Palazzo Pitti, die ſog. Madonna del Gran Duca zu kopieren; eine äußerſt ſelten erteilte und hohe Gnade, an welche einzig die Bedingung geknüpft war, mein Werk ſo zu beſchleunigen, daß ich meine Arbeit gleichzeitig mit Bäſe beendigte, denn der Großherzog liebte das für eins der gelungenſten Werke Raffaels gehaltene Bild ſo ſehr, daß er deſſen Anblick voll Eiferſucht kaum jemand gönnen wollte und es auf Reiſen ſtets in einem Wagen

mit ſich führte. Zum Glück hatte ich bereits große Übung und malte ſehr raſch, ſo daß ich über Erwarten ſchnell mit dieſer wichtigen Arbeit fertig wurde. Bäſe, ein kleiner lebendiger Herr, den ich trotz ſeiner großen Reizbarkeit bald hochſchätzen mußte, nahm ſich meiner dabei ehrlich an; er war ein vorzüglicher Kopiſt, der ſich die Aufgabe geſtellt hatte, ſämtliche Raffaels, welche es gibt, zu kopieren. Sein ſpäteres tragiſches Ende konnte niemand ahnen: er hatte 1837 in Madrid das große Spaſimo von Raffael kopiert; nach Vollendung der Arbeit fand er die Kopie gegen das Original zu dunkel und erſchoß ſich aus Verzweiflung darüber. „Die Deutſchen ſind zu fleißig und zu gefühlvoll für ein ſüdliches Klima" bemerkte mit großem Rechte ein gemeinſchaftlicher Freund bei dieſer traurigen Veranlaſſung.

Der dritte Raffael, den ich in Florenz kopieren durfte, war die zarte Madonna Tempi: die jugendliche Mutter, das dem Beſchauer zugewandte Kind an ſich drückend; ein Gemälde, welches erſt ſpäter recht bekannt und berühmt wurde. Es gehört in die mittlere Periode Raffaels und entzückt durch ſeine edle Einfachheit, Unſchuld und Kindlichkeit. Durch König Ludwig von Bayern kam es 1826 für 16000 Skudi in die Pinakothek nach München; eine meiner Kopien kaufte Herr von Quandt, um ſie der ſchönen Galerie in ſeinem kunſtgeweihten Wohnhauſe an der großen Elbbrücke in Dresden einzuverleiben. Der hilfreichen Hand, welche dieſer treffliche Mann und ſeine edle Gattin uns ſchon in Rom geboten, konnten Schinz und ich auch hier uns wieder erfreuen; auf der Rückkehr nach Deutſchland begriffen, verweilten Quandts noch einige Wochen in Florenz, bis ſie im Juli 1820 nach der Heimat aufbrachen, geleitet von den Segenswünſchen aller Künſtler, die ihren Weggang nur bedauern konnten. Denn Herr von Quandt war ſich gleich geblieben; er hatte getan, was Tauſende mit ihrem Gelde nicht tun würden, wenn ſie auch noch ſo ſehr mit ihrem Mäzenatentum prunken. Fürſten leuchtete er als Muſter eines Kunſtbeſchützers voran, und wenn ſein Beiſpiel viele Nachahmung weckte, ſo ſtünde manches beſſer!

Von der aria cattiva, der ſchädlichen Luft, aus Rom vertrieben, war anfangs Juni 1820, wenige Wochen früher als ich, auch der „italieniſche Forſcher" Herr von Rumohr nach Toskanas Kapitale gekommen. Er hatte eine allerliebſte Villa vor Florenz bezogen; den

Verkehr mit der Stadt erleichterte ihm ein kleines, von munteren Ponys gezogenes Wägelchen. Da einige Künſtler, welche ich von Rom her kannte (darunter Philipp Veit und Overbeck), der Einladung des gaſtfreien Mannes folgend, deſſen Villegiatur mit ihm teilten, ſo trat auch ich Herrn von Rumohr raſch näher. Er war ſehr bald ſo liebenswürdig, Schinz und mir ſeine Ponys zu ſenden, welche uns zu ihm hinausführen ſollten, damit wir mit ihm und unſeren gemeinſchaftlichen Freunden ſpeiſten und einem ländlichen Feſte beiwohnten, welches er ſeinen Winzern und denen der Nachbarſchaft gab. Die Tafel war ganz nach vaterländiſcher Weiſe eingerichtet; der Baron hatte große Beſitzungen in Holſtein und bereiſte Italien lediglich zu Kunſtzwecken.

Sein Geiſt, ſeine tiefe Kennerſchaft flößte mir die höchſte Achtung ein; während eines wiederholten, langen Aufenthaltes in Italien hatte er in Florenz, Siena, Piſa, Perugia uſw. alle früheren Kunſtepochen mit Liebe ſtudiert. Soweit ſeine Mittel reichten, ſammelte er nicht nur Kunſtſchätze, ſondern unterſtützte auch die Künſtler; er ſelbſt zeichnete mit der Feder auf das geſchickteſte Landſchaften und Karikaturen; es gibt von ihm auch viele radierte Blätter. In Öl malte er ebenfalls Landſchaften, wenn ihm irgend ein junger Künſtler die Palette aufſetzte; ihm ſelbſt fehlte dazu, wie überhaupt im Leben, alle Geduld. Dies gab nicht ſelten zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen Veranlaſſung; die größte Kleinigkeit konnte den Zorn des launenhaften Mannes erregen. Seine Gutmütigkeit, ſeine Originalität mußte mit dieſen Eigenheiten indeſſen wieder ausſöhnen.

Während jener Tafel, von der ich berichtete, wurden Kunſtgegenſtände beſprochen; dazwiſchen zeichnete Baron Rumohr auf kleine Stückchen Papier mit flinker Hand eine Menge ſeiner ergötzlichſten Karikaturen; eine Angewöhnung, von welcher er ſich zu allen Zeiten und an jedem Orte beherrſchen ließ. Zahlloſe Köpfe mit den wunderlichſten Grimaſſen entſtanden in wenig Augenblicken; unſer Wirt betrieb das Zeichnen, wie ein anderer bei Tiſche Brotkügelchen dreht oder an Flaſchenkorken ſchnitzelt. Die Aufwartung bei Tafel verſah ein aus Holſtein mitgebrachter ſehr gewandter Menſch, der zugleich als Koch fungierte, dabei aber gebildet genug war, um häufig mit ſeinem Herrn deſſen Lieblingsſpiel, das Schach, ſpielen zu können.

Abends, nachdem wir gegeſſen, führte uns Herr von Rumohr in

den „Ballſaal", d. h. in eine mit Blumenkränzen und bunten Lampen dekorierte Scheune, wo die Winzer bereits verſammelt waren. Der Baron reichte einer hübſchen Winzerin den Arm, ländliche Muſik ertönte und der Walzer begann nach deutſcher Weiſe. Auch ich ſchloß mich mit Overbeck an, und ſo tanzten wir bis gegen zwölf Uhr wacker mit allen Landleuten. Herr von Rumohr reichte ſelbſt Erfriſchungen mit umher und machte den liebenswürdigſten Wirt; im herrlichſten Mondſchein fuhren wir endlich müde nach Hauſe.

Aber der Baron von Rumohr war nicht nur ein muſterhafter Wirt, ſondern auch ein zuvorkommender Kavalier. In freundlichſter Weiſe machte er mir das Anerbieten, mich dem renommierteſten Künſtler der Stadt, dem Hiſtorienmaler Benvenuti, vorzuſtellen, deſſen Kuſtodie ein Teil der Uffizien unterſtellt war. Bereits am nächſten Morgen holte mich Herr von Rumohr zu einem Beſuche bei demſelben ab.

Ich fand einen etwa fünfzig Jahre alten, tüchtigen Künſtler; ſeine Arbeiten, ganz im akademiſchen Stil gehalten, waren wacker in der Zeichnung, brillant, doch ſchwer im Kolorit, die Figuren aber voll dramatiſcher Bewegung und lebendig im Ausdruck. Er trat würdevoll, ſtellenweiſe ſelbſtgefällig auf; namentlich beliebte es ihm, zu beteuern, er ſei nie in Rom geweſen, verdanke daher alle ſeine Kunſt ſich ſelbſt.

Wie man denken kann, wollte dieſer Akademiker von der altflorentiniſchen Schule nichts wiſſen; er hatte ſogar den Unverſtand gehabt, das ehrwürdige, aus dieſer Schule ſtammende Altarbild der Kirche Santa Maria Novella — der Lieblingskirche Michelangelos, welche dieſer „ſeine Braut" nannte — durch ein modernes Machwerk ſeiner eigenen Hand zu verdrängen. Ich dagegen ſchwärmte für die einfachen, empfindungsvollen Florentiner, die ich als Grundlage der neu ſich entwickelnden Kunſt zu betrachten geneigt war; eine Meinung, welche geiſtreichere Kenner und warme Verehrer eines Ghirlandajo, Gaddi, Fieſole, Filippo Lippi, Andrea del Caſtagno, Giotto uſw. mit mir teilten.

Daß ich mich durch die abweichenden Kunſtanſchauungen des Direktors Benvenuti nicht abhalten ließ, in den Schätzen zu ſchwelgen, welche die ihm unterſtellte Galerie barg, braucht wohl keiner Verſicherung. Auch ſonſt ſah ich mich fleißig nach Kunſtwerken um, wie

ich denn z. B. den berühmten Florentiner Moſaiken ein emſiges Studium widmete. Dieſe ſind, auf ſchwarzem Grunde, mit wirklichen Steinen dargeſtellt, die römiſchen dagegen mit bunten Glasſtiften. Florentiner Moſaiken ſind deshalb ſehr teuer; ich ſah im Palazzo Pitti eine Tiſchplatte, welche man auf 6000 Skudi ſchätzte. Im Battiſterio, der Taufkirche zu Florenz, erblickt man Moſaiken der älteſten Meiſter, deren Wert, gleich ihrer Dimenſion, koloſſal iſt. Mir imponierte vor allem ein ungeheurer ſitzender Chriſtus mit hocherhobener Hand, ernſt und gewaltig, mehr Gott als Menſch.

Von eigenen Arbeiten, welche außer den ſchon erwähnten in meine Florentiner Zeit fallen, habe ich einer, diesmal nach dem Original angefertigten Kopie jenes Erzengels Michael von Perugino aus der Akademie S. Marco zu gedenken, mit deſſen Nachbildung nach Eggers ich einſt Henriette Herz erfreut hatte, und deſſen ganz jugendlicher Kopf für ein Bildnis Raffaels galt; außerdem mehrere Damenporträts (eins Kniestück, ein anderes ſtehende Figur in Lebensgröße), mit denen mich u. a. die hochherzige Familie des holſteiniſchen Grafen Baudiſſin, in welche der Baron von Rumohr Schinz und mich eingeführt hatte, beauftragte; im Schoße dieſer Familie, welche wir zu unſerer Freude ſpäter in Rom wiederfanden, verlebten wir unvergeßlich ſchöne Stunden (wie z. B. am Weihnachtsabend des Jahres 1822, der durch eine wahrhaft glänzende Beſcherung verherrlicht ward). Aus der Zahl deutſcher Kunſtgenoſſen, welche 1820—21 in Florenz lebten, wurde mir keiner ſo wichtig wie der treffliche Metzger, über den ich daher auch einige Worte ſagen muß.

Er war vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Behuf des Ankaufs und der Reſtaurierung von Denkmälern alter Kunſt, welche dieſer Fürſt damals zahlreich erwarb, angeſtellt, und dieſes ſchwierige Amt hätte nicht leicht einem einſichtsvolleren Manne anvertraut werden können. Metzger verſtand ſeine Sache ganz meiſterlich, ja, bei Reſtaurierungsarbeiten erreichte er durch ein ihm eigentümlich gebliebenes Verfahren ſelbſt da noch Großes, wo Palmarolis Weisheit ein Ende hatte. Oft ſah ich ganz ungereinigte Bilder bei ihm, die ſo ſchwarz und übermalt waren, daß ich nicht begriff, wie man unter der Kruſte noch etwas Gutes hervorholen könne, und doch gelang ihm dies faſt ausnahmslos in jedem Falle. So war der Umgang mit ihm höchſt

lehrreich, und ich danke ihm manchen fruchtbringenden Wink, den man ſtets um ſo lieber entgegennahm, als der ſchlichte, einfache, beſcheidene Künſtler, deſſen ganzes Weſen mich unwillkürlich an den biederſinnigen Eberhardt erinnerte, bei einer ſeltenen Herzenswärme die große Gabe beſaß, mit Liebe und Nachſicht zu unterweiſen, ſo daß man gern von ihm getadelt war. Wie dieſer gute, feine Mann ſo ſehr empfinden gelernt, womit man ſeinem Nebenmenſchen am beſten dient, erklärt ſich aus ſeinem bewegten Lebensgange: Not jeder Art — an Geld, durch Krieg, Krankheit, Verletzung des Körpers, ja, durch ein ſchweres Augenübel, infolge deſſen er ſeiner Kunſt, dem Kupferſtechen, jahrelang entſagen mußte — hatte bei ihm ein tiefes, edles Gefühl erweckt, ſo daß er nützte und half, wo er nur konnte. Sein Fürſt wußte aber auch, welche Perle — an Menſchen- wie an Künſtlerwert — er in Metzger beſaß; als deſſen Frau ihm im Januar 1821 einen Knaben ſchenkte, bot ſich Kronprinz Ludwig ſelbſt zum Taufpaten an und ließ ſich bei der heiligen Handlung durch den Baron von Rumohr vertreten.

Unter den mannigfachen Beſtrebungen, welche ich zu ſchildern verſucht habe, nahte endlich die Zeit, wo die Umſtände mich zur Rückkehr nach Rom drängten. Im Oktober des Jahres 1821, als ich juſt drei Jahre in Italien zugebracht hatte, ſiedelte ich wieder nach St. Peters Stadt über; mir war, als ob ich in einen trauten Familienkreis zurückkehrte. Aber mit wie herzlicher Freude ich auch die lieben Geſichter alle wieder zu begrüßen hoffen durfte: der Abſchied von dem ſchönen Florenz ward mir darum nicht leichter. Ach! Aus Scheiden und Meiden entſtehen ja die herbſten Bekümmerniſſe dieſes Erdendaſeins — ich ſollte es wiederum ſo recht erfahren, als nach einer ruhigen Zeit angeſtrengten Schaffens plötzlich in den letzten Maitagen des Jahres 1822 die Nachricht mich überraſchte, der bei all ſeiner Barockheit von mir doch wertgehaltene Herzog Auguſt von Gotha ſei geſtorben und ſein Bruder Friedrich, der Thronfolger, müſſe nun Rom verlaſſen, um die Regierung des Landes anzutreten. Aus Gotha traf in der Perſon des Herrn von Bridel ein außerordentlicher Geſandter ein, um den nunmehrigen Herzog Friedrich zu holen; in den erſten Junitagen verließ der erlauchte Herr ſein langjähriges Domizil, um nach Deutſchland zurückzukehren. Am Tage vor ſeiner Abreiſe

nahm ich von ihm mit heißen Tränen Abſchied; hatte er mir doch ſo ſehr viel Güte und Herzensfreundlichkeit erwieſen und mir Gelegenheit gegeben, Rom und ſeine Umgebungen auf das bequemſte kennen zu lernen! Mit ihm ſchied mein lieber Vetter Ettinger, der ſtets fürſorgliche, treue Freund, der mir immer nur Gutes erzeigt. Ich wußte mich nicht zu faſſen, nicht meine Tränen zu hemmen! Erſt die Zeit heilte die Wunde, welche der Trennungsſchmerz geſchlagen.

Schlag auf Schlag folgte nun: wenige Tage nach dem Herzog von Gotha verließ Johann Veit die ewige Stadt. In der Villa Rafaela gab er den befreundeten Künſtlern und deren Frauen ein Abſchiedsfeſt. Dieſe Villa, ein köſtliches, von Raffael erbautes Kleinod, welches die Jahrhunderte verſchont hatten, bis es 1849 bei den republikaniſchen Unruhen von den Römern ſelbſt zerſtört wurde, war damals von ſchlichten Winzern gepachtet worden; eine große, geſchmackvoll dekorierte Halle diente dazu, die Gerätſchaften derſelben aufzubewahren. An den Wänden aber ſah man noch die Spuren von Raffaels Genius unverſehrt erhalten; auf das anmutigſte und geiſtreichſte hatte ſich ſeine Kunſt hier in einer Gruppe nackter Jünglinge, welche nach der Scheibe ſchoſſen, verewigt; am Fries zeigten ſich vier Medaillons mit lieblichen Frauenbildern, welche man für Raffaels Freundinnen hielt. In dieſem geheiligten Raume war die Tafel gedeckt; Bretter, auf Fäſſer gelegt, gaben ringsumher bequeme Sitze. Wir ließen uns die Speiſen vortrefflich munden, und die Becher kreiſten; am Schluſſe des Mahles erhob ſich der liebe Gaſtgeber und rief mit begeiſterter Stimme: „Es lebe Raffael, Raffael lebe hoch!“ und rings in der Halle ſchallte es: „Hoch! Hoch!“ In demſelben Augenblicke flatterte ein großer, herrlicher, bunter Schmetterling über die Tafel. Unwillkürlich erhoben wir uns alle in feierlichem Schweigen; die Pſyche Raffaels ſchien hernieder zu ſchweben. In weihevoll gehobener Stimmung verließen wir die feſtliche Halle.

Aber nicht nur der Abſchied manches lieben Freundes — auch der Tod lockerte mit rauher Hand das ſchöne Band, welches die römiſchen Künſtler umſchlang. Am 26. Januar 1822, abends, waren einige Freunde und zwei fremde Gäſte, ein Amerikaner, Sir George Bancroft, und ein artiger junger Menſch aus Hamburg, namens Campe, zum Sonnabendkränzchen bei mir verſammelt; vergnügt tranken wir

unſeren Tee, als Stockmar bei uns eintrat und die Nachricht brachte, der Bildhauer Rudolf Schadow, ein Sohn des berühmten Direktors der Berliner Kunſtakademie und Bruder des Hiſtorienmalers, von dem ich bereits erzählt, ſei plötzlich an einer Bruſtentzündung ſchwer erkrankt. Schon am folgenden Tage hatte ſich denn auch ſein Befinden höchſt bedenklich verſchlimmert, und am 31. Januar war er tot. Am Spätnachmittage des nächſten Tages ward er beerdigt; er ſelbſt hatte das Begräbnis angeordnet. Einer Sitte gemäß, welche ich ſowohl in Rom, als auch in Neapel wiederholt beobachtete, lag die Leiche offen auf einer mit goldgeſticktem Damaſt überdeckten Bahre; dieſe ward abwechſelnd von ſechzehn Künſtlern getragen, welche dem Dahingeſchiedenen die letzte Ehre erweiſen wollten. Schadow war katholiſch geworden und hatte ſich den heiligen Franziskus von Aſſiſi zum Patron erwählt; er war deshalb in eine Franziskanerkutte gekleidet, die Hände, über der Bruſt gefaltet, hielten ein kleines Kreuz, Pſalmen ſummend ging die heilige Brüderſchaft nebenher, faſt alle deutſchen Künſtler folgten der Bahre. Wahrhaft poetiſch lag der Tote da, einem Schlafenden gleich; wie um Abſchied für ewig zu nehmen, küßte ihn die Sonne noch einmal mit ihren letzten Strahlen. Der Eindruck dieſes Leichenzugs war tief ergreifend; ernſt und bewegt kehrten wir von ſeinem Anblick heim.

Eng und enger ſchloſſen ſich jetzt, da ſo manche Lücke geriſſen war, die in Rom zurückbleibenden Kunſt- und Geſinnungsgenoſſen aus dem lieben deutſchen Heimatlande aneinander. So wurde mir eines Tages die große Überraſchung zuteil, von dem preußiſchen Geſandten, dem edlen Niebuhr — den ich wegen ſeines Geiſtes, ſeiner Gelehrtheit und Herzensgüte je länger je inniger verehren gelernt hatte — ein Billett zu erhalten mit der freundlichen Aufforderung, an Beckers Stelle vom 1. Mai an in ſein Haus zu ziehen.

Wie ſehr es mich auch beglückt hätte, in einer ſo edlen Familie Schutz und Obdach zu finden — die Erſparnis gar nicht gerechnet —, ſo hätte ich mich doch durch Annahme desſelben meiner Künſtlerfreiheit beraubt gefühlt. Alle Kunſtgenoſſen und Freunde wohnten jetzt am Monte Pincio ganz nahe um mich herum, ja, derjenige, welcher mir am meiſten förderlich und nützlich war, Philipp Veit, war unter einem Dache mit mir; jeden Augenblick konnte ich mir Rat bei ihm holen,

und dies war oft der Fall. Auch Schinz, der wackere Freund, würde mir bei der größeren Entfernung vielfach gefehlt haben, denn auch er war mir in künſtleriſcher Beziehung ſowie durch brüderliche Hilfsleiſtungen von großem Nutzen. Kam ich nach Hauſe, ſo fand ich oft Palette und Pinſel gereinigt, die Staffelei bekränzt und manche ſchriftliche Bemerkung vor derſelben niedergelegt, die mir bei meiner Arbeit nützlich ſein konnte; bisweilen überraſchte mich auch ein poetiſcher Abendgruß oder ein Kupferſtich, den Schinz bei einem Antiquar für meine kleine Sammlung, die ich mir angelegt, paſſend gefunden und für mich erworben hatte. Wie wichtig war mir außerdem ſein Urteil in allen Zweifeln, die mich oft beſchlichen! Namentlich an ſeine größere Korrektheit in der Zeichnung mußte ich oft appellieren, zumal wenn es ſich um Gegenſtände handelte, deren Studium nach der Natur mir meines Geſchlechtes halber von vornherein unzugänglich war. Da wußte Schinz allemal zu raten und zu helfen, und er tat dies ebenſo liebevoll wie gründlich. Selbſt tüchtiger Zeichner, wie er es war, litt er auch von mir nichts Schlechtes. Einſt hatte ich eine Kompoſition von neun Figürchen entworfen, auf die ich mir wirklich etwas einbilden wollte. Aber ach! Vor ſeiner ſtrengen, aber gerechten Beurteilung fiel mein Stolz herab wie ein Ziegel vom Dach, und mein Hochmut zerplatzte vor der überzeugenden Kraft ſeines wahren Ausſpruchs. So wurde denn beſchloſſen, den freundlichen Vorſchlag des trefflichen Niebuhr, trotz aller Anerkennung ſo ſeltener Güte, abzulehnen. Am nächſten Morgen ging ich zu den lieben Menſchen, um ihnen dieſe Antwort zu bringen. Ich fand die Hausfrau in ihrem allerliebſten Garten, an deſſen Spalieren Zitronenbäume grünten, unter einem Mimoſenbaum ſitzen, von den holden Kindern umgeben, dem kräftigen kleinen Markus, blond und blühenden Kolorits, und der zarten Amalie, mit dichtem, reichem Lockenkopf und runden, lieblich braunen Augen. Sie empfing mich auf das gütigſte; unter angenehmen Geſprächen verging die Zeit. Die ſonſt ſo ſtille, in ſich gekehrte Frau entfaltete eine Liebenswürdigkeit, ein tiefes Gefühl, welches ich früher nicht an ihr gekannt und gar nicht erwartet hatte. In dieſem Augenblick fühlte ich es doppelt ſchmerzlich, daß ich auf das ſo freundliche Anerbieten nicht eingehen konnte, jedoch wagte ich es, mir die Erlaubnis von ihr auszubitten, künftig die Sonntage in ihrem

Familienkreise zubringen zu dürfen. Zu den Donnerstagabenden, wo Niebuhrs offenes Haus für Künstler und Gelehrte hielten, war ich ohnehin ein= für allemal geladen. Sie gewährte mir meine Bitte gern, ja, sie fügte hinzu, daß es längst ihr Wunsch gewesen sei, mich zu ersuchen, sie selbst sowie ihre beiden Kinderchen zu porträtieren — sie hoffe, ich werde diesen Auftrag nicht ablehnen. Hoch erfreut sagte ich zu und machte mich schon nach wenig Tagen an die Arbeit. Ich malte erst die Mutter, dann die Kinder; letztere in ganzer Figur, in einer Gruppe, die vermöge der großen Unruhe der kleinen Schelme viel Schwierigkeiten bot. Gewöhnlich halten die Künstler Kinderporträts für besonders undankbar; eine Ansicht, welche ich nicht teilen kann. Im ganzen ist doch der Typus der Kindergesichter ein allgemeiner, nur etwas modifiziert im Detail der Formen, in denen das Runde sowie der Ausdruck von Unschuld und Lieblichkeit vorherrschend sind.

Frau Niebuhrs Fürsorge erleichterte mir die Arbeit wesentlich durch das reizende Atelier, welches sie mir in ihrer Wohnung in einem Gartensalon bereitete; durch die geöffneten Fenster und Flügeltüren drangen würzige Blütendüfte herein; eine plätschernde Fontäne machte eine sanfte, melancholische Musik, während sie zugleich die sehr wünschenswerte Kühle verbreitete. Man kannte diese zarte Sorge und Aufmerksamkeit für die deutschen Künstler in Rom an der trefflichen Familie. Niebuhr war für alle ein wahrhaft väterlicher Freund und eine zuverlässige Stütze; hatte er doch einst sogar denen, welche die Fresken in der Casa Bartholdina malten, den Ultramarin gekauft, weil derselbe für ihre Umstände zu teuer war. Sein gerechter Sinn, sein wahrhaft christliches Gemüt machte keinen Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Malern, indes hatte ihn der Übertritt einiger zum Katholizismus doch tief betrübt. Ich habe bereits erzählt, wie glücklich sein Bemühen war, als nötiges Gegengewicht gegen die Proselytenmacherei einen evangelischen Gottesdienst in Rom einzurichten.

Leider sollte sich der treffliche Mann der Früchte seines aufopferungsreichen Strebens nicht mehr lange erfreuen; etwa drei Jahre nach der Gründung der protestantischen Gemeinde ward er von Rom abberufen; acht Jahre später, am 2. Januar 1831, schied er aus diesem Leben. Die Trauerbotschaft seines Todes erschütterte mich tief.

32. Louiſe Seidler, Niebuhr

Einen geringen Troſt gewährte mir eine flüchtige Skizze von dem Antlitze des edlen Mannes, welche ich im März 1822 zu Rom entworfen hatte, und die ich zu Hilfe zog, als ich im Jahre 1829, der Einladung Niebuhrs nach Bonn folgend, mehrere Sommermonate in ſeinem gaſtlichen Hauſe zubrachte, bei welcher Gelegenheit ich meinen verehrten Wirt ſelbſt und deſſen vier Kinder in einer Gruppe malte. Von jener Skizze hörte Goethe, und da er zu jener Zeit durch Krankheit ans Zimmer gefeſſelt war, ſo ließ er mich durch einen Freund erſuchen, ſie ihn ſehen zu laſſen. Sie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſich eine Wiederholung für ſein Porträtalbum erbat.

Natürlich beeilte ich mich, die Bitte des teuern Dichters — der ein Jahr ſpäter auch aus dieſem Leben ſcheiden ſollte — zu erfüllen, ja, ich empfand eine Art wehmütiger Freude, daß ich imſtande war, das Andenken des mir ſo werten Gönners auf dieſe Weiſe zu ehren. Denn nie erkalten kann meine Dankbarkeit für Niebuhrs Güte, welche ſich noch kurz vor ſeinem Scheiden von Rom in beſonders ſchöner Weiſe betätigte. Im November des Jahres 1822 nämlich beſuchte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit zweien ſeiner Söhne, den ritterlichen Prinzen Wilhelm und Karl, Italien; auf wenige Tage und mit kleinem Gefolge kamen ſie auch nach Rom. Ihr Auftreten war prunklos und ohne Oſtentation, aber eben deshalb nur um ſo gewinnender. Niebuhr begleitete den Monarchen, Bunſen die Prinzen in Stadt und Umgegend nach den merkwürdigſten Orten; unter anderem auch in eine Ausſtellung von Bildern deutſcher Künſtler, welche nicht ohne Schwierigkeiten unter Direktion Catels in der Caſa Bartholdy zuſtande kam.

Nun hatte ich im April und Mai 1822 den Violinſpieler von Raffael kopiert. Da das Original ſich in der Galerie der Prinzeſſin Sciarra befand, ſo bedurfte es zu meinem Vorhaben deren beſonderer Erlaubnis, welche mir auf ein Fürwort Thorwaldſens deſſen Freund Bröndſted, der bereits erwähnte Archäolog und Bevollmächtigte Dänemarks am päpſtlichen Hofe, auswirkte. Allein ich mußte mich, ehe die Zuſage beſtimmt erteilt ward, der Prinzeſſin ſelbſt vorſtellen. Ich fand eine häßliche, aber doch gezierte und anſpruchsvolle Römerin, welche meine Bitte herablaſſend gewährte. Die Arbeit war nicht angenehm, da die Frau des Galerieaufſehers mich während derſelben

mit Argusblicken bewachte; endlich aber (am 25. Mai 1822) war der letzte Pinselstrich an der Kopie getan. Gleichzeitig hatte ich mich mit wahrem Heißhunger einer größeren Komposition gewidmet: „die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wie sie, von der Wartburg herabkommend, mit milder Hand Brot und andere Gaben an die Armen und Hilfsbedürftigen austeilt"; eine umfangreiche Arbeit, welche ich im Seebade Livorno kartonierte, wo ich zur Stärkung meiner Gesundheit vom 4. Juli bis 12. August 1822 verweilte. Von Livorno war ich nach Bologna gegangen, um dort nach Perugino, Francesco Francia und anderen zu kopieren; das Original des Perugino war ein herrliches Altarblatt, „Madonna, von Engeln umgeben, zu ihren Füßen Heilige"; kräftig in der Farbe, unbeschreiblich fromm und innig im Ausdruck. Unter den Heiligen befand sich eine heilige Apollonia, diese kopierte ich; nach Francia malte ich einen Gitarre spielenden Engel und eine Madonna, ferner einen Engel nach Innocenzio da Imola. Mit schönen Früchten neunwöchentlichen Fleißes war ich am 17. Oktober 1822, geleitet von dem treuen Schinz, der diese Reise mitgemacht, und einem geistreichen, unterrichteten jungen Franzosen, namens St. Hilaire, der sich in Bologna zu uns gesellt hatte, wieder in Rom eingetroffen, wenige Tage nur vor dem Könige von Preußen. Als nun Catel für diesen die erwähnte Ausstellung arrangierte, konnte ich den Violinspieler nach Raffael sowie die in Bologna angefertigte Kopie des Engels nach Innocenzio da Imola zu derselben beisteuern, und das Glück wollte, daß König Friedrich Wilhelm III., ein warmer und feinsinniger Verehrer Raffaelscher Größe, meiner Kopie des Violinspielers (auf welche ihn Niebuhr mit einigen empfehlenden Worten aufmerksam machte) Geschmack abgewann. Er kaufte dieselbe für 40 Louisdor, und den Engel ebenfalls. An dem nämlichen Tage erwarb er auch einen Amor von Eggers; ein Glück, über welches ich mich um dieses gerade damals recht bedrängten Künstlers willen innig freute. Mit meiner Kopie des Violinspielers hatte ich übrigens bei den preußischen Herrschaften Glück; wenige Monate später, im Mai des Jahres 1823, verkaufte ich durch Bunsens freundliche Vermittelung eine Wiederholung meiner Originalkopie, zu deren Vollendung die Prinzessin Sciarra noch drei Veduten bewilligte, an einen der damals in Rom verweilenden preußischen Prinzen.

Wohl darf ich ſagen, daß mich die Erwerbung meiner Arbeiten durch König Friedrich Wilhelm III. mit freudigem Stolze erfüllte; in der Beurteilung Raffaelſcher Kopien war derſelbe kompetent in ſeltenem Maße. Hatte er doch 1814 in Paris die Gelegenheit gehabt und fleißig ausgenutzt, die durch Napoleon aus allen Ländern Europas zuſammengeſchleppten Originale zu ſtudieren. Eine Anzahl tüchtiger Künſtler war damals von ihm für die ſchöne Aufgabe gewonnen worden, die hervorragendſten Schöpfungen des großen Italieners nachzubilden; dieſe Kopien ſchmückten die Zimmer ſeiner Paläſte in Berlin. Auch mein „Violinſpieler" ſollte ſich dieſer würdigen Reihe anſchließen; und hatte ich auch bisher meine Kopien immer leicht verkauft und befriedigende künſtleriſche wie pekuniäre Erfolge damit erzielt, ſo überkam mich doch erſt jetzt die frohe Empfindung, als wäre ich von der Lehrzeit losgeſprochen. Ich fühlte mich gleichſam ſicherer in der Kunſt, ruhiger und frohen Mutes, ſo daß Guſtav Adolfs Wort in Schillers „Dreißigjährigem Kriege", den ich damals zuerſt las, mir gleich einer Feuerflocke in die Seele fiel, das Wort: „Zuverſicht iſt die Mutter großer Taten!"

In gehobener Stimmung nahm ich nun die Arbeit an meiner „heiligen Eliſabeth" wieder auf, alle Seligkeit und alles Leid des ſchöpferiſchen Talentes zugleich dabei empfindend. Es iſt ja in der Kunſt wie in der Liebe: immer himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt.

Mit heißer Inbrunſt ſchaffte ich an meinem Werke; nur ein Gegenſtand von weihevollſter Erhabenheit konnte meine Phantaſie daneben feſſeln: die Madonna di Foligno im Vatikan. Ich begann eben damals eine Kopie dieſes wundervollen, durch den räuberiſchen Denon einſt nach Paris geſchleppten, dort aber meiſterhaft von Holz auf Leinwand übertragenen und reſtaurierten Bildes; dieſe Arbeit bildet noch jetzt den Hauptſchmuck meiner freundlichen, mir durch meines Großherzogs Güte eingeräumten Wohnung im Jägerhauſe zu Weimar.

So verging mir in emſigſtiller Arbeit der Reſt des Jahres; ehe ich mich deſſen verſah, ſchrieben wir 1823. Abermals kam der fünfzehnte Mai, mein Geburtstag. Ach, ich ahnte noch nicht, daß es der letzte ſein ſollte, den ich in Italien verleben würde, und doch beſchloß ich mein ſechsunddreißigſtes Jahr in wehmütig-ernſter Stimmung.

Faſt ein halbes Dezennium war ich in Italien geweſen; reiche Schätze der Natur und Kunſt hatte ich in Geſellſchaft edler Freunde kennen gelernt und genoſſen; die Geſchichte lag von der älteſten Mythe an bis auf die neueſte Zeit offen vor mir da, in lebendigerer Schilderung, als je ein Buch ſie geben kann. So war die jüngſte Vergangenheit unausſprechlich reich, die Gegenwart befriedigend — nur die Zukunft nebelhaft. Ich gedachte ihrer weder hoffend, noch wünſchend. Was hätte ſie mir auch bieten können nach dieſer Fülle von Glück!

Das waren die Gedanken, welche am 15. Mai 1823, dem Tage, an welchem ich in mein ſiebenunddreißigſtes Jahr trat, mein Herz bewegten. Schon früh am Morgen überraſchte mich der gute Schinz, ſeine innigſten Wünſche ausſprechend, mit einigen Kleinigkeiten. Die erſte Stelle unter denſelben nahm — neben einem herrlich geglückten Ecce homo, Kopie nach Philipp Veit — ein ſchöner Teppich ein, welcher noch heute, im Jahre 1866, das Licht in meinem Atelier zuſperrt, um die meine blinden alten Augen peinigende Helle zu mindern. Denn wie wenig ich auch neuerdings ſelbſttätig habe ſchaffen können: mein Atelier iſt noch im alten Stande und mir die eigentliche Heimat in meiner ſtillen Wohnung. Da liegt noch die vertrocknete Palette mit den Pinſeln auf dem Maltiſch; da ſteht noch auf der Staffelei der Karton zu meinem Chriſtusbilde: „Kommet her alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid", welches ich für zwei Kirchen, nach Mecklenburg und Schleswig, gemalt habe; die Wände ſind bedeckt mit Kartons teils romantiſcher, teils chriſtlicher Gegenſtände. Hier verſenke ich mich in die Vergangenheit: Erinnerung iſt ja das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Es war wirklich wie eine trübe Ahnung geweſen, welche mich an meinem Geburtstagsfeſte überſchattet hatte: wenige Wochen ſpäter bekam ich aus der Heimat die Nachricht, daß mein Vater unheilbar (an der Rückenmarkſchwindſucht) leide. Sein Zuſtand erheiſchte meine Rückkehr nach Jena um ſo gebieteriſcher, als der Kranke, der von ſeiner zweiten Frau keineswegs die erwartete Pflege genoſſen hatte, ſich vor Sehnſucht nach mir verzehrte. Die Ärzte glaubten, daß die Befriedigung dieſer Sehnſucht wohltuend auf den Leidenden wirken müſſe.

Nun begannen die quälenden Zurüſtungen zu der Trennung von

Rom, die mir so schwer fiel. Es mußte eingepackt, es mußten Abschiedsbesuche gemacht werden. Letztere boten noch manchen Lichtblick in der Nacht meiner Bekümmernis; so das Lebewohl bei Thorwaldsen. Tiefbewegt schied ich von diesem Würdigen, dem ich in meinem Herzen längst den nächsten Platz neben Goethe eingeräumt. Ähnelte doch auch sein Schaffen dem des Dichterfürsten: durch beider Wesen ging ein Zug erhabener Einfachheit, antiker Würde, hoheitvollsten Adels. Rührend gütig trennte sich Thorwaldsen von mir; mit größter Bestimmtheit sprach er die im Jahre 1832 auch wirklich in Erfüllung gegangene Prophezeiung aus, daß ich eines Tages sicherlich wieder nach Rom käme, da ich es ehrlich mit der Kunst meinte. „Ja!" sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte und mich mit seinen wundervollen blauen Augen groß anblickte, „wir scheiden heute nicht auf immer. Ihnen ist es heiliger Ernst um die Kunst, heiliger Ernst!" Dann zeigte er mir noch seine Sammlung von Gemälden, mit denen ein Zimmer seiner Wohnung geschmückt war. Gutmütig hatte er manchem bedrängten Maler durch Ankauf seiner Arbeiten genützt; unter vielem Mittelgut waren ihm auf diese Weise auch einige Meisterwerke zuteil geworden, z. B. zwei treffliche Landschaften von Koch, in welche Cornelius die Staffage gemalt hatte (diese Bilder kamen nach Thorwaldsens Tode in den Besitz des Herrn von Quandt); auch manche gute Genrebilder zierten die Sammlung des Künstlers. Die Perle derselben aber war ein überaus liebliches Madonnenbild von Sassoferrato, welches Papst Pius VII. dem Meister — dessen Eigenschaft als Nichtkatholik uneingedenk — geschenkt hatte, und das von mir, dank Thorwaldsens bereitwillig dazu erteilter Erlaubnis, kopiert worden ist. Soviel ich mich erinnere, war dieses Gemälde das einzige nicht moderne, welches der Künstler besaß, denn er pflegte gar keine Bilder alter Meister zu kaufen. Hingegen besaß er alte Münzen, Pasten, etruriſche Vasen und dergleichen. Zuletzt führte er mich noch in eins seiner größten Ateliers, um mir seine zwei letzten Apostel zu zeigen. Matthäus mit dem Kinderengel gefiel mir außerordentlich, noch mehr aber der Engel, welcher eine Muschel als Taufbecken darreicht; eine schlanke, zarte Gestalt, deren Gewand in weichen, anschmiegenden Falten bis auf die Füße herabfällt. Eine so hehre, so liebliche Unschuld in den feinen Zügen, eine so leuchtende Klarheit in

den ſchönen Augen läßt fühlen, wie der Engel ſelbſt die Seligkeit empfindet, das heilſpendende Becken darzubringen. — Mit ſchwerem Herzen ſchied ich von Thorwaldſen, den ich als Künſtler wie als Menſchen gleich hoch verehrte.

Am Johannisfeſt 1823, drei Tage vor meiner Abreiſe, verabredete ich mit den nächſten Freunden einen letzten Spaziergang nach der Villa Poniatowski. Philipp Veit hatte leider mit Frau und Kind Rom bereits verlaſſen, um den Sommer in Tivoli zuzubringen; ihm hatte ich ſchon das allerſchmerzlichſte Lebewohl geſagt. Andere Kunſtgenoſſen und Freunde begleiteten mich aber nach jener Villa. Der Abend war wunderſchön, die herrliche Ausſicht wurde durch die ſcheidende Sonne vergoldet, deren Untergang mir nie ſo majeſtätiſch erſchienen war wie diesmal. Lange war ich träumeriſch in den Anblick des herrlichen Naturſchauſpiels verſunken, entzückt und doch ſchmerzvoll den Abſchied vorempfindend. Da erhob der heitere Maler Catel, welcher mit von der Partie war, die Stimme und unterbrach das feierliche Schweigen mit dem Ausrufe: „Laßt uns doch noch einen Salat und Eier in der nahe gelegenen Oſteria ‚Zum Papa Giulio‘ genießen!“ — Geſagt, getan. Aber wie wurde ich überraſcht! Am Fuße der Treppe, welche zu dem vorgenannten Geſellſchaftslokale führte, ſtand der Maler Remy aus Berlin, bot mir den Arm und bat mich im Namen mehrerer Freunde um die Erlaubnis, den Abend nach Sitte der männlichen Kunſtgenoſſen feiern zu dürfen. Gleichzeitig öffnete ſich die Tür und eine lange, ſauber gedeckte, mit Blumen geſchmückte Tafel zeigte ſich meinen erſtaunten Blicken, fünfunddreißig mir beſonders befreundete und hoch von mir verehrte Künſtler waren um dieſelbe verſammelt. Ein fröhlicher Gruß ſchallte mir von ihren Lippen entgegen, und vor einem prachtvollen Kranze erhielt ich meinen Platz; mein Seſſel war mit Blumen umwunden und auf meinem Teller lag ein dichter Lorbeerkranz mit einem Gedichte von Auguſte Klein, welches alſo begann:

„Bei dieſem Kranz gedenk' der röm'ſchen Zeiten
Wenn rauh und kalt des Nordens Lüfte weh'n;
Der Lorbeer ſoll in's Studium Dich begleiten
Von ſchlankem Stamm auf kapitol'ſchen Höh'n,
Und Freude, denk ich, ſoll er Dir bereiten
Wenn deutſche Freunde horchend um Dich ſteh'n;

33. Vogel v. Vogelſtein, Louiſe Seidler in Rom

Dann werden tauſend Bilder Dich umſchweben,
Und in die Blätter dringt ein neues Leben!"

Der Orvieto kreiſte zu den ſchmackhaften Speiſen, und alle Lieder welche ſonſt den abreiſenden Künſtlern zu Ehren geſungen wurden, erſchallten nun abgeändert für die „reiſende Maid" in friſchen, wehmütig-fröhlichen Klängen. Es waren herrliche, erhebende Stunden, welche ich genoß; mir zur Rechten ſaß der würdige Prediger Schmieder, zu meiner Linken der ſtets muntere Catel, Freunde und Freundinnen reihten ſich dieſen an. Um Mitternacht endete das für mich ſo überraſchende Feſt. Der Mond ſtand am Himmel; ſein mildes Licht goß Klarheit und Frieden auch in meine tiefbewegte Seele. Still ſchlich ich nach Haus — ſingend und plaudernd zogen neben mir die anderen davon. Nie zuvor war der Abſchied einer Künſtlerin von Rom ſo ſchön gefeiert worden; auch ſpäter habe ich von keiner ähnlichen Feier gehört. Erſchöpft von ſoviel Freuden und Ehren, erſchüttert von dem Schmerze des Abſchieds erreichte ich die Schwelle meines Kämmerleins. Vor meinem Bette ſaß ich lange, gedankenvoll vor mich hinſtarrend; wohl fühlte ich, daß Größeres mir nie beſchieden ſein könne. Voll inniger Wehmut empfand ich, daß keiner meiner glücklichen Tage in Rom mir zurückkehren würde, und daß eine ſolche Seligkeit, wie ich ſie dort genoſſen, faſt nur den einen Wunſch übrig laſſen konnte: lieber an der Pyramide des Ceſtius für immer auszuruhen, als nach Deutſchland zurückzukehren. — Als ich mich endlich ermannte und die Fenſter ſchloß, erklangen unter denſelben noch die rührendſten Abſchiedslieder. Mein kaum zur Ruhe gekommenes Herz wurde durch die ergreifenden Klänge der deutſchen Scheidegrüße aufs neue erſchüttert; Tränen erſtickten den Dank, welchen ich den Sängern ſo gern zugerufen hätte.

Der Tag, an welchem ich der ewigen Stadt Lebewohl ſagen ſollte, kam endlich heran — der Wagen raſſelte vor, einige Kunſtgenoſſen, darunter der treue Schinz, ſtiegen mit mir ein; von Pulinis, deren Tochter Adelheid ſich unter meinen Augen entwickelt und die ich wie das teuerſte Kind geliebt, wurde der ſchmerzlichſte Abſchied genommen — dann ſchied ich von dem gaſtlichen Dache, welches mich fünf glückliche Jahre lang beherbergt hatte. Meiner Bewegung nicht mächtig, beſtieg ich den Wagen, in Tränen gebadet. Raſch ging es vorwärts —

auf der Anhöhe, wo man zum letzten Male die Kuppel von Sankt Peter erblickt, machten wir halt, ſtiegen aus, die letzte Flaſche Orvieto wurde geleert, ein Hoch! der ewig herrlichen Roma gebracht, und die Scherben unſerer Gläſer flogen klirrend zur Erde. Zum letzten Male umarmte ich die Freunde; ſie kehrten die Landſtraße nach Rom zurück — mein Wagen eilte gen Norden vorwärts, der Heimat zu.

Nachwort

Mit der Rückkehr in die Heimat brechen die von Louise Seidler selbst herrührenden Mitteilungen ab. Ihr Tod machte die Fortsetzung ihrer Aufzeichnungen illusorisch. Reichliches Material an Briefen und anderen Nachrichten ermöglicht uns indessen, das bescheidene Dasein der Künstlerin und ihre fleißige Tätigkeit bis an ihr Lebensende zu verfolgen.

Nur langsam ging die Rückreise aus Italien nach Deutschland vonstatten. Mit ihren Reisegefährten Schinz und Auguste Klein besuchte Louise erst Overbeck in Perugia. Auf der weiteren Fahrt wurden nochmals Florenz, dann Bologna, Modena, Parma, Piacenza, Mailand besichtigt. Das Ende des Sommers 1823 verbrachte sie bei Schinz' Geschwistern und seinen Eltern in der Schweiz. Nach Weimar heimgekehrt, erfuhr Louise Seidler die besondere Gnade des Großherzogs Karl August, der ihr ein Atelier im „Jägerhause" (der Großherzoglich freien Zeichnenschule) anweisen ließ und für die Wartburg den Karton der „heiligen Elisabeth" bestellte. Auch wurde sie mit dem Zeichnenunterricht der beiden Prinzessinnen Maria und Augusta, der späteren deutschen Kaiserin, betraut. Auf Goethes Veranlassung erhielt sie im Herbst 1824 die Aufsicht über die kleine Galerie der Zeichnenschule nebst freier Wohnung und einem Gehalt von hundert Talern. So blieb Louise Seidler von nun an in Weimar, das sie mehrfach für ihre verschiedenen Reisen verließ. Alljährlich besuchte sie ihre zahlreichen Freunde, manchmal nur in der näheren Umgebung oder in Jena, Dresden, Coburg. Häufig aber entschloß sie sich, mit Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit in späteren Jahren stets von ihrer getreuen Dienerin Helene begleitet, zu größeren Unternehmungen. Schon im Sommer 1826 weilte sie, mit Empfehlungen Alexander von Humboldts ausgerüstet und von ihm persönlich bei hervorragenden französischen Künstlern eingeführt, einige Monate in Paris. Als Goethe gestorben war, zog Louise nochmals für fünf Vierteljahre über

München und Tirol nach Rom. Aber der größte Teil der Künstler, mit denen sie zehn Jahre vorher dort gelebt hatte, war zerstreut. Die stille Malerin fühlte sich einsam und verwaist in dem Lande, in welchem sie einst am liebsten gestorben wäre. Sie mochte des Goetheschen Verses gedenken: „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ." Auch in Weimar hatte sich vieles geändert. An Goethes Stelle hatte Herr von Schorn die Oberaufsicht der „unmittelbaren" Anstalten für Wissenschaft und Kunst erhalten. Was zwischen ihr und Goethe ein zwangloser freundschaftlicher Verkehr ermöglicht hatte, wurde nun mehr amtlicher Behandlung überwiesen. Doch erhielten die Großherzöge Karl Friedrich und Karl Alexander dem Schützling Karl Augusts und Goethes ihre Huld. Louise Seidler wurde zur Hofmalerin ernannt und blieb bis zu ihrem Tode in ihrer Stellung.

Eine stattliche Folge von Porträtaufträgen wurde bei ihr von der großherzoglichen Familie bestellt. Sie malte außerdem die Enkelkinder Goethes in Pastell. Das Frommannsche Haus bewahrt eine Reihe von Bildnissen, und von Ölgemälden seien Gisela Grimm, die edle Tochter der Bettine, und Riemer erwähnt. Die religiösen und allegorischen Motive blieben ebenfalls der Tätigkeit Louise Seidlers vertraut. Noch auf Goethes Anregung hatte sie im Frühjahr 1831 das Bild „Malerei und Poesie" ausgeführt und dieses Werk auf die Ausstellung des sächsischen Kunstvereins in Dresden geschickt. Dort hatte aber die Kommission einzelne Mängel beanstandet, so daß Goethe wiederum vermittelnd eingreifen mußte und für das „wohlgelittene Frauenzimmer" an den Vorsitzenden des Vereines schrieb. Daraufhin wurde das Bild zur Verlosung angekauft. Für Apolda und Eisenach, sogar für Rio Grande malte Louise Altarbilder. Der treuen Dankbarkeit für Goethe gab sie zum hundertsten Geburtstage Ausdruck mit der allegorischen Komposition „Dichtung und Wahrheit, Goethes Manen geweiht".

So führte die Künstlerin in dem Kreise Weimars, dem das Andenken an Goethe heilig war, ein freundliches und angesehenes Dasein. Zu den alten Beziehungen nach auswärts, die sie besonders mit Philipp Veit und seiner Familie und den Kindern ihres frühverstorbenen Schweizer Freundes Schinz unterhielt, trat in Weimar selbst eine immer mehr erstarkende Freundschaft mit Friedrich Preller.

Noch im Alter von 74 Jahren machte sie sich nach der Schweiz auf, um vier Monate dort zu verbringen. Schinz und Philipp Veit haben bei der erstmaligen Herausgabe der Erinnerungen Louise Seidlers treue Unterstützung geliehen, was verschiedene, bisher ungedruckte Briefe Veits bestätigen.

Diese „Erinnerungen" hat Louise Seidler auf Veranlassung einer Freundin, der Frau Henriette Solger, begonnen, um sich wegen zunehmender Erblindung eine nutzbringende Beschäftigung zu machen. Langsam nur rückte die Arbeit vor, da die beiden jugendlichen Gehilfinnen, die die Niederschrift ausführten, nicht immer soviel Zeit hatten, als es die Greisin wünschte. Die Wiederholung glücklicherer Zeiten in der Phantasie regte sie außerordentlich an. Sie schreibt an Schinz: „Die Erinnerungen sind mir eine große Wohltat, sie unterhalten mich aufs schönste. Die Erinnerung führt mich zauberisch in eine andere Zeit zurück. Ich habe jetzt sehr viele Charakteristiken damaliger Persönlichkeiten und Zustände eingeflochten, wodurch die Kunstbemerkungen etwas in den Hintergrund treten, das Ganze unterhaltender wird, und die Zustände jener Zeit lebendiger hervortreten. Es ist merkwürdig, wie vieles doch die Neuzeit völlig verändert hat!" Eine seltene Frische und Klarheit des Geistes blieb der Künstlerin bis zu ihrem Tode (am 7. Oktober 1866) erhalten. Ihre schönste menschliche Eigenschaft, die Seite ihres Herzens, erwies die Anspruchslose, indem sie ihren Besitz sorglich verteilte. Das große Aufsehen, das die erste öffentliche Ausstellung ihres Goethebildnisses in Berlin erregt hatte, wohin es Gisela Grimm mitgeführt, benutzte sie, um das ausschließliche Vervielfältigungsrecht zugunsten eines Stipendiums für arme Realschüler abzugeben. Eine ihrer Freundinnen, die Bildhauerin Angelika Facius, erhielt den Auftrag, ihr Grabdenkmal auszuführen. „Ein Stück des alten Ilm-Athen, wie es im Gedächtnis der dankbaren Nachwelt ewig leben wird, ist mit Louise Seidler zu Grabe getragen; was aber mehr ist: eine hochsinnige, edle, harmonisch in sich abgeschlossene Natur. Glänzendere Geistesgaben mag man finden, selten ein reineres, liebenswürdigeres, hingebenderes Gemüt."

Mit diesen rührenden Worten durfte der Herausgeber der „Erinnerungen der Malerin Louise Seidler" seine Arbeit abschließen. Dr. Hermann Uhde (1845—1879), dessen kurzes Leben durch eine

Fülle von wertvollen Schriften zur deutschen Literaturgeschichte und Theatergeschichte seinen Inhalt erhielt, hatte durch Alwine Frommann die Papiere Louise Seidlers vor dem Kriege von 1870 erhalten. Bruchstücke erschienen im Jahre 1872 in den Hamburger Nachrichten und wurden mit zunehmender Teilnahme der im neuen Deutschen Reiche kraftvoll erstarkenden Gemeinde Goethes begrüßt. Im Herbst 1873 wurde das sorgsam redigierte Buch ausgegeben. Schon 1874 war die zweite Auflage nötig. Adolf Stahr und Rudolf Gottschall, Herman Grimm und Theodor Fontane wurden zu ausführlichen Besprechungen angeregt, dänische Zeitungen kommentierten erregt die veränderten Nachrichten über Thorwaldsens Liebesleben, die Louise Seidler berichtet hatte. Die „Erinnerungen Louise Seidlers" schienen berufen, neben Kügelgens Jugenderinnerungen eines alten Mannes, mit welchen sie zusammen genannt wurden, ein Lieblingsbuch der Nation zu werden.

Aber es kamen zu der gewohnheitsmäßigen Überholung durch andere Publikationen auch äußere Umstände dazu, die das Erscheinen einer dritten Auflage des vergriffenen Bandes verhinderten. Louise Seidlers Erinnerungen gerieten in völlige Vergessenheit, und nur flüchtig, während der Jahrhundertausstellung von 1906, wurde ihrer gedacht als einer ausgezeichneten biographischen Quelle für das Leben der erst jetzt gewürdigten Maler Kersting und Kaspar David Friedrich. Der kulturhistorisch höchst wertvolle, mit liebenswürdiger Bescheidenheit vorgetragene übrige Inhalt blieb unbeachtet, der Reichtum und die warmherzige Schilderung bedeutender Zeiten und großer Menschen unerkannt. Die lebendige Auswirkung der Persönlichkeit Goethes auf eine der schlichtesten Begabungen in seiner Nähe, von Herman Grimm in seinem Essay vorzüglich gefaßt und in wundervoller Rhetorik dargestellt (in seine „Fünfzehn Essays", Berlin 1874, 3. Aufl. aufgenommen), hätte wahrlich verdient, als Gegenbeispiel gegen die überhandnehmenden egozentrischen Gepflogenheiten modernen Literatentums zu gelten. Wenn nunmehr, genau fünfzig Jahre nach ihrer erstmaligen Veröffentlichung, die Erinnerungen Louise Seidlers zum dritten Male herausgegeben werden, mag die unterdessen nach anderen Gesichtspunkten eingestellte Mode vielleicht die empfindsame Ursprünglichkeit, die romantisierende Naivetät der Erzählung anerkennen. Die

persönliche Verbindung mit ihrer Welt, die vor einem halben Jahrhundert noch allgemein bestand, und vielen Lesern den Reiz der persönlichen Tradition gewährte, ist ja heute nur ganz wenigen mehr beschieden. Aber die aufrichtige Anerkennung der bewiesenen strengen sittlichen Grundsätze, die nach 1870 nicht zum wenigsten dazu beitrug, diesem in seiner Vereinigung von künstlerischen, literarischen und historischen Begebenheiten sehr vereinzelt dastehenden Memoirenwerk Verbreitung zu sichern, wird auch die Generation von 1920 dankbar verpflichtet wiederholen, die das von allem literarischen Beiwerk und sonst erreichbarem fremden Ballast befreite, nunmehr Louise Seidler allein zugehörige Buch zur Hand nehmen wird.

Hermann Uhde-Bernays

Anmerkungen

S. 15. Fanny Caspers, ſ. S. 154 ff.

S. 51. Das Bildnis Goethes von Louiſe Seidler gelangte aus Herman Grimms Nachlaß an das Goethemuſeum. Knebel ſchreibt ſeiner Schweſter am 6. Dez. 1811: „Da Goethe nur bis den 29. hier blieb, ſo gaben wir ihm an demſelben Tage ein kleines Mittageſſen, wozu wir einige bekannte Freunde luden, und auch Mademoiſelle Louiſe Seidler, die Goethen recht artig und jugendlich gemalt hatte.“ Vgl. Knebels Liter. Nachlaß und Briefwechſel, Berlin 1835, Nr. 580.

S. 51. Vgl. Goethes Brief an Louiſe Seidler vom 28. Dezember 1810. Weimar. Ausg. Bd. 21, S. 451.

S. 59. Louiſe Seidler hat hier angemerkt: „Wie wenig vorteilhaft das Äußere der Herzogin auch war, der Hofmaler Profeſſor Graſſi hat ſie doch ſo edel aufgefaßt, daß das Bild eine der ſchönſten Zierden des gothaiſchen Schloſſes geworden iſt. In weißem Atlasgewande ſteht die Fürſtin an einem mit reichem Teppich geſchmückten Tiſche; die linke Hand hält einen Federwedel, während die Rechte aus einem Schmuckkäſtchen eine Schnur Perlen hervorzieht. Das Porträt iſt ſebenſo einfach und würdig gedacht, wie klar und ſchön gemalt. Als Pendant hängt an der gegenüberliegenden Wand ein Bildnis des Herzogs Auguſt in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, von dem nämlichen Künſtler herrührend.“ Beide Gemälde ſind im Schloſſe zu Gotha.

S. 62. Das Gemälde befindet ſich im Muſeum in Gotha.

S. 63. Der Roman heißt „Kyllenion, oder ein Jahr in Arkadien.“ Gotha 1805. Vgl. Fr. Jacobs verm. Schriften. Gotha 1823—1862. VI. 464. VII. 176 ff. 517.

S. 68. Vgl. Goethes Brief an Louiſe Seidler vom 23. April 1812. Weim. Ausgabe. Bd. 23. S. 353.

S. 68. Vgl. „Caroline.“ Leipzig 1871, Schellings Leben in Briefen, Leipzig 1870.

S. 70. Vgl. Knebels Briefwechſel a. a. O. Nr. 586. 614. 620.

S. 72. Vgl. Goethes Briefe an Louiſe Seidler vom 24. Februar, 2. und 13. März 1813, 24. und 27. März 1813. Weim. Ausg. Bd. 23. S. 291, 297, 300, 303.

S. 75. Den beiden erſten Auflagen der Erinnerungen Louiſe Seidlers waren hier verſchiedene Briefe des Jenenſer Univerſitätsprofeſſors Kiefers beigefügt, der den Feldzug als Freiwilliger mitmachte.

S. 80. Vgl. Goethes Briefe an Louiſe Seidler vom 20. und 28. Dez. 1815, 2. März, 30. März, 12. Juni, 1. Juli 1816. Weim. Ausg. Bd. 26. S. 190, 205, 283, 320. Bd. 27. S. 53, 73. S. auch Goethes Brief an Sulpiz Boiſſerée vom 24. Juni 1816, ebda. Bd. 27. S. 63.

S. 86. Vgl. Goethes Brief an Langer vom 4. Juli 1817, ebda. Bd. 28. S. 162.

S. 91. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 18. Sept. 1817, ebda. Bd. 28. S. 253.

S. 98. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 12. Februar 1818, ebda. Bd. 29. S. 47. und Brief an Heinrich Meyer vom 16. März 1818, ebda. Bd. 29. S. 104. Es ist ein Abgrund von Herrlichkeit, und wohl unerläßlich, solche zu behalten." Wie Eckermann berichtet, zeigte Goethe am 20. Okt. 1828 nach aufgehobener Tafel einen „langen Papierstreifen mit Contouren des Frieses vom Tempel zu Phigalia", wohl Louise Seidlers Zeichnung.

S. 100. Die Kartons wurden von Cornelius nur begonnen, von Philipp Veit vollendet. Die Kartons von Cornelius erschienen Leipzig 1830 „Umrisse zu Dantes Paradies", mit erklärendem Text von Ignaz Döllinger.

S. 101. Bezieht sich auf Goethes Aufsatz: „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst" im zweiten Hefte von „Kunst und Altertum".

S. 128. Der genaue Titel lautet „Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde, in Rom und der Tartarei, über das moderne Kunstleben und Treiben: oder die Rumfortische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseff Anton Koch in Rom." Carlsruhe, J. Velten, 1834.

S. 140. Über die „schöne Winzerin von Albano" siehe Kestner, römische Studien. Berlin 1850. S. 81 ff.

S. 141. Hermann Nolte, geb. 1788, war Generalkonsul in Mexiko von 1827—1830, starb 1852. Vgl. das Buch seines Bruders Otto Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären, Hamburg 1853, Bd. I, S. 32 ff.

S. 155. Über Fanny Caspers und Thorwaldsen vgl. Thiele, Leben Thorwaldsens. Leipzig 1852—56. Bd. I, S. 344 ff. und Noack, Friedrich, Thorwaldsens Geliebte: Deutsche Revue 1900.

S. 213. Die Kopie befindet sich im Museum zu Weimar. Sie wurde in Kunst und Altertum, Jahrg. 1823, Heft IV „Weimarische Ausstellung" von Heinrich Meyer gerühmt.

S. 223. Ebenfalls im Weimarer Museum. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 11. Febr. 1831. Weim. Ausg. Bd. 48. S. 118.

Verzeichnis der Tafeln

Abb. 1. Louise Seidler, Selbstbildnis. Zeichnung. Versteigerung Henrici, Berlin 1917
„ 2. Louise Seidler, München Herzlieb. Gemälde*
„ 3. Dorothea Schlegel, Pastell von unbekannter Hand. Frau Dr. Dumont, Eisenach
„ 4. Ansicht der großen Hirschjagd auf dem Ettersberg bei Weimar zu Ehren der Kaiser Alexander und Napoleon, Kupferstich. Sammlung Prof. A. Kippenberg, Leipzig
„ 5. Caspar David Friedrich, Kreuz im Gebirge. Gemäldegalerie, Dresden
„ 6. Georg Friedrich Kersting, Caspar David Friedrich im Atelier
„ 7. Louise Seidler, Goethe. Pastell. Goethe-National-Museum, Weimar*
„ 8. Goethes Arbeitszimmer, kolorierte Lithographie von unbekannter Hand Sammlung Prof. A. Kippenberg, Leipzig
„ 9. Gerhard von Kügelgen, Selbstbildnis
„ 10. Philipp Veit, Jugendliches Selbstbildnis. Städtische Gemäldegalerie, Mainz
„ 11. Jagemann, Herzog August von Gotha. Bibliothek, Weimar*
„ 12. Georg Friedrich Kersting, Stube mit Stickerin. Großherzogliches Schloß, Weimar
„ 13. Georg Friedrich Kersting, Haarflechtendes Mädchen. Schleswig-Holsteinischer Kunstverein, Kiel
„ 14. Louise Seidler, Der Heilige Rochus. Nach dem Karton, an dem Heinrich Meyer mitarbeitete. Goethe-National-Museum, Weimar*
„ 15. Peter von Langer, Familienbild. Zeichnung. Graphische Sammlung, München
„ 16. Wilhelm von Kobell, Bogenhausen bei München. Radierung
„ 17. Robert von Langer, Dekorative Scene. Zeichnung. Graphische Sammlung München
„ 18. Franz Krüger, Peter Cornelius. Lithographie
„ 19. Friedrich von Olivier, Schnorr von Carolsfeld
„ 20. Joseph Anton Koch, Olevano. Anton v. Schumacher, Innsbruck
„ 21. Johann Friedrich Overbeck, Familie des Künstlers. Frau Senator Dr. Overbeck, Lübeck
„ 22. Karl Begas, d. Ae., Thorwaldsen. Nach der Lithographie von Legrand

* Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar veröffentlicht.

Abb. 23. Bonaventura Genelli, J. A. Koch in der Osteria. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett, Dresden
„ 24. Johann Anton Ramboux, Gebrüder Eberhard. Wallraf-Richartz-Museum, Köln
„ 25. Philipp Veit, Der Wirt des Café Greco mit seiner Tochter. Bleistiftzeichnung. Städtische Gemäldegalerie, Mainz
„ 26. Louise Seidler, Fanny Caspers. Nach einer Photographie von Frau Prof. Zade, Leipzig
„ 27. Eugène Delacroix, Paganini. Ehemals Sammlg. Chéramy
„ 28. Heinrich Bürkel, Landschaft mit römischen Banditen. H. Helbing, München, Katalog Willroyder
„ 29. Karl Blechen, Meeresstrand bei Neapel. Kaiser-Friedrich-Museum, Posen
„ 30. Thomas Fearnley, Terrasse bei Sorrent
„ 31. H. Näcke, J. K. Schinz. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett Dresden
„ 32. Louise Seidler, Niebuhr. Zeichnung. Museum, Weimar
„ 33. Vogel von Vogelstein, Louise Seidler in Rom. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett, Dresden

Regiſter

Adam, Albrecht 104
Albert von Sachſen-Coburg-Gotha 165
Alexander von Rußland 37
Amſler, Samuel 137
Anna Amalie v. Weimar 7, 9
Arioſt, Lodovico 20
Arndt, Ernſt Moritz von 17
Aſverus, Frau (Jena) 85
Atterbom, Peter Daniel Amadeus 88, 95
Auguſt, Emil Leopold v. Sachſen-Coburg-Gotha 28, 61 ff., 138, 218
Aurelian, Kaiſer 174

Baldi, Wirt von Olevana 195
Bancroft, Sir George 119
Bardeleben, Frau v. 157
Bardua, Karoline 55, 69
Baroccio, Federigo 51
Barth, Karl 137
Bartholdy, Jakob Salomo 100, 117, 204
Baſch, Hofprediger 8
Bäſe, Kopiſt 213
Baudiſſin, Gräfin 217
Bayern, Ludwig, Kronprinz 100
Becker 220
Beethoven, Ludwig van 39
Begas, Carl 136
Benda, Georg, Kapellmeiſter . . . 25
Benvenuti, Pietro 216
Bernadotte (Karl v. Schweden) 34 90, 203
Bernhard, Maler 191
Bernhard von Weimar . . . . . 73 ff.
Bernini, Lorenzo 173
Bettina v. Arnim . . . . . 57 ff., 232
Böhmer, Auguſte 13
Borgheſe, Maria Pauline, Prinzeſſin 168
Brandis, Dr., Chriſtian Auguſt 118, 156
Bridel, v., Geſandter v. Gotha . . . 218
Bröndſtedt, Peter Oluf . . . 155, 223
Buff, Charlotte 102
Bülow, Gabriele von, geb. v. Humboldt 157
Bunſen, Chriſtian Karl Joſ., Freiherr von 117, 146, 224
Buti, (in Rom) 120, 123
Byſtröm, Joh. Niklas 179

Calderon, de la Barca, Pedro . 20, 80
Calvaert, Dionyſius 78
Camuccini, Vincenzo 165
Campe („ein artiger junger Mann aus Hamburg") 219
Canova, Antonio . . 49, 129, 168, 192
Caracci, Annibale und Agoſtino . . 110
Cardoni, Vittoria 140
Carl Auguſt v. Weimar 7, 9, 37, 72, 81 103, 121, 213, 231
Carſtens, Asmus Jakob 150
Caſtagna, Andreo del 216
Caſpers, Fanny . . 15, 124, 154 ff., 190
Catalani, Angelica 95
Catel, Franz . . . 136, 191, 223, 228
Ceſaris, de, Muſikmeiſter des Prinzen v. Gotha 160
Chriſtiane v. Spanien 189
Clementi, Mucio 13, 20
Containcourt 32
Corneille, Pierre 32
Cornelius, Peter v. 49, 93, 99 117, 127, 204, 227
Corregio, Antonio Allegri da . . . 110
Corſini, Prinz 213

Dankelmann, Frau von 45
Denon, Dominique Vivant 225
Dietrichſtein, Fürſtin Alexandrine 165ff.
Dittersdorf, Karl, Ditters v. . . . 13
Dolci, Carlo 46
Domenichino (Domenico Zampieri) 52
Dow, Gerard 62

Eberhardt, Konrad, Bildhauer 102, 129 218
Eckhof (Gotha) 8
Edling, Graf 74, 78
Eggers, J. Karl 132, 157, 182, 217, 224
Egloffſtein, Julie und Karoline von 67
Elgin, Lord, Thomas Bruce . . . 95
Ellenrieder, Marie . . . . . 92, 133ff.
Eliſe (im Hauſe Dorothea Schlegels) 130/31
Ernſt I. v. Sachſen-Coburg-Saalfeld 60
Ernſt II. v. Sachſen-Coburg-Gotha 60, 65
Eſterházy, Fürſt Paul Anton 124, 203
Ettinger (aus Gotha) 27, 59, 112, 159 219

Facius, Angelica 233
Ferdinand v. Neapel 200, 212
Ferdinand III. von Toskana . . . 212
Ferretti, Jacopo 161
Feſch, Joſeph, Kardinal 211
Fieſole, Fra Giovanni da 216
Flaxman, John 39
Flor, Ferdinand 135
Fontane, Theodor 234
Fouqué, de la Motte, Friedrich . . 71
Francia, Francesco 224
Franz v. Aſſiſi 111, 162
Franz I. v. Öſterreich 190
Freiberg, Baron Wilhelm von . . 105
Friedrich, Caſpar David . . 42ff., 68
Friedrich v. Gotha 65, 150, 162, 165ff. 185, 218
Friedrich Wilhelm I. v. Preußen 7
Friedrich Wilh. III. v. Preußen 72 118, 145, 223, 225
Friedrich Wilh. IV. v. Preußen 69, 118
Frieſen, Freiin von 84
Frommann, Friedrich Johannes 20, 45 71, 76, 232

Gaddi, Taddeo, ... 216
Geoffroy, Oberarzt, ... 34
Genſler, Superintendent 9, 60
Gérard, François Pasqual, Baron de 200
Georg, Herzog v. Mecklenburg . . 53
Giorgione da Caſtelfranco 85
Ghirlandajo, Dominico di Tomaſo Bigordi 216
Giotto di Bondone 216
Giuliano, Gitarreſpieler 160
Goethe, Joh., Wolfgg. v. 8, 12, 20ff., 40, 45, ff., 67, 68, 69, 71ff., 73, 80 81, 111, 154, 223, 227, 231
Goethe, Auguſt v. 49, 147
Goethe, Chriſtiane v. . . . 48—50, 81
Gotter, Pauline (Schelling) 14, 17, 67 85, 88
Gottſchalk, Rudolf v. 234
Graff, Anton 54
Graſſalkowicz von Gyardi, Leopoldine von 124
Graſſi, Anton, Prof., Hofmaler 63, 138
Gries, Johann D. 20
Grillparzer, Franz 94, 161
Grimm, Herrman 234
Grimm, Giſela 232
Gröben, Henriette von 48, 68
Guſtav Adolf von Schweden . . . 225

Hartmann, Ferdinand Aug., Profeſſor 57
Haydn, Joſef 13
Hendrich, Kommandant i. Jena 20, 32 74
Hendel-Schütz, Henriette, ... 57
Herz, Henriette 47, 96, 112, 118, 130 155, 217
Helſt, Bartholomäus van der . . . 41

Herrmann, Maler 136
Herzlieb, München . . . . . 21—24
Hestermann (Neapel) 197
Heß, Heinrich 93, 94
Heygendorf, Frau v. (siehe Jagemann)
Hiller, Joh. Adam 13
Hjort, Dr. Peter 88, 95, 138
Hope, Sir Thomas 123
Hufeland, Christoph Wilh. 20
Humboldt, Alexander v., ... 231
Humboldt, Frau v. 99, 102, 120, 156 ff. 163, 198
Humboldt, Wilhelm v. . . . 120, 157

Jacobi, Friedrich Heinrich . . . 86, 97
Jacobs, Friedrich 8, 27, 61
Jacobs, Paul Emil 8
Jagemann, Henr. Caroline 35, 38, 45 70, 80/81, 103
Jagemann, Ferdinand 75
Imola, Innocencis da 224
Iffland, Aug. Wilhelm 50
Julius II., Papst 173

Kaatz (Kaaz), Karl Ludw., Maler 54
Karoline Amalie v. Hessen-Cassel 59
Karoline v. Weimar 78
Kauffmann, Angelica 119
Kaulbach 105
Kersting, Friedrich 72, 76, 234
Kestner, August Legationssekretär 162
Kieser, Diedrich G., Dr. . . . 67, 71
Klein, Auguste 124, 131, 140, 154, 182 228, 231
Kleist, Friedrich Heinr., General 115
Kloß, Geistlicher 143
Knebel, Karl Ludwig von . . 7, 25, 70
Knebel, Luise geb. Rudorff 25
Knispel 15
Knobelsdorf, Frau v. 18
Koch, Joseph Ant. 86, 117, 127—29, 227
Körner, Ch. Gottfried 44
Körner, Theodor v. 44, 72
Köthe, Prof. theol., Friedr. Aug. 67, 72
Kotzebue, Aug. Friedr. v. 8, 110, 151 204
Kügelgen, Gerhard v. 13, 55 ff., 68, 70 76, 77, 151, 234
Kummer, Kupferstecher 42, 77
Kummer, Auguste 77

Langer, J. P. v. 86, 91, 110
Langer, Robert v. 86
Lannes, Marschall 31
Langerich, Heinrich Immanuel . . . 121
Lenz, Bergrat 71
Leopold v. Sachsen-Coburg 164
Lindenau, Bernhard Aug. v. . . . 65
Lippi, Filippo 216
Lips, Joh. Heinrich 93
Loder, Justus Christian 20, 27
Löffler, Superintendent 87
Lorrain, Claude 166
Louis Ferdinand, Prinz 28
Louise, Prinzessin v. Gotha 60
Löwenich, Frau v. 103, 108, 180, 192 204
Ludwig I. von Bayern 101, 214, 217
Luther, Martin 94

Maderna, Stefano 173
Magnani, Anna Maria 125
Mackenzie-Seaforth, Franziska . . 125
Mantegna, Andrea 47
Marconi, Sängerin 163
Marezoll, Luise u. Marie 19, 71
Marezoll, Superintendent 76
Maria Paulowna, Großfürstin 37, 54 67, 79
Masaccio, Tommaso di Ser Giovanni 172
Massimi, Marchese . . . . 108, 130 ff.
Matthäi, Friedrich . . . . . 56 ff.
Mengs, Ant. Raphael 18, 57
Metzger, Restaurator 217
Meyer, Heinrich, Hofrat i. Weimar 49 52, 80

Michelangelo Buanarotti 49, 111, 173 180, 184
Müllner, Amad. Gottfried. Adolf 94
Murat, Joachim, König v. Neapel 200

Napoleon I. . . . 29, 32, 37 ff., 62, 69
Näke, Guſt. Heinrich 140
Neri, Filippo 161
Niebuhr, Barthold Georg 112, 118, 144 156, 177
Nieſenmeuſchel, General 32
Niethammer, München . . 85, 97, 103
Nolte, Hermann 141

Olivier, Friedrich 113
Overbeck, Joh. Friedrich 99, 117, 120 130, 140, 204
Overbeck, Frau Nina . . . . . 130 ff.

Paganini, Nicolo 160
Palmaroli, Pietro 137, 217
Paſſavant, Joh. Daniel . . . 116, 211
Paſſow, Franz 42
Paulſen, Profeſſor 135
Paulſen, Eliſa (Tochter Thorwaldſens) 127
Pecht, Friedrich 135
Perugino, Pietro Vanucci 224
Pius VII . . 64, 122, 145, 175, 188
Platner, Ernſt . . . . . 149—50
Pölzig, Graf (Gatte der Prinzeſſin v. Coburg) 60
Pomme, Kapitän 33
Pordenone, de Sacchis di Corticelli 211
Preller, Friedrich 232
Preti, Matteo 203
Pulini, Karoline (Veit) 113, 115, 136 229

Quandt, Johann Gottlob v. 40, 58 139 ff., 172, 178, 214, 227

Racine, Jean de 34, 37
Raffael Santi 42, 78, 91, 111, 116 177, 213, 219
Rambour, Joh. Anton 136
Ramdohr, v., Geſ. in Neapel 198 ff., 203
Rauch, Chriſtian Dan 178
Reden, Baron 163
Récamier, Julie 19
Recke, Eliſa von der 79, 139
Rehberg, Friedrich 191
Reichel, Kapaunenſtopfer 104
Rembrandt van Ryn 166
Reinhart, Joh. Chriſtian 136
Remy, Carl Heinrich 136, 228
Renazzi, Monſignore . 159, 186, 210
Reni, Guido 110
Repnin, Nikolai Waſſiliewitſch, Fürſt 76
Rhoden (Rohden), Joh. Martin 149 ff.
Rhomberg, Joſeph Anton 93
Riemer, Friedr. Wilhelm 21, 45, 48 232
Riepenhauſen, Franz u. Johann . 137
Rieß, Profeſſor 146
Ringseis, Nepomuk 91, 97, 102
Rodde, Frau v., geb. Schlözer . . 78
Romano, Giulio 110, 138
Röſel, Samuel . . . . 151—54, 191
Roſſini 203
Roth, Friedrich 87, 103
Roux, Jakob Wilh. Chriſt., Maler 28
Rumohr, Karl Fried. v. 193, 214, 217—18
Ruſcheweyh, Ferdinand 149

Salathé, Maler . . . . . 192 ff.
Salzmann, Chriſtian Gotthilf . . 17
Saſſoferrato, Giovanni Batt. Salvi 227
Sciarra, Prinzeſſin 223
Schadow, Wilhelm und Rudolf 99, 117 120 ff., 125, 136, 191, 214, 220
Schätzler, Bankier in Augsburg . . 85
Schelling, Friedr. Wilhelm Joſ. 14, 20 68, 69, 87, 94, 103, 138, 143
Schiller, Friedr. v. 11, 79, 80
Schinz, Kaſpar 93, 103, 121, 126, 130 162, 192 ff., 196, 208—10, 212 221, 229, 231—33

Schlegel, Aug. Wilhelm . 14, 20, 68
Schlegel, Friedrich v. 110
Schlegel, Dorothea 24, 99, 116, 119 131, 151, 155, 167, 182
Schlegel, Karoline 68
Schleiermacher, Friedr. Ernſt Dan. 18
Schlitz, Joh., Euſtach. Graf zu Görtz 7
Schnorr v. Carolsfeld, Julius Ritter 113, 132, 140
Schopenhauer, Johanna 78
Schröder, Coburg 18, 39
Schröder, Sophie 95
Seebeck, Joh. Thomas (Phyſiker) 27, 47
Seidel, Phillipp 37, 39
Seidelmann, Frau Prof. 138
Seidler, Johann Wilhelm 7
Seidler, Heinrich 8
Seidler, Wilhelmine . . . 2, 9, 79 ff.
Seidler (Vater) 9
Senefelder, Aloys 105
Senff, Maler 122
Shakeſpeare, ... 80
Solger, Henriette v. . . . 48, 68, 233
Sommariva, Graf 123
Spiegel, Frau v. 67
Stahr, Adolf 234
Steffens, Heinrich 90
Stein, Charlotte v. 8
Stieler, Penſionat 13
Stieler, Lotte 14, 68
Stock, Doris 44
Stockmar, Chriſt. Friedrich v. 18 ff., 84 165, 220
Strack, Prediger 75
Stuntz, Electrine 105
Sturmfeder, Frl. v. 163
Suter, (Sutter) Joſeph 117

Talma, François Joſeph 37
Taſſo, Bernardo 20
Tenerani, Pietro 122
Thorwaldſen, Bertel 102, 120 ff., 129—30, 147, 155, 163, 192, 223, 227
Tieck, Ludwig 20, 21
Tiſchbein, Heinr. Wilhelm 52
Thierſch, Friedrich 87, 141
Thümmel, Miniſter . . . . . 82 ff.
Thümmel, Moritz Aug. v. 84
Tizian Vecellio 52

Uhland, Ludwig 88
Ulrich, Karoline 48
Unzelmann, Karl 50

Veit, Johann 100, 115, 219
Veit, Philipp 24, 57, 99, 115, 117, 125 140, 182, 191, 215, 220, 226, 228 232
Vera, geb. Häſer (Sängerin) . . . 161
Viktoria v. England 165
Vogel, Chriſtian Lebrecht 41
Voigt, Suſette 27, 103

Waddington, Fanny (v. Bunſen) . 117
Wach, Karl Wilh., Maler 122
Wagner, Johann Martin 130
Wagner, Ferdinand 135
Walch, Profeſſor 23
Weber, Carl Maria v. 72
Werner, Zacharias 27
Weſſelhöft, Betty 45, 71
Wieland, Chriſt. Martin . . 7, 38, 79
Winkel, Thereſe aus dem, . . . 57—59
Witte, Karl 162
Wolff, Pius Alexander 80
Wolzogen, Frau v. 121

York, Joh. David Ludw. v. Wartenburg 70

Zelter, Karl Friedr. 45
Ziegeſar, Silvia v. . . 27, 40, 66, 73
Ziegeſar, Frau v., geb. v. Berg . . 55

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

ND
588
S45A2
1922

Seidler, Louise
Erinnerungen der Malerin
Louise Seidler